

bricolage 6

Innsbrucker Zeitschrift für Europäische Ethnologie



SOS
Sauberkeit Ordnung Sicherheit
in der Stadt

SERIES

bricolage

Innsbrucker Zeitschrift für Europäische Ethnologie

Herausgegeben von Reinhard Bodner, Timo Heimerdinger,
Nikola Langreiter, Silke Meyer und Ingo Schneider

Band 6

innsbruck university press



Herausgeberinnen und Herausgeber:

Nikola Langreiter, Johanna Rolshoven, Martin Steidl Margret Haider

Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie, Universität Innsbruck

Diese Publikation wurde mit finanzieller Unterstützung des Instituts für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie, des Vizerektorats für Forschung und des Dekanats der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Innsbruck sowie der Stiftung Fürstl. Kommerzienrat Guido Feger, Liechtenstein gedruckt.

Autorinnen und Autoren:

Aurelia Benedikt, Alexandra Bröckl, Anny Franzelin, Jenny Illing, Stefanie Kießling, Nikola Langreiter, Klara Löffler, Gerlinde Malli, Thomas Northoff, Laurent Promme, Johanna Rolshoven, Sarah Sailer, Martin Scharfe, Alexandra Schwell, Martin Steidl, Anna Stoffregen, Anselm Wagner, Jens Wietschorke, Thomas Rupert Winkler

Mit freundlicher Unterstützung von:

Vizerektorat für Forschung
der Universität Innsbruck
Dekanat der Universität Innsbruck
und der Kulturabteilung
des Landes Tirol



© *innsbruck* university press, 2010

Universität Innsbruck

1. Auflage

Alle Rechte vorbehalten.

Umschlaggestaltung: Kathrin Sohm unter Verwendung eines Fotos von Martin Steidl

Layout: Kathrin Sohm

Produktion: Finidr, s.r.o.

www.uibk.ac.at/iup

ISBN 978-3-902719-72-0

bricolage

Innsbrucker Zeitschrift für Europäische Ethnologie

Heft 6:

SOS – Sauberkeit Ordnung Sicherheit in der Stadt

Inhaltsverzeichnis

- xx *Nikola Langreiter, Johanna Rolshoven und Martin Steidl*
 Ordnung ist nur das halbe Leben
- xx *Johanna Rolshoven*
 SOS neue Regierungsweisen oder Save Our Souls – ein Hilferuf der Schönen
 Neuen Stadt
- xx *Anselm Wagner*
 Otto Wagners Straßenkehrer. Zum Reinigungsdiskurs der modernistischen
 Stadtplanung
- xx *Aurelia Benedikt*
 Historische Städteporträts im Spiegel der Kulturanalyse
- xx *Jens Wietschorke*
 Die urbane Kartierung von Sicherheit und Verbrechen. Zur visuellen Logik
 thematischer Stadtpläne
- xx *Alexandra Schwell*
 Grenzen mit und ohne Kontrollen: Der Mythos vom ‚sicheren‘ Nationalstaat
- xx *Georg Kreisler*
 Schützen wir die Polizei
- xx *Alexandra Bröckl*
 „Hässliche Flecken am Herz der Alpen“. Graffiti und seine Gegner in der
 „Weltstadt“ Innsbruck

-
- xx *Thomas Northoff*
Sinnlose Ordnung sprengen. Zur Zerstörung der Graffiti-Kultur als inoffizieller Begleiterin offizieller Diskurse
- xx *Anny Franzelin und Thomas Rupert Winkler*
Müll – die Bedrohung unserer geordneten Kultur. Oder: ist unsere Welt auf Müll gebaut?
- xx *Anna Stoffregen*
Es lebe die Stadt! Notizen zur Widersprüchlichkeit halböffentlicher Räume im städtischen Kontext am Beispiel des Wiener Museumsquartiers
- xx *Sarah Seiler*
Zur Kontextualisierung der Triade Sauberkeit, Ordnung, Sicherheit. Am Beispiel des Innsbrucker Rapoldiparks
- xx *Gerlinde Malli*
Kein Platz, um aufzufallen. Gefährdete Jugendliche im Arrangement Sozialer Arbeit
- xx *Stefanie Kießling, Jenny Illing und Laurent Promme*
Der Ordnung letzter Schluss. Die ordentliche Stadt im Spiegel der Kultur-analyse
- xx *Klara Löffler*
À la longue. Mensch und Hund unterwegs in der Stadt
- xx *Martin Scharfe*
Pfeil-Wut
- xx Autorinnen und Autoren

Ordnung ist nur das halbe Leben ...

Nikola Langreiter, Johanna Rolshoven und Martin Steidl

„Hinter dem U kömmt gleich das Weh,
Das ist die Ordnung im ABC.“¹

„Dem Gerechten keine Gesetze, und dem Weisen keine
Rathschläge. Und doch hat noch Keiner so viel gewußt,
als er für sich brauchte.“²

Der sechste Band von „bricolage. Innsbrucker Zeitschrift für Europäische Ethnologie“ ist dem – auch in dieser Stadt – brisanten Themenbündel Sauberkeit – Ordnung – Sicherheit (SOS) gewidmet. Sicherheit im öffentlichen Raum ist zu einer zentralen Agenda gegenwärtiger Stadtpolitik und Stadtplanung avanciert. Die Kommunen setzen verstärkt Maßnahmen, die am Leitbild der „sauberen und ordentlichen Stadt“ orientiert sind.³ Die aktuellen Diskurse und Entwicklungen bedürfen der Beobachtung und Reflexion; die einschlägigen Debatten sollen nicht ohne kulturwissenschaftliche Beteiligung vorstattengehen. Die Idee und Initiative, diese Ausgabe von „bricolage“ der kritischen Auseinandersetzung mit historisch und gegenwärtig propagierten und akzeptierten Vorstellungen von Sauberkeit, Ordnung und Sicherheit in der Stadt und mit den aktuell darauf rekurrierenden politischen Konzepten und Maßnahmen zu widmen, ging von Johanna Rolshoven aus. Sie motivierte im Rahmen einer Lehrveranstaltung in Innsbruck im Sommersemester 2009 die TeilnehmerInnen ausgehend

- 1 Schiller, Friedrich: Sämtliche Werke. Auf Grund der Originaldrucke, Bd. 1–5, Bd. 2: Wallensteins Lager, 8. Auftritt, Kapuziner. München 1962 (3. Aufl.), 293.
- 2 Lastanosa, D. Vincencio Juan de: An den Leser (1653). In: Gracián, Balthasar: Handorakel und Kunst der Weltklugheit. Übersetzt von Arthur Schopenhauer (Orig. Madrid 1653). Online unter: http://gutenberg.spiegel.de/?id=19&autorid=882&autor_vorname=Baltasar&autor_nachname=Graci%E1n+y+Morales&cHash=b31bbae2c6 (Stand: 15.7.2010).
- 3 So setzen etwa drei der vier größten für die Wiener Gemeinderatswahlen im Oktober 2010 kandidierenden Parteien im Wahlkampf auf SOS. Der amtierenden Bürgermeister Michael Häupl von der Sozialdemokratischen Partei lässt etwa die Slogans „Mir geht es um klare Regeln fürs Zusammenleben“ oder „Mir geht es um die sicherste Hauptstadt der Welt“ plakatieren; vgl. <http://2010.wien.spoe.at/kampagnenmaterial>; <http://oevp-wien.at/sicherheit>; http://www.fpoe-wien.at/fileadmin/Content/Wien/PDFs/PDF_Parteiprogramm/wien_parteiprogramm_2010_2seitig.pdf (Stand: 27.9.2010).

von ihren eigenen Beobachtungen in der Stadt zum Nachdenken und Schreiben über dieses Themenfeld.

Die Innsbrucker KulturwissenschaftlerInnen und namhafte KollegInnen aus Nachbardisziplinen und -ländern schreiben sich mit ihren, in diesem Band versammelten Beiträgen in eine serielle und europaweite Erkundungstour ein, deren Absicht ein kritisches Branding von SOS als stadtpolitischer Formel ist.⁴ Nach Erkundungstouren auf der Suche nach Sauberkeit, Ordnung und Sicherheit in der Schweiz, in Frankreich und England begann Johanna Rolshoven seit der Mitte der 2000er Jahre und dann 2008 gemeinsam mit Marburger Studierenden der Europäischen Ethnologie eine Sammlung „Raumbeute SOS“ zu erstellen, sie kulturanalytisch zu kontextualisieren und das gewonnene Wissen über aktuelle Politiken der Raumbeschneidung über Öffentlichkeitsarbeit zu vermitteln. Die Serie „SOS Marburg“, „SOS Innsbruck“ findet aktuell in der Lehrveranstaltung „SOS Graz“ eine Fortführung. Ziel ist die systematische Sensibilisierung für soziale Raumbeschneidungen in den Städten, die Aufforderung zu einer SOS-Vigilanz, welche die schleichende Entlassung bestimmter Teile der Bevölkerung aus den Grundrechten kritisch ‚überwacht‘ und zu Gehör, zu Papier und zu Gesicht bringt.

Rahmenhandlung, Gerüst und Maßstab zur Erfassung der komplexen ebenso offensichtlichen wie verborgenen und disparaten Phänomenologie eines „SOS-Innsbruck“, war Rolf Lindners Schlüsseltext „Vom Wesen der Kulturanalyse“.⁵ Luzide und brillant formuliert Lindner in dichter Kürze und Klarheit die im Grunde hochkomplexen Grundfesten der volkswissenschaftlichen Kulturanalyse. An wissenschaftlicher Erfahrung und lebensweltlicher Partizipation bemessen, an der Fähigkeit des Queer-/Querdenkens und des unbedingten Respektes vor der Akteursperspektive geschult, hält dieser Ansatz eine methodologische Apparatur bereit, ohne dass Forscherin und Forscher darüber die intuitive Eigenständigkeit ihres Denkens und Handelns an der Pforte zum ‚Feld‘ abgeben müssten. Und so nützten die Studierenden Lindners Beitrag auch und vor

4 Vgl. auch Rolshoven, Johanna: SOS-Schöne-Neue-Stadt : Sauberkeit, Ordnung und Sicherheit. In: *derive. Zeitschrift für Stadtforschung*, 40 (2010), Understanding Stadtforschung, 129-134; dies.: Cleaness, Order, and Safety: Towards Restrictive Re-Definitions of Urbanity. In: Dürr, Eveline u. Jaffe, Rivke (Hrsg.): *Environmental and Ecological Issues in Cities: An Anthropological Approach*. Oxford 2008; dies.: Die Wegweisung: Züchtigung des Anstössigen oder Die Europäische Stadt als Ort der Sauberkeit, Ordnung und Sicherheit. In: Egli, Werner u. Tomkowiak, Ingrid (Hrsg.): *Intimität*. Zürich 2007, 35-58.

5 Lindner, Rolf: Vom Wesen der Kulturanalyse. In: *Zeitschrift für Volkskunde*, 99 (2003), H. 2, 177-188.

alles als Reibfläche, als Ausgangspunkt, um kritisch zu überprüfen, inwieweit ein Andocken mit ihren eigenen Beobachtungen und Interpretationen möglich ist.

„Die Sättigung des sozialen Raumes mit Informationen und Bildern über vermeintliche Bedrohungen durch Fremde, Naturkatastrophen, Epidemien, Sozialabbau, Terrorismus usw. verursacht nicht nur kollektive und individuelle Gefühle der Verunsicherung, Paranoia und Panik, die sich zu einer ‚Kultur der Angst‘ formieren; sie führt auch zu Maßnahmen von Politik und Wirtschaft, den vermeintlichen Gefahren zu begegnen und permanent Unsicherheit in Sicherheit und Sicherheit in Unsicherheit zu konvertieren.“⁶

Das schreibt Tom Holert in einem kurzen Text zum Stichwort „Sicherheit“ im „Glossar der Gegenwart“ und befasst sich weiter mit kommerziellen Security-Diensten beziehungsweise der „Delegierung der Regelungszuständigkeiten“ durch den Staat an die Wirtschaft, an gesellschaftliche Gruppen und Einzelne.⁷ In diesen Zusammenhängen kommt das Begriffstrio Sauberkeit – Ordnung – Sicherheit in auffälliger Häufung vor, in der aktuellen Rede über die Stadt (das heißt in den politischen und medialen Diskursen) werden diese Termini meist in einem Atemzug genannt. Was haben diese Begriffe gemein? In welcher Beziehung stehen sie zueinander? Auf welche Traditionen rekurrieren und auf welche aktuellen gesellschaftstheoretischen Konzepte und Wirklichkeitskonstruktionen verweisen sie? Inwiefern werden im Licht des SOS-Diskurses Gesellschafts- mit Raumkonzepten verknüpft und wie wirkt sich dies aus?

Im Zuge der Vorbereitung dieses Bandes stellte sich im Redaktionsteam vor allem die Frage, wie und, mehr noch, warum die aktuellen sicherheitspolitischen Maßnahmen in den (uns vertrauten) Städten in verhältnismäßig breiten Öffentlichkeiten auf große Zustimmung stoßen. So fokussieren wir in dieser Einleitung auf diese Frage und konzentrieren uns dabei auf den im Begriffsbündel Sauberkeit – Ordnung – Sicherheit zentral gesetzten Terminus Ordnung. Nimmt Ordnung nicht nur in der Schlagwortkette, sondern auch im SOS-Konzept eine zentrale Position ein? Ist Ordnung das Vehikel, das die sicherheitspolitischen Maßnahmen transportiert? Werden diese Maßnahmen so gut angenommen, weil wir alle ohnehin zur Ordnung erzogen sind (Zucht und Ordnung) und sich diese Idee der Systematisierung der großen und kleinen, der fernen und nahen Welt tief in uns verankert ist?

6 Holert, Tom: Sicherheit. In: Bröckling, Ulrich u. a. (Hrsg.): Glossar der Gegenwart. Frankfurt a. M. 2004, 244-250, 246.

7 Holert 2004 (wie Anm. 6), 248.

Ordnung und Unordnung

Unter Ordnung wird der Zustand übersichtlicher Anordnung oder zielführender Abfolge verstanden, eine Taxonomie beziehungsweise ein Klassifikationssystem, aber auch eine moralische oder rechtliche Verhaltensanweisung. Die ordentliche Hausfrau ist nach wie vor sprichwörtlich, auf Wegen und Plätzen gilt die Straßenverkehrsordnung, in Zusammenhang mit der Mengenlehre plagen sich Schulkinder mit Ordnungsrelationen und das (wenigstens das Kinder-)Herz soll rein sein, die Großen sind immerhin manchmal aufgeräumter Stimmung. Ordnung ist also etwas ‚Öffentliches‘ und ‚Privates‘, etwas Kollektives und/oder ganz Individuelles. Doch wo immer sie gerade besteht und in Kraft ist, droht sie stets, sich aufzulösen, weshalb sie fortlaufend gesichert oder wiederhergestellt werden muss. Am besten regelmäßig sortiert – gemustert, eingeteilt, geordnet und dabei aber auch ausgelesen – werden die Papiere und Schnipsel auf dem Schreibtisch, die Küchenabfälle, die Winterkleider der ganzen Familie, Daten und Informationen, Qualitäten, Leistungen und LeistungsträgerInnen. Diesem Vorgang geht Beobachtung voraus, Verhandlung womöglich und Prüfung, schließlich müssen Entscheidungen folgen, die in Listen und Verzeichnisse, Bewertungen, Rankings und neue Regeln oder Maßnahmen münden.

Die schillernde Bedeutung des Begriffs verweist auf die häufig zu beobachtende Indifferenz von Ordnung und Moral. Ordnungen als kulturell bedingte Phänomene sind an sich schon kulturwissenschaftlich interessant; die an sie geknüpften Wertvorstellungen und Ideologeme sowie die daraus oftmals resultierenden Diskriminierungen sind viel zu selten Thema europäisch ethnologischer Arbeit.⁸

Obwohl etwas geradezu Anthropologisches scheint Ordnung jeweils weder etwas selbstverständlich allgemein Geteiltes zu sein, noch verfügen alle Mitglieder einer Gesellschaft über denselben Ordnungssinn und -geist und geradezu Mehrheiten hadern mit der Umsetzung von einschlägigen Vorstellungen. Ordnung und Unordnung bedingen einander so sehr, wie sie sich voneinander abgrenzen. „Beides, so wissen wir, gehört zusammen. Beides ist kombinierbar und, je situativ, herstellbar auf Zeit.“⁹ Aber

8 Vgl. aber u. a. Gerndt, Helge: Ordnungen. Wie man sich Distanz verschafft. In: Löffler, Klara (Hrsg.): *Dazwischen. Zur Spezifik der Empirien in der Volkskunde*. Wien 2001, 75-82, und die darin kurz vorgestellten Werke von Edit Félis und Tamás Hofers „Átány-Studie“, über Leopold Schmidts Definition der Volkskunde als der „Wissenschaft vom Leben in überlieferten Ordnungen“ bis zu Ina-Maria Greverus‘ kritischen Betrachtungen zu kulturellen Ordnungen.

9 Köhle-Hezinger, Christel: *Das Schöne in der Ordnung oder: Neue Ordnungen, Neue Fragen?* In: Dies. u. Götsch, Silke (Hrsg.): *Komplexe Welt. Kulturelle Ordnungssysteme als Orientierung*.

während zur Unordnung quasi alles zu passen scheint, muss Ordnung notwendig alles exkludieren, was ihr Funktionieren stören könnte. Der Ordnung scheint ein viel kürzeres Dasein beschieden, als der Unordnung – und diese zu ordnen, ist meist eine längere Angelegenheit, als die Dinge in Unordnung zu bringen.

Bei Nichteinhalten der Ordnung drohen Zeitverlust, Verwirrung, Sünde, Gefahr, Krankheit und Verderben: Chaos. Schon deshalb – zum Schutz des Kollektivs und zum Schutz des unordentlichen Einzelnen vor sich selbst – braucht Ordnung Kontrolle. Die Familie, die Nachbarn, der Lehrkörper, der Arzt, der Rechnungsprüfer, der Gemeindepolizist, der Staat, Gott oder zumindest die Kirche – jedem Bereich sein Ordnungshüter. Und Ordnung verlangt nach Anleitung und Anweisung. Die Brunnenordnung regelte in Innichen detailgenau einen wichtigen Aspekt des Gemeinwesens und Zusammenlebens, nämlich den Umgang mit dem lebensnotwendigen Wasser und musste von allen Bürgern bei Strafe eingehalten werden.¹⁰ Die Hausordnung der *Leopold-Franzens-Universität Innsbruck* ist eine versteckte Ordnung. Nicht im Sinne einer impliziten Ordnung in der Art eines „tacit knowledge“ – sie ist tatsächlich unsichtbar und kaum zu finden, nicht in den Gebäuden der Hochschule ausgehängt, sondern versteckt in einem internen Mitteilungsblatt, das nur virtuell zugänglich ist. Doch wenn hier jemand oder etwas – die Formulierung lässt einigen Interpretationsspielraum – etwa durch unangenehmen Geruch auffällt, ermöglicht diese Ordnung eine „Abmahnung“ und infolge einen Ausschluss von der Benützung der Räumlichkeiten und Einrichtungen.¹¹ Hilfestellung im Umgang mit der Ordnung gaben und geben vielleicht noch immer Sprichwörter und Redewendungen, auch die Belletristik und jedenfalls und nach wie vor das Sachbuch. Wie ehemals die Hausväter durch ein auf sie abgestimmtes Genre – die Hausväterliteratur – beraten wurden und Anwei-

33. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Jena 2001. Münster u. a. 2003, 65-79, 65.

- 10 Z. B. mussten alle BürgerInnen eine Brunnenabgabe leisten, auch wenn sie gar kein Wasser aus dem kommunalen Brunnen bezogen. Vgl. dazu Lanzinger, Margareth: So fordert es auch die Billigkeit. Gerechtigkeitsvorstellungen in der Gemeindepolitik des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts. In: Griesebner, Andrea u. a. (Hrsg.): Justiz und Gerechtigkeit. Historische Beiträge (16.–19. Jahrhundert) (= Wiener Schriften zur Geschichte der Neuzeit, Bd. 1). Innsbruck u. a. 2002, 373-388, 383.
- 11 „Insbesondere ist zu unterlassen: a) jegliches Verhalten, welches dazu geeignet ist, die Ruhe, Ordnung und Sicherheit sowie das Ansehen der Universität zu stören, insbesondere die Erregung unnötigen, den Universitätsbetrieb störenden Lärms sowie die Belästigung der Benutzerinnen und Benutzer durch übermäßige Geruchsentwicklung.“ Haus- und Benützungordnung der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck. In: Mitteilungsblatt der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck, 25 (2008/2009), 131-136, 133, vgl. 135.

sungen für Landwirtschaft und Haushaltsführungen erhielten, aber auch Regeln für das Familienleben und die Personalführung,¹² liefern heute unzählige Ratgeber in allen möglichen Bereichen Wissen, Erfahrungswerte und gute („richtige“) Entscheidungen. In den Einleitungen zu diesen Büchern ist oft davon die Rede, dass das moderne Leben so vielfältig und komplex, zu kompliziert sei; dem entspricht die Einschätzung, dass dieses Zeitalter deshalb besonders viel Anleitungsliteratur hervorbrächte.¹³ Schaut man ein wenig in die Geschichte zurück, braucht man eigentlich nicht von „neuer Unübersichtlichkeit“¹⁴ zu sprechen. Zum einen war das Leben im – nur zum Beispiel – 18. Jahrhundert in manchen Bereichen durchaus kompliziert und womöglich komplizierter als heute, zum andern gibt es auch für diese Zeit eine Fülle von Anleitungsliteratur. Zu den historisch beratungsbedürftigen Bereichen gehörten etwa die Erziehung, die Kinderpflege und -hygiene,¹⁵ das Pilgern und Reisen, die Briefschreiberei¹⁶ oder eben die Führung von Haus und Hof. Worum es thematisch auch geht, immer soll ein gewisses Set an Regeln vermittelt und eine Ordnung hergestellt werden.

- 12 Z. B. Der Kleine Sorgfältige Haußhalter: Nebst der Geschäftigen Marta: Worinnen Kürztlich angewiesen wird/ was alle Monat durch das ganze Jahr bey der Garten-Arbeit in Acht zu nehmen/ Auch Wie man zu rechter Zeit gegen den Winter sich mit Fleisch versehen , Ochsen und Schweine mit großem Nutzen schlachte/ das fleisch vor Verderben verwahren/ gute Würste und Topff-Pasteten machen/ Auch allerhand Feder-Viehe mit Vortheil fangen/ warten und in kurzer Zeit feist machen könne. Osnabrück 1677; oder: Agricola, Johann Jacob II.: Schau-Platz dess Allgemeinen Hauss-Halten, in 3 Theilen. Nördlingen 1677. Die Verfasser der Hausväterliteratur waren oft evangelische Pastoren; vgl. Weber, Max: Die protestantische Ethnik und der Geist des Kapitalismus. Hg. von Dirk Käsler. München 2004 (Orig. 1904/05) mit einer Analyse des durch dieses (Arbeits-)Ethos hervorgebrachten Charakters.
- 13 „Als ‚Mechanismus der Unsicherheitsabsorption‘ gibt es den Rat schon seit der Antike.“ Duttweiler, Stefanie: Beratung. In: Bröckling, u. a. 2004 (wie Anm. 6), 23-29; Duttweiler zitiert wiederum: Fuchs, Peter u. Mahler, Enrico: Form und Funktion von Beratung. In: Soziale Systeme, 6 (2000), 349-368. Für den Zusammenhang von Ratgeberliteratur und Wissensgesellschaft bzw. einer (damit verbundenen) allgemeinen Verunsicherung vgl. Heimerding, Timo: Alltagsanleitungen? In: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde, 51 (2006), 57-71.
- 14 So der in vielen Zusammenhängen zitierte Buchtitel von Jürgen Habermas (Die neue Unübersichtlichkeit. Kleine Politische Schriften V. Frankfurt a. M. 1985).
- 15 Wie für Frankreich z. B. zeigt: Donzelot, Jacques: Die Ordnung der Familie. Übersetzt von Ulrich Raulff. Frankfurt a. M. 1980 (Orig. Paris 1977), v. a. Kapitel 2. Die Kinderpflege, 23–60. Den beratenden Ärzten, Verwaltern und Militärs war es vor allem drum, die Nation zu retten und das „Verkümmern der Eliten“ zu verhindern; ebd. 23.
- 16 In diesem Feld entstand mit dem Briefsteller ein Subgenre der Ratgeberliteratur; vgl. Kording, Inka K.: „Wovon wir reden können, davon können wir auch schreiben“. Briefsteller und Briefknigge. In: Beyrer, Klaus u. Täubrich, Hans-Christian (Hrsg.): Der Brief. Eine Kulturgeschichte der schriftlichen Kommunikation (= Kataloge der Museumsstiftung Post und Telekommunikation, Bd. 1). Heidelberg 1996, 27-33.

Vordergründig ein Manual für Taktik und Strategie eines Mannes bei Hofe, ist die Schrift „Handorakel und Kunst der Weltklugheit“ des spanischen Jesuiten und Gelehrten Balthasar Gracián; aber letztlich geht es um eine allgemeinere Lebenslehre – die letzte und 300. Maxime lautet: „Mit einem Wort, ein Heiliger seyn“.¹⁷ Wie bei Gracián, soll in einem großen Segment der rezenten Anleitungsliteratur zum ‚besseren Leben‘ Ordnung nicht das halbe Leben sein, sondern Ziel ist, das ganze Leben zu ordnen und (wieder) in den Griff zu bekommen.

Für die Internetgenerationen sind unzählige Websites abrufbar, die mit diversen Tipps und Tricks zu Ordnung und Leichtigkeit = Lebenstüchtigkeit führen oder beim Finden der persönlichen „Anti-Chaos-Strategie“¹⁸ unterstützen, ein Publikum mit Hang zu Fernöstlichem könnte es unter anderem mit der „Kaizen-Methode“ versuchen. Mittels dieser „Veränderung zum Besseren“ sei „Ordnung auf Dauer“ zu bewirken. Interessant für den weiteren Zusammenhang von „Sauberkeit – Ordnung – Sicherheit“ sind insbesondere die Schritte vier und fünf der Methode. Es gilt, „nicht sesshafte Gegenstände als Quell aller Unordnung“ zu erkennen und diese „Nomaden“ dann sesshaft zu machen.¹⁹ In Kenia wurden vor zwei Jahren Nomaden endlich mit EU-Hilfe dauerhaft angesiedelt²⁰ und auch in unseren Breiten sind Probleme und Konflikte mit vagierenden Lebensformen Tradition. Als „asozialen Haufen“ stigmatisiert wurden und werden fahrende Gruppen wie Roma und Sinti, Jenische oder die Karnner in Tirol,²¹ und als potentiell delinquent gelten immer auch Zirkusleute, Marktfahrer, sogar Handwerker auf Wanderschaft.²² Menschen ohne festen Wohnsitz, die sich in Wien

-
- 17 Gracián, Balthasar: Handorakel und Kunst der Weltklugheit. Übersetzt von Arthur Schopenhauer. Frankfurt a. M. 2009 (Orig. Madrid 1653), Aph. 300.
- 18 Wie beispielsweise auf dem Internetportal der Kommunikationsfirma Vodafone „Arcor“. Online unter: http://www.arcor.de/content/verbraucher/ratgeber/haus/entruempeln/39383434_1,artikel,Ordnung+schaffen+Finden+Sie+Ihre+p%C3%B6nliche+Anti-Chaos-Strategie.html (Stand: 15.7.2010).
- 19 Vgl. VNR-Redaktion: Die Kaizen-Methode. Ordnung auf Dauer. Auf: VNR. Selbstmotivation. Visionen-Nutzen-Rat. Hier sind die Experten.VNR Verlag für die Deutsche Wirtschaft AG. Online unter: <http://www.vnr.de/b2c/lebensberatung/selbstmotivation/die-kaizen-methode-ordnung-auf-dauer.html> (Stand: 15.7.2010).
- 20 Krafczyk, Eva: Nomaden werden sesshaft. In: dpa, 29.7.2008. Online unter: <http://www.n-tv.de/politik/dossier/Nomaden-werden-sesshaft-article11833.html> (Stand: 19.7.2010).
- 21 Vgl. Baumgartner, Gerhard u. Belgin, Tayfun (Hrsg.): Roma & Sinti: „Zigeuner-Darstellungen“ der Moderne (Katalog zur gleichnamigen Ausstellung). Krems 2007; Pescosta, Toni S.: Die Tiroler Karnner. Vom Verschwinden des fahrenden Volkes der Jenischen (= Tiroler Wirtschaftsstudien, Bd. 55). Innsbruck 2003.
- 22 Hier nur z. B. Wadauer, Sigrid: Die Tour der Gesellen. Mobilität und Biographie im Handwerk vom 18. bis zum 20. Jahrhundert (= Studien zur historischen Sozialwissenschaft, Bd. 30). Frankfurt a. M. u. New York 2005.

zwischen 2006 und 2009 zusammengeschlossen und drei Wagenburgen errichtet hatten, wurden von der Stadtgemeinde einerseits dingfest gemacht, indem sie Standplätze zugewiesen bekamen, zum anderen werden die Wagengruppen immer wieder aufgelöst und die modernen Fahrenden vertrieben. Womit zugleich und paradoxerweise die erwünschte permanente Anwesenheit unterbunden wird.²³

Ordnung und Ordnungen

Womöglich sind es gerade die alternierenden Bedeutungsgehalte die dem Begriff Ordnung Eingang in unterschiedliche politische Diskurse eröffnen. Durch deren Verknüpfung werden politische Argumente kreiert, die – nachdem das Chaos droht – keinen Widerspruch erlauben. Dabei bedeutet Ordnung keinesfalls nur das Gegenteil von Chaos – das soll im Folgenden aufgezeigt werden.

So kann der Ordnungsbegriff in einen systematisch/analytischen und einen normativen differenziert werden: Der systematisch/analytische Begriff von Ordnung ist auf Erkenntnisgewinn ausgerichtet; er formiert das Gegebene (etwa die Gesellschaft) einem Modell entsprechend und tätigt auf Basis dieser gewählten Ordnung Aussagen über das Untersuchte. Er ist ein Erschließungs- und Analyseraster. Charakteristisch ist, dass der systematisch/analytische Ordnungsbegriff keine universelle Gültigkeit verlangt – denn auch alternative Ordnungen des Wissens (etwa andere Gesellschaftsmodelle) erlauben das Generieren von Erkenntnissen. Dieses Ordnungsverständnis legt auch eine gewisse Beliebigkeit und somit den artifiziellen Charakter von systematisierend/analytischen Ordnungen offen. Diese Künstlichkeit war bereits, wagt man einen Seitenblick auf die großen Systematisierungsunterfangen der Biologie im 18. Jahrhundert, deren Protagonisten im Ansatz klar. Obwohl ihre Suche einem ‚natürlichen System‘ galt, war die „Einsicht [geläufig], daß alle bis dahin aufgestellten Klassifikationssysteme [...] künstlich waren, d. h. daß sie allein unter diagnostischen Gesichtspunkten Sinn machten – also in ihrer Zweckmäßigkeit für unsere [zutiefst menschlichen] Klassifikationsbedürfnisse“.²⁴

23 Vgl. die TV-Dokumentation am Beispiel der Wagenburg in Wien/Simmering von Gordon, Robert: *Fahrendes Volk*. Am Schauplatz, ORF 2, 14.8.2009. Online unter: http://www.youtube.com/watch?v=qR_m9pjTMbc (Stand: 19.10.2010).

24 Lefèvre, Wolfgang: Jean Baptiste Lamarck (1744–1829). In: Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte, 61 (1997), Preprint. Online unter: <http://www.mpiwg-berlin.mpg.de/Preprints/P61.PDF> (Stand: 3.4.2009).

Dass das Generieren von Wissen durch Leitordnungen behindert wird, hält etwa Paul Feyerabend in seinem Anschreiben gegen festgefahrene, zum Dogma erhobene (wissenschaftliche) Denkstile und Paradigmen fest, wenn er entgegnet: „Anything goes“²⁵ und damit nicht nur auf die Künstlichkeit der analytischen Ordnungen verweist, sondern für eine Vielfalt derselben plädiert. Der systematisch/analytische Ordnungsbegriff verweist also nicht auf *die* Ordnung (und auf das Chaos als deren Gegenteil), sondern auf die Vielfalt potentiell möglicher Ordnungen.

Der normative Ordnungsbegriff ist hingegen nicht auf Erkenntnisgewinn ausgerichtet, sondern er zielt auf das Durchsetzen und Verbreiten einer einzigen, jedoch ebenfalls kontingent gewählten, gewissermaßen beliebigen Ordnung. Dieser Begriff von Ordnung findet sich etwa in „Zedlers Universallexikon“ aus dem Jahr 1742 und spricht sowohl gesellschaftliche Hierarchien, als auch die daraus erwachsende Macht zur (politischen) Verordnung an.²⁶ Anhand seiner normativen Funktionalität kann, und das ist zugleich die Charakteristik der Verordnung, das Richtige vom Falschen getrennt werden. Deshalb darf dieser Ordnungsbegriff außerhalb der verordnenden Instanzen (und deren Regulatorien) auch nicht verhandelt werden, sondern ist in seiner Funktionalität von Grund auf dogmatisch. Alles nicht Entsprechende wird außerhalb verortet – jenseits von Gesetz, Norm und Ordnung – im Verbrechen, im Anormalen, im Chaos.

Obwohl die beiden angesprochenen Ordnungsbegriffe sich scheinbar leicht von einander trennen lassen, sind die Übergänge von einer bedeutsamen Unschärfe gekennzeichnet: Das Modelldenken etwa versucht den systematisch/analytischen Ordnungsbegriff so weit als möglich dem empirisch Beobachtbaren anzupassen. Gesucht wird im Zuge dessen immer noch die ‚natürlichen Ordnung‘. Je besser sich ein Modell den empirischen Tatsachen zu nähern scheint, je exakter die Prognose gelingt, desto näher scheint die Wahrheit. Eine Wahrheit, die jedoch auch anders gesehen werden könnte – ein anschauliches wie bekanntes Beispiel hierfür sind etwa die Thesen Galileo Galileis gegen das geozentrische Weltbild: Die Kirche berief sich in ihrer Verteidigung der Geozentrik nicht zuletzt auf die exakten Prognosen, die ebenjene Kosmographie produzierte, die heute als Irrweg erkannt ist.²⁷

25 Feyerabend, Paul: Wider den Methodenzwang. Frankfurt a. M. 1983 (2. Aufl., Orig. 1976), 21.

26 Ordnung (menschliche). In: Zedler, Johann Heinrich (Hrsg.): Grosses vollständiges Universal-Lexikon Aller Wissenschaften und Künste, Welche bishero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden und verbessert worden, Bd. 25. Leipzig u. Halle 1740, 1826 f.

27 Vgl. Feyerabend 1983 (wie Anm. 25), 206-220.

Auf der anderen Seite setzen normative Ordnungen Erkenntnisse der Wissenschaft um, die auf systematisch/analytischen Ordnungssystemen basieren. Dabei transportieren sie nicht nur das Missverständnis von wissenschaftlicher Eindeutigkeit und Wahrheit, sondern verdecken gerade wegen der Hervorhebung von bestimmten, mit dem Anschein ‚der wissenschaftlichen Tatsache‘ angereicherten Ordnungen die Möglichkeit einer alternativen Betrachtung.

Phantastische Zäsuren der Ordnung

Das Verbinden unterschiedlicher Ordnungssysteme zu einem Netz von Ordnungen, Verordnungen und Gesetzen gehört zum Geschäft der Politik. Ihre Aufgabe kann auch als ein Abwägen der weitgestreuten und nicht selten gegenläufigen Interessen beschrieben werden, durch die Gesellschaften gekennzeichnet sind. Diese notwendige Praxis der Gewichtung, Adaptierung und Verknüpfung isoliert gültiger (etwa wissenschaftlicher) Ordnungen führt jedoch bisweilen zu einem Ineinandergreifen des Disparaten und hat Zäsuren zur Folge, die das betroffene Feld wider jede Vernunft mit-strukturieren.

Anstatt diese strukturelle Schwäche der (Ver-)Ordnungspraxis anhand von Beispielen aus dem SOS-Diskurs zu exemplifizieren und damit Fehlleistungen bestimmter Instanzen der Macht über Gebühr hervorzuheben und vorzuführen, dürfen und können Europäische EthnologInnen näher am Alltag, näher am scheinbar Banalen und ebenso näher am Phantastischen, etwa in Werken der Kunst, aufzeigen, um die abstrakten Auswirkungen des Ineinandergreifens disparater Ordnungssysteme wertneutral offenzulegen.

Feinsinnige Alltagsbeobachtungen von Konrad Köstlin lenken in diesem Sinne die Aufmerksamkeit auf die ordnende und hervorhebende Wirkkraft des dezimalen Zahlensystems: Etwa beim Überschreiten der 100.000er Marke am Kilometerstand des Autos, das von LenkerInnen nicht selten als bedeutungsvoller Punkt wahrgenommen und mitunter sogar fotografisch festgehalten wird; oder der aufgeladene Moment des ‚ten years after‘ eines Ereignisses. Welche Schlüsse über Kultur lassen sich anhand dieser Ausrichtung des Besonderen am Dezimalen ziehen? Köstlin konstatiert auf Grundlage der angeführten Beispiele mit spitzer Feder einen „Sieg der populären Nullen“ und deutet diesen weiter – als Sieg „der Ästhetik der Dekade, der Sieg des Dezimalsystems

in den Kulturen unserer Erinnerung“.²⁸ Der Blick muss auf der Suche nach Unvernunft in all der Vernunft also nicht sonderlich weit schweifen, denn Beispiele für derart vernunftfernes Ineinandergreifen von Ordnungen sind alltäglich – sie sind oft derart nah, dass sie kaum noch auffallen.

Die Frage, was denn Ordnung sei und wie verschiedene Ordnungen miteinander korrespondieren, wurde auch in der Kunst wiederholt aufgegriffen und bearbeitet. Eine dieser künstlerischen Auseinandersetzungen soll im Folgenden nachgezeichnet werden.

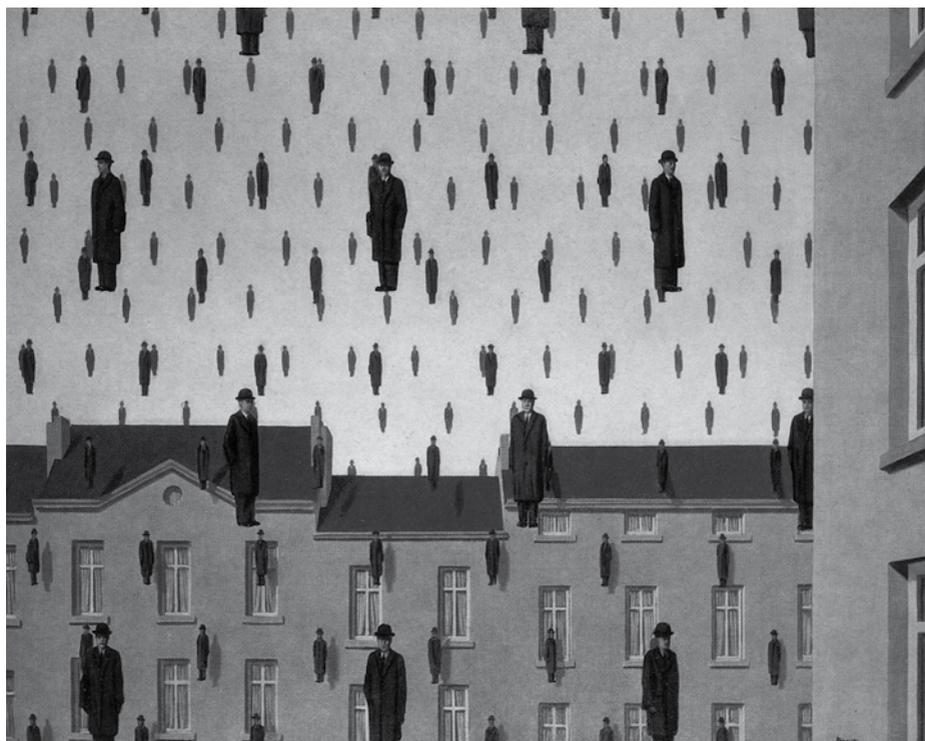


Abb. 1. René Magritte: Golconde (1953), Öl auf Leinwand, 81 x 100 cm. Abdruck mit freundlicher Genehmigung der VG Bild-Kunst.

28 Köstlin, Konrad: „Wenden“ und Skalen. Zäsuren als Ordnung unserer Erinnerung. In: Ders. u. a. (Hrsg.): Die Wende als Wende? Orientierungen Europäischer Ethnologien nach 1989. Wien 2002, 9-26, 16.

Von einer Querstraße aus ist der Blick auf eine graue, eintönige Häuserfront gerichtet über deren braunroten Dächern sich in blaugrau gehalten ein ebenso eintöniger Himmel erhebt. Der frontale Blick auf die Fassaden wird nur am rechten Bildrand von einer naheliegenden Fassade verdeckt, doch auch diese unterbricht nicht die Monotonie. Vielmehr verstärkt sie noch die Eintönigkeit, da in ihr dasselbe Grau, dieselbe architektonische Form weitergezeichnet wird. Die Fenster gleichen einander ebenso. Sie sind verschlossen und die Vorhänge zugezogen. Nichts an diesen Häusern ist akzentuiert, nirgends finden sich Schmutz, Ruß oder ähnliche Abdrücke von Nutzung, nichts unterbricht die Ordnung. Das Bild „Golconde“ von René Magritte hätte wohl nie den Bekanntheitsgrad erlangt, wäre da nicht ein weiteres Element zentral in Szene gesetzt: Schwarz gekleidete Herren, alle im Trenchcoat, mit Aktentasche und Melone, in eine strenge geometrische Ordnung gebracht. Doch zur selben Zeit spotten gerade diese ordentlichen Herren, da frei im Raum schwebend, der Ordnung - nämlich jener, die ihnen als ‚Ordnung der Natur‘ gewissermaßen Bodenständigkeit abverlangen wür-

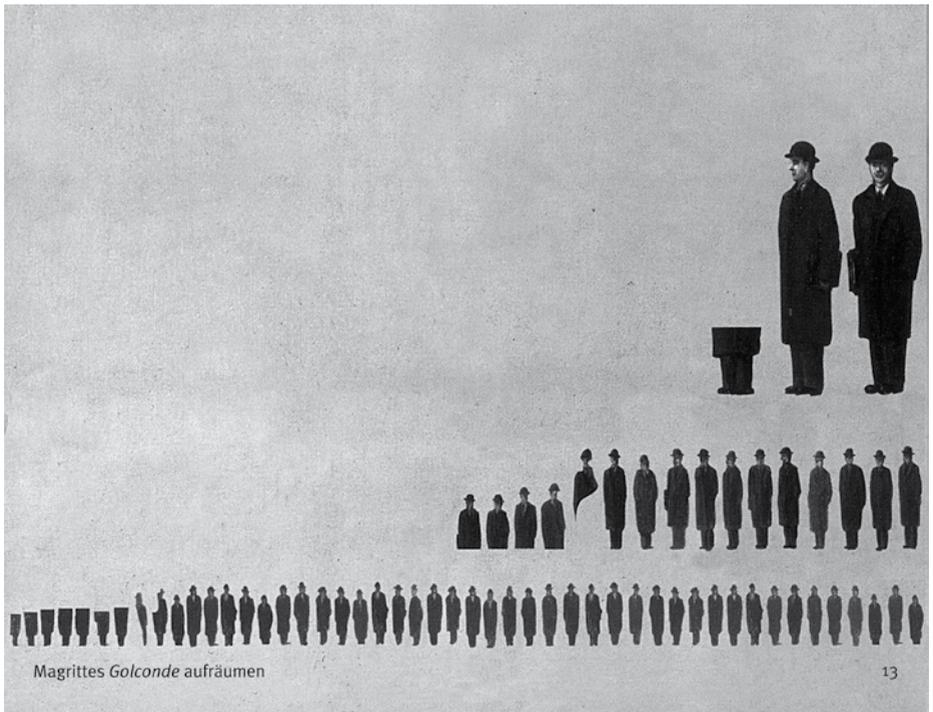


Abb. 2 Ursus Wehrli Magrittes *Golconde* aufräumen (wie Anm. 30). Aus: Kunst aufräumen (wie Anm. 30). Mit freundlicher Genehmigung des Verlags Klein & Aber.

de. Der Fingerzeig Magrittes gilt der Bedeutungslosigkeit jener anziehend ordnenden Kraft, die das Phantastische nicht zu beschweren vermag; oder weiter gefasst: dem begegnenden Spiel disparater Ordnungen.

In seiner Bearbeitung von „Golconde“ räumt der Schweizer Künstler Ursus Wehrli das Bild auf.²⁹ Für dieses Unterfangen werden nur gewissen Elemente aus dem Werk von Magritte herangezogen – die in unbestimmbarem Blau schwebende Herren. Es sind die schwarzgekleideten Melonenträger, die – trotz der geometrischen Strenge ihrer Montage – von Wehrli als unordentlich herausgegriffen und aufgeräumt werden. Separiert nach Größe in drei Reihen, säumen die kleinen Herren Schulter an Schulter den unteren Bildrand, rechtsbündig darüber finden sich die mittelgroßen ein und die großen Herren ganz oben. Das ursprünglich doch unordentliche Bild darf nun den Charme „aufgeräumter Kunst“ verbreiten.

Einfach Ordnung

„Leiden Sie manchmal unter der Kompliziertheit des Lebens? [...] Dieses Buch zeigt Ihnen, wie Sie Schritt für Schritt Ballast abwerfen und Ihr Leben vereinfachen ...“³⁰ Werner Tiki Küstenmacher und Lothar J. Seiwert, die Autoren des Bestsellers „simplify your life“³¹ setzen voll und ganz auf Ordnung, wenn sie Ratsuchende auf den „simplify-Weg“³² schicken. Bevor erfolgreiche Vereinfacher zum Kern, nämlich dem Nichts-Tun, vordringen können, gibt es auf einigen Ebenen Klärungsbedarf, gilt es, gute Vorschläge umzusetzen, dazu jede Menge x-Punkte-Programme und To-Do-Listen abzuarbeiten. Die beiden Ratgeber³³ arbeiten mit dem Bild einer siebenstufigen „Lebenspyramide“ und führen auf dem Weg an die Spitze zugleich vom Äußeren zum Inneren. Begonnen

29 Vgl. Wehrli, Ursus: Kunst aufräumen. Königstein i. T. 2004 (2. Aufl.), 12 f.

30 Küstenmacher, Werner Tiki u. Seiwert, Lothar J.: simplify your life. Einfacher und glücklicher Leben. Frankfurt a. M. u. New York 2002 (9. Aufl.), Klappentext.

31 Zum Buch bzw. der inzwischen erschienen Serie an einschlägigen Publikationen gibt es die Website: <www.simplify.de>. Hier ist ein „simplify Newsletter“ zu abonnieren, sind täglich Tipps zum Entrümpeln oder Informationen zum neuen „simplify Gartendoktor“ abzuholen (Stand: 16.7.2010). Aktuell liegt das Buch (Orig. 2001) in der 16. Auflage vor. Für eine Analyse des Buches – mit dem Fokus auf „populäre Konfliktlagen und Lebensprobleme“ siehe Heimerdinger 2006 (wie Anm. 13), v. a. 62-68.

32 Küstenmacher/Seiwert 2002 (wie Anm. 30), 13.

33 Ein interessantes Detail am Rande ist, dass Küstenmacher als gelernter evangelischer Pfarrer nicht nur in einer inhaltlichen, sondern auch beruflichen und geistesgeschichtlichen Tradition mit der alten Hausväterliteratur steht.

wird damit, Ordnung in den Umgang mit Sachen zu bringen; ausgehend vom Schreibtisch ordnet man nach und nach Haus und Hof: „Ziehen Sie die Jacke von jemand anderem an, verlassen Sie Ihre Wohnung, und betreten Sie sie wieder, als wären Sie ein Fremder. Sehen Sie [...] verstellte Wege durch herunterhängende Pflanzen, ein unleserliches Namensschild, Altpapierstapel, eine überfüllte Garderobe ...“ Menschen mit viel Gerümpel, beobachten die Autoren, sind häufig dick – „[m]öglicherweise dienen beide, Körperfett und materielle Schätze, dem Selbstschutz.“³⁴

Aber der Körper kommt erst später dran. Auf die Ordnung der Dinge folgen die finanziellen Angelegenheiten; dann soll das Problem Zeit in Angriff genommen werden. Wiederum geht es um ein ‚ordentliches‘ Verhältnis, um Planung und geregelte Abfolge, aber auch um Entlastung durch weniger Perfektion, durch Nein-Sagen und Entschleunigung. Sogar zu kleinen Fluchten wird geraten. Erst danach gilt es, sich des eigenen Leibes anzunehmen. Denn: Glücksstoffe schüttet nur der geforderte und gepflegte Körper aus; zugleich aber muss die Einstellung zur Fitness entspannt werden.³⁵

Hier wie für die anderen Problemstellungen kombinieren die beiden Ratgeber – ganz der „bricolage“³⁶ entsprechend – Elemente und Fragmente aus verschiedensten Denkrichtungen, Epochen und Traditionen und setzen sie neu zusammen. Aussagen zu Ordnung in Bezug auf Diät und Lebensweise gibt es in Hülle und Fülle, viele davon sind zu allgemeinen Weisheiten geworden und als Stehsätze in Gebrauch. Da geht es um Ordnung im Genuss – beim Essen und Trinken, bei Erotik und Sexualität, Arbeit und Vergnügen etc., aber es kursieren auch Sprüche wie: „Wenn ich *in meiner Ordnung* bleiben kann, so bin ich der gesundeste Mensch von der Welt.“³⁷ Die Ratgeberliteratur hat in der Europäischen Ethnologie einiges an Aufmerksamkeit gefunden und wurde vor allem in Hinblick auf die möglichen und schwierig fassbaren Differenzen zwischen Norm und Praxis analysiert.³⁸ Ohne Rezeptionsforschung lässt sich über die Wirksamkeit solcher Anleitungen nur spekulieren. Nach wie vor durchaus bemerkens- und erforschenswert ist jedoch auch – sozusagen eine Stufe davor – *was* die Ratgeber

34 Küstenmacher/Seiwert 2002 (wie Anm. 30), 58, 43.

35 Duttweiler, Stefanie: „Wundertüte Wellness“. Wellness als Technologie des Selbst. In: Elberfeld, Jens u. Otto, Markus (Hrsg.): Das schöne Selbst. Zur Genealogie des modernen Subjekts zwischen Ethik und Ästhetik. Bielefeld 2009, 401–420.

36 Lévi-Strauss, Claude: Das wilde Denken. Frankfurt a. M. 2009 (14. Aufl., Orig. 1962), 16–33, 35 f.

37 Wie Gotthold Ephraim Lessing im Jänner 1772 an Madame König schrieb; vgl. Lachmann Karl (Hrsg.): Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften, Bd. 12. Leipzig 1857, 399 (unsere Hervorhebung).

38 Vgl. Heimerdinger 2006 (wie Anm. 13), 59 und die dort zitierte Literatur.

jeweils raten und *wie* sie das tun: zu sehen, welcher Traditionen und Versatzstücke sie sich jeweils bedienen und zu fragen, was das konkret mit der Gegenwart zu tun hat, in der es geschieht. Und über die Ratgeber- und Anleitungsliteratur hinaus ist das Was, Wie und Warum von konkreten Ordnungen wert, analysiert zu werden. Besondere Aufmerksamkeit darauf zu legen, wann Ordnungen wie und warum mit welchen Werthaltungen und Moralvorstellungen verknüpft sind, muss nicht mit moralisierender Kulturkritik zusammenfallen.

Nochmals kurz zurück zu den Vereinfachungsberatern Küstenmacher und Seiwert: Durch die Herstellung einer äußeren Ordnung gekräftigt und gestählt kann man sich – Stufe fünf – den Beziehungen widmen. Die Aufgaben auf dieser Ebene lauten: Netzwerke bauen, Familienbande entwirren, sich Neid und Ärger abgewöhnen, um dann die Partnerschaft zu vereinfachen. „Noch nie“, schreiben die beiden, „war die Zweierbeziehung so überfordert wie heute“. Sie erwähnen, dann zwar das „große Sippengefüge“ von irgendwann „früher“,³⁹ aber die Ordnung der Geschlechter⁴⁰ muss im Zuge des „simplify“ nicht (wieder-)hergestellt werden. Und damit sind die ehemals von ihrer Unordnung Verwirrten und vom allgemeinen Chaos Geplagten an der Spitze der Pyramide angelangt und endlich ganz bei sich selbst, wenn sie jetzt noch ihr Lebensziel entdecken, ihre Stärken entwickeln, ihr Gewissen entlasten und das eigene Ich enträtseln. „Ein geordneter äusserer oder innerer Zustand, die Geordnetheit, die Regel- und Gesetzmäßigkeit, das Gegenteil von Verwirrung“⁴¹ wäre endlich erreicht. „Ordnung hat Gott lieb“, besagt das altväterliche Sprichwort. An dieser Stelle muss ein Nachtrag zur Ordnung auf der Beziehungsebene bei Küstenmacher und Seiwert folgen: Auch die Beziehung zum eigenen Tod will entkrampft werden auf dem Weg zum einfacheren Leben. „Ordnung schaffen – über das Leben hinaus“ lautet also die Maxime und folgerichtig bietet eine österreichische Versicherung genau unter diesem Motto eine Bestattungsvorsorge an.⁴² Nach vielen, vielen Ratschlägen, mit Hilfe derer die Zusammenhänge des Lebens ent-irgendwas und von Grund auf geordnet werden

39 Küstenmacher/Seiwert 2002 (wie Anm. 30), 261.

40 Einen Überblick zu einschlägigen Diskursen von der Antike bis ins frühe 20. Jahrhundert (in einem Quellenteil) und bis zur jüngeren Gegenwart via Diskussion von Forschungsliteratur liefert Opitz, Claudia: Um-Ordnungen der Geschlechter. Einführung in die Geschlechtergeschichte (= Historische Einführungen, Bd. 10). Tübingen 2005.

41 Grimm, Jacob u. Grimm, Wilhelm: Deutsches Wörterbuch, Bd. 13. München 1984 (Orig. 1889), Sp. 1334.

42 Wiener Städtische: Ordnung schaffen – über das Leben hinaus. Online unter: <http://www.wienerstaedtsche.at/privat/vorsorge/produktuebersicht/ordnung-schaffen-ueber-das-leben-hinaus/> (Stand: 15.7.2010).

sollen, liefert der Anhang von „simplify your life“ noch Hinweise zur Entfaltung – wie ein Schmetterling transformiert das Ich sich vom Ei zum prächtigen Flattertier und folgt damit quasi einer natürlichen Ordnung. Wie – wortwörtlich – der Kosmos sich sowieso in reinster Harmonie befindet.⁴³

Doch sehen Sie selbst, lieber Leserin, lieber Leser, machen Sie sich ein Bild der gegenwärtig detektierbaren Ordnungen und Unordnungen, die in den vielfältigen Beiträgen dieser „bricolage“, beleuchtet, in ihre Bestandteile zerlegt und zu neuen Features zusammengesetzt werden: eine bricolage, die – so hoffen wir – Ihnen zu denken geben wird! Wir danken den AutorInnen und insbesondere den studierenden BeiträgerInnen, die sich mit „schwebender Aufmerksamkeit“ noch weit über die eingangs erwähnte Lehrveranstaltung hinaus mit der schleichenden Veränderung ihres Lebensraums befasst haben. Großer Dank geht außerdem an Margret Haider für das umsichtige und genaue Lektorat und an Kathrin Sohm für das wohlbedachte Setzen der Texte und Bilder sowie für die Druckvorbereitung.

Ein PS zum Cover: Dieses *stencil tag* – gefunden an einer Hauswand in der Universitätsstraße Innsbruck – invertiert die Sauberkeitsmetaphorik der Figur Superman und mehr noch: dessen Entscheidungssicherheit zum Guten. Wie das Superman-Emblem dieses bestimmte Bündel an Vorstellungen weiterträgt, stellt das hier angebrachte *stencil* die Grundkonstellation sauber/gut versus schmutzig/böse in Frage.

43 Vgl. Cramer, Friedrich: Chaos und Ordnung. Die komplexe Struktur des Lebendigen. Frankfurt a. M. u. Leipzig 1993, v. a. das Kapitel 6: Die Welt ist harmonisch, 178-210.

SOS-neue Regierungsweisen oder Save Our Souls – ein Hilferuf der Schönen Neuen Stadt

Johanna Rolshoven

Ganz oben auf der Agenda der aktuellen Stadtentwicklungspolitiken stehen Initiativen zur Gewährleistung von „Sauberkeit, Ordnung und Sicherheit“ im öffentlichen Raum. Die Abkürzung dieser Begriffstrilogie zu „SOS“ hat sich zum Teil bereits als Markenzeichen städtischer Regierungsweisen verselbständigt. Diese Entwicklung betrifft nicht nur einige wenige Vorreiter-Orte in Europa, wie Bern oder Graz, welche zu den ersten Städten im deutschsprachigen Raum zählen, die restriktive „Wegweisungs“-Paragraphen – verfassungsrechtlich durchaus umstritten – in den städtischen Rechtskodex aufgenommen haben. In ganz Europa und sogar weltweit rückt die Diskussion um Sicherheitsbedürfnisse und Gefährdungen einerseits und zunehmende Raumrechtsbeschneidungen für Stadtbewohner_innen andererseits in den Mittelpunkt der ‚Rede über die Stadt‘, des Stadtdiskurses.

Die kritische empirische Kulturwissenschaft, die Stadt als Summe ihrer Bewohner_innen begreift und es gewohnt ist, ihr Ohr auf den Stadtboden zu legen, um die seismischen Bewegungen stadträumlicher Verfasstheiten zu erhören, vernimmt den Hilferuf der Stadt selbst. „Save Our Souls“ hören wir; und sollten diesen Auftrag als Stadtforscher_innen ernst nehmen.

Stadtforschung in der Volkskunde

In der empirisch-kulturwissenschaftlichen Stadtforschung der Volkskunde zählt es zur Kunst des wissenschaftlichen Handelns, am Anfang nicht zu wissen, was genau am Ende einer Forschung herauskommt. Die philosophische Kategorie der Kontingenz – kein Zufall, dass sie aktuell in aller Munde ist – ist das Herz-Epistem dieser seismologisch¹ begabten Wissenschaft des Alltagslebens. Schwebende Alltagsbeobachtung und phänomenologisch bestimmtes Hineindenken in eine Thematik haben die Disposition zur Offenheit für unerwartete Beobachtungen, Erfahrungen und Erkenntnisse. Sie ermög-

1 *Seismisch* ist die Vibration der Erdkruste, *seismologisch* deren Wahrnehmung und Interpretation.

lichen das Hängenbleiben an einem banalen Detail oder Kuriosum, an dem sich offenbaren kann, was die kritischen Wissenschaften als Problem bezeichnen. Der Volkskunde – und hier macht sie ihrem ungeliebten Namen Ehre – zeigt sich ein gesellschaftliches Problem zunächst nur in Form einer Unstimmigkeit oder Unanständigkeit. Das kann der ‚Pranger‘ am Eingang eines Schrebergartens sein, wo hinter Glas Verstöße gegen die Gartenraumordnung angeschlagen sind; es kann – ortsspezifisch – der Verleih der „goldenen Hausnummer“ für einen besonders sauberen Hausbesitzer sein oder auch – ortsunspezifisch – die hohen Auflagen, deren sich ein Ratgeber für das „Feng Shui“ des Wohnungsaufräumens erfreut. Beobachtung um Beobachtung ganz verschiedener Alltagsbereiche fügen sich zu einem Bild, dessen Konturen sich erst allmählich zeigen. Und plötzlich befällt einen der Eindruck, dass die städtischen Mülleimer zu sprechen beginnen, Kontakt mit einem aufnehmen, kommunizieren möchten; die einen beginnen menschliche Gesichtszüge zu tragen, andere sagen wirklich „Danke!“ – so in Marburg an der Lahn, wenn man sie mit Abfall füttert.

Auf das Einkreisen der einem derart zugelaufenen, bisweilen belanglos daherkommenden Alltagsbeobachtungen folgt – in kulturanalytischer Manier – deren methodisch aufwendige und anspruchsvolle Kontextualisierung. Sie bedeutet historische Vertiefung, geographische Blick-Ausweitung und gesellschaftstheoretische Einbettung. Die Komplexität dieses Vorgehens ist der Komplexität der Lebenswelten angemessen und ermöglicht es, Zusammenhänge zu erkennen und kritisch zu deuten. In ihrer kulturellen Signifikanz stehen sie in der Regel für Komplexes, Mehrdeutiges und Widersprüchliches, das sich nicht unbedingt am Auffälligen offenbart, sondern eben gerade am Anstößigen und wenig Glamourösen. Da gibt es den konkreten handlungsorientierten Kontext eines kulturellen Akteurs und es gibt einen diskursiven, sprachlichen Kontext. Es gibt die Oberfläche des Augenscheinlichen: das Beobachtbare, und es ergibt sich, unter der Außenhaut klebend, der Befund eines subkutanen Geschehens, das sich nur dann als relational zeigt, wenn es im Rahmen eines Gefüges, einer *Struktur* betrachtet wird. Ob sie sich dem Forschungsblick entsprechend als *Konfiguration* darstellt (Norbert Elias), als *Bedeutungsgewebe* (Clifford Geertz) oder als *Textur* (Rolf Lindner) – in jedem Fall handelt es sich dabei, frei nach Gilles Deleuze, um eine *Vielzahl von virtueller Koexistenz*.²

2 Vgl. Elias, Norbert u. Scotson, John L.: Etablierte und Außenseiter. Frankfurt a. M. 1965 (Orig. London 1965); Deleuze, Gilles: Woran erkennt man den Strukturalismus? Berlin 1992 (Orig. Paris 1973); Geertz, Clifford: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt a. M. 2003 (dt. 1983; Orig. New York 1973); Lindner, Rolf: Die kulturelle Textur der Stadt. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 104 (2008), 137-147.

Die Rede über Sauberkeit, Ordnung, Sicherheit (SOS)

Das SOS-Projekt, von dem hier die Rede ist, wurde von der Autorin in der als sauber geltenden Schweiz begonnen, in der verruchten Stadt Marseille und im virtuellen Raum des www vertieft, sodann historisch und gesellschaftstheoretisch eingebettet, um schließlich im Rahmen von Lehrveranstaltungen gemeinsam mit Studierenden aus Marburg und aus Innsbruck diskutiert und mit ortsspezifischen Befunden angereichert zu werden.³ Das Projekt unterliegt keiner Forschungsförderung und versteht sich als den Gesellschaftswandel (solange als nötig) begleitend; derzeit erfährt es eine Fortführung in Graz.

Empirische Projektbeute ist bislang ein Bündel an Beobachtungen zur innerstädtischen „Toilette“⁴. Diese Ausbeute illustriert die aktuelle Tendenz zur Beschönigung, Säuberung und städtebaulichen Begradigung der Zentren, zur Vertreibung alles Unschönen. So unterstützt die international hochaktive städtische SOS-Politik die schöne und funktionierende Seite der Gesellschaft als Normalität, während die Formel SOS – *Save Our Souls* – von denen, die sie hören wollen, als internationaler Hilferuf der Städte selbst begriffen werden kann, und damit natürlich auch der Stadtbewohner_innen, die ihr „Recht auf Stadt“ als Gegenrede oder „Bürgerchor“ immer deutlicher manifestieren.

Das Doppeldeutige wohnt aller Kultur inne und alle Kultur ist Sprache. So finden sich denn Menschen, Dinge, Bilder, Handlungen, Diskurse in einem gemeinsamen – auffällig identischen – semantischen Feld wieder: einer „Rede über Sauberkeit, Ordnung und Sicherheit“ – „Rede“ verstanden als Vorform eines in Formierung begriffenen Diskurs, wie er sich als ideologisierte, manifeste Form der Rede präsentiert.

3 Erste Erkenntnisse vor dem Hintergrund ihrer historischen Vertiefung wurden festgehalten in: Rolshoven, Johanna: Die Wegweisung: Züchtigung des Anstössigen oder Die Europäische Stadt als Ort der Sauberkeit, Ordnung und Sicherheit. In: Egli, Werner u. Tomkowiak, Ingrid (Hrsg.): Intimität. Zürich 2008, 35-58; dies.: Cleanness, Order, and Safety: Towards Restrictive Re-Definitions of Urbanity. In: Dürr, Eveline u. Jaffe, Rivke (Hrsg.): Environmental and Ecological Issues in Cities: An Anthropological Approach. Oxford (erscheint 2010); Ende 2010 wird ein weiterer Beitrag zu diesem Thema, vom vorliegenden Text nur leicht abweichend, in einer Jubiläumsausgabe der Zeitschrift „dérive“ erscheinen. Unbedingt verwiesen sei auch auf Bürgi, Franziska: Sauberkeit und Sicherheit im öffentlichen Raum. Auf Spurensuche in der Stadt Zürich. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 102 (2006), 191-230.

4 Diesen schönen Begriff der städtischen Toilette finden Sie in zwei, für die Geschichte der Stadtforschung bahnbrechenden Studien wieder: Alain Corbins mentalitätsgeschichtlichen Stadtstudie „Pesthauch und Blütenduft“ (Berlin 1984; Orig. Paris 1992) sowie in Rolf Lindners wissenschaftsgeschichtlicher Stadtstudie „Walks on the Wilde Side“ (Frankfurt a. M. 2004).

Raumbeste

Welche Parameter einer „sauberen und sicheren Stadt“ der Gegenwart offenbart die SOS-Raumbeste? Es sind Anti-Littering-Kampagnen, die sich auf der lokalen, der regionalen („Wir halten Niederösterreich sauber!“) wie auch der supranationalen Ebene (www.cleanuptheworld.org) auffällig mehr und zugleich lebhaft Diskussionen in den Stadtmedien zu Anzahl, Bauart und Ästhetik städtischer Abfallbehältnisse rahmen. Der europaweite Einsatz von Müllpatrouillen, in Wien nennen sie sich neu „Waste Watchers“ (dtsh. Müllwehr; österr. Müll-Sheriff), symbolisiert das Übergreifen der Sachebene auf die Ebene der Menschen. Hier wird das Thema sehr ernst. Denn es schwimmt die diskursive Grenze zwischen dem Anprangern von Schmutz auf der einen Seite (Zigarettenkippen,⁵ Hundekot oder hellen Kaugummiflecken auf dunklem Asphalt⁶) und der Realisierung von Massnahmen zum Arbeitseinsatz Straffälliger, Erwerbsloser oder Asylbewerber auf der anderen Seite, die eben dieses – Kippen, Kot, Kaugummi – im öffentlichen Raum aufputzen sollen. *Neighbourhood Watching* und *Waste Watching* gehen unmerklich Hand in Hand – ob zum Zwecke der Kandidatur für die „Goldene Hausnummer“ (in Deutschland) oder zur Verbannung eines „ASBO“, eines Menschen/Jugendlichen meist, der der „Anti Social Behaviour Order“ nicht entspricht (in Großbritannien), entscheidet der Betrachter und steht kaum mehr auf dem Boden einer Grund-Rechtsordnung.

In Innsbruck, Graz, Marburg, Marseille – gleich, wo man hinschaut – pflegt „die öffentliche Hand“ die Touristen umwerbenden Hochglanzinnenstädte, putzt das Goldene Dach, und vernachlässigt sichtlich und zunehmend die Randbezirke.

[Abb. Lea Haller, Wohnsiedlung Stadtrand Paris 2006]

In den Zentren zeigt sich, wie die Spätmoderne mit ihrer panoptischen Tendenz kokettiert; hier scheint die Freiheit die Überwachung herauszufordern, ganz ähnlich wie zur Zeit der von Michel Foucault beschriebenen Aufklärung, der beginnenden Moderne.⁷ Die Konjunktur der transparenten Glasarchitektur fügt sich ein in die neuen Regie-

5 Z. B. (tes): Wiener Kampagne gegen Rauchmüll. In: Die Presse, 5.3.2010, 12.

6 An den letzteren nahm und unter anderen auch die ehemalige Innsbrucker Bürgermeisterin Hilde Zach 2009 Anstoß.

7 Vgl. Foucault, Michel: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt a. M. 1977 (Orig. Paris 1975).

rungsweisen; sie verweist darauf ebenso wie die neuen Durchstöße, die Fluchtlinien, welche die Neugestaltung der innerstädtischen Plätze mit glänzenden Materialien bestimmen. Was die Hausmann'schen *percées* im nachrevolutionären Paris des 19. Jahrhunderts im Großen waren, ist die Sanierung der Innsbrucker Maria Theresienstraße im Kleinen. Sogar die neuen transparenten Mülleimer in Frankreich oder in Japan sprechen diese Sprache; sie bergen keine Geheimnisse mehr.

[Abb. MT-Straße als Baustelle; transparenter Mülleimer]

Das Wegweisen

Die Kehrseite des Herrichtens und Schönmachens freilich besteht in der Entfernung des Unschönen und Schmutzigen. Dazu zählt die Vertreibung von Menschen, die sich diesem Ordnungskonzept nicht fügen. Hier geht es um nichts anderes als um *Sanierung*, um *Säuberung*. Die seltsame Ambivalenz von Begriff und Sache zwingt in die historische Betrachtung. Die Geschichte der modernen Stadtwerdung lehrt Herkunft, Ausprägung und Ziele solcher Ordnungskonzepte: Es ist die bürgerliche Idee des Nationalstaats, die auf einer Triade von Arbeit, Familie, Wohnen fußt. Alle hier nicht Zugehörigen: die nicht Arbeitenden, die nicht familial Geordneten, die nicht Wohnenden werden weg gewiesen – und sie sind aufgrund ihrer sozialstaatlichen und staatsbürgerlichen Schutzlosigkeit auch (noch) leicht weg zu weisen.

Die von Menschen überbordenden Städte der Industrialisierungszeit forcierten die Ordnungsmaßnahmen der Obrigkeit: die den medizinischen Fortschritt beschleunigende Hygiene als Bollwerk gegen Todesängste vor Krankheitsgefahren, der innerstädtische Wohnungsbau, der die Altstädte ‚bereinigte‘, und eine die Stadt zusehends ‚kanalisierende‘ Infrastrukturentwicklung. Wie konnte man ‚Ordnung‘ in das städtische Elend der Menschen bringen, von denen sowohl gesundheitliche Ansteckungsgefahren drohten als auch soziale Ansteckungsgefahren revolutionärer Ideen wider Elend und Unterordnung der Massen?

Nationalstaat und wachsender Sozialstaat arbeiten sich mit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu und (er-)fassen mit ihren alten und neuen Ordnungsdispositiven die

Wandernden:⁸ Verwahrnstanalten, Arbeitshäuser, Obdachlosenasyile, Zuchthäuser, Erziehungsanstalten werden zu staatlichen Instrumenten der Disziplinierung. Die postulierte „Unmündigkeit“ und Rechtlosigkeit der Unterschichten bietet sich als Projektionsfläche an; sie ermöglicht und legitimiert den – zum Teil bezüglich der Dienstbotenfrage noch im Gesetzbuch verbrieften – *Sachumgang mit Menschen*. Im Gegenzug hat diese bürgerliche Gesellschaftsordnung im Verlauf des 20. Jahrhunderts eine Reihe wichtiger rechtlicher, sozialstaatlicher und demokratischer Errungenschaften zum Schutz der aus der Ordnung Fallenden erkämpft. Fragile Errungenschaften sind dies nach wie vor, zu jedem Zeitpunkt der Geschichte mussten und müssen sie verteidigt werden.

Auch die Menschenvertreibungen in den Städten der Gegenwart haben eine kulturelle Bedeutung, die in Bezug auf ihre Zeitgenossenschaft kontextualisiert und reflektiert werden muss. So zum Beispiel die zum Rechtsbegriff mutierten *Wegweisungen* aus den öffentlichen Räumen von Schweizer Städten, die *Platzverweise* und *Bettelverbote* in Österreich oder die britischen Orts-*Verbannungen*.

SOS-Knäuel

Die Zunahme der Vertreibungen und deren ebenfalls wachsende stadtpolitische Akzeptanz fügen sich in die Ausweitung vielfältiger punktueller Verbotserlasse zu einer gesamtinnerstädtischen Ordnungspolitik. Beide werden von einer Moralisierung des öffentlichen Raumes überformt, des Öffentlichen allgemein.

Das höchst Beunruhigende dieses Befundes liegt indessen darin, dass sich die Diskurse überschneiden, dass, konkret gesprochen, Menschenangelegenheiten, Sachangelegenheiten und Moral sich zu einem Sauberkeit, Ordnung und Sicherheits-Diskurs-Knäuel vertun, das in hohem Maße beunruhigt.

Was hat es mit der gegenwärtigen Inflation der Bezeichnung SOS auf sich? Zunehmend vermehrt sich diese Begriffsgemeinschaft in den Stadtpolitiken; sie wahlversprechen Sauberkeit, Ordnung und Sicherheit in einem Atemzug als politisches Programm. Zugleich ist SOS zum Werbeslogan vieler unternehmerischer Anbieter geworden, die Ordnungskonzepte oder Konsumgüter für Büro und Haushalt verkaufen. Das ist aller-

8 Vgl. hierzu auch ausgezeichnet Oberhuber, Florian: Die Erfindung des Obdachlosen. Eine Geschichte der Macht zwischen Fürsorge und Verführung (= Kultur als Praxis, Bd. 2). Wien 1999.

dings ein Nebenschauplatz – wichtiger ist es zu erkennen, dass das SOS-Marketing so gut funktioniert, das heißt politisch oder als Werbeargument durchsetzbar ist, weil wir es kulturell schon ‚kennen‘. Sauberkeit, Ordnung und Sicherheit haben ihren festen Sitz in der Mentalitäts- und Sozialgeschichte von Neuzeit und beginnender Moderne.

Ortsübergreifende Perspektiven

Der internationale Vergleich erschließt vielfältige aktuelle Bereiche und Aktivitäten im Kontext der Ordnungs- und Sicherheitsdispositive. Er verdeutlicht, dass die Zahl der Menschen, die aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Gründen auf der Straße stehen, im letzten Jahrzehnt signifikant zugenommen hat. In vielen Ländern werden neue Gesetze erlassen, die gegen „Unordnung“ und „Unzivilisiertheiten“ gerichtet sind, gegen sogenannte *Disorder*-Phänomene oder *Incivilities*. Das Register der geahndeten Taten in ein und derselben Verordnung reicht von in der Moderne kulturell funktionalen und gebilligten Delikten wie ‚Jungenstreichen‘ bis hin zu strafrechtlichen Vergehen. Die (stadt-)politische Funktionalität erscheint einhellig, auch wenn sie je nach Kontext in Darstellung und Reaktion verschieden ausfällt. Wichtig ist, dass nicht nur Gesetze und Verordnungen zur Ahndung von „Unzivilisiertheiten“ (Frankreich, USA) oder „Anti-Sozialem Verhalten“ (GB) erlassen werden, sondern dass auch politische, sozialpolitische und sozialpflegerische Maßnahmen zur Prävention und zum zivilgesellschaftlichen Umgang mit den zunehmenden ‚Unordnungen‘ bei Menschen und bei Sachen entstehen. Hier ist die Grenze zwischen Kontrolle und *goodwill* unscharf. Ihre Wahrung fällt in den riskanten Ermessensspielraum von einzelnen Akteuren oder von Teams.

Aus der topographischen Gleichzeitigkeit lässt sich erschließen, dass die SOS-Politiken und Praktiken kein geographisch oder regionalkulturell erklärbares Problem sind, sondern ein strukturelles. Nicht nur die Volkskunde kann es sich heute nicht mehr leisten, lediglich regional oder regionsspezifisch zu denken, wenn die Entwicklungen in der globalisierten Spätmoderne ineinander greifen. Auch die mehrheitliche Konzentration auf ‚Stadt‘, ‚Stadtforschung‘, ‚Urban Studies‘ sind weniger Lösung als Teil des Problems raumzeitlicher Fixierungen in den Geistes- und Sozialwissenschaften.

Der Markt der Deutungsangebote

Die Entzifferung der reichen Raumbeste der lokalen wie internationalen Stoffsam-

lung ist von einem „Denken in Relationen“⁹ bestimmt und damit jenem Beziehungsgeflecht angepasst, aus dem Kultur besteht. Wie sollen wir sie deuten, auf welche Theorieangebote auf dem Markt der Welterklärungen zugreifen? Gewiss ist nur der reflexive Wissenschaftsanspruch, der uns verpflichtet, Wissenschaft selbst bei der Arbeit zuschauen, um den Gegenstandsbestimmungen als Konstruktionen kritisch auf die Schliche zu kommen.

Zunächst liegt es nahe, Theoreme in denjenigen Disziplinen aufzusuchen, die in der Stadtforschung *diskursbestimmend* sind. Welche zentralen Topoi, Kategorien und Themen können hier weiterhelfen? Zwei dominante wissenschaftliche Diskurse drehen sich um „Die Europäische Stadt“ als Modell und Topos sowie um die Rede von der Sicherheitsgesellschaft oder, je nach Standpunkt der Betrachter_in, der Überwachungsgesellschaft.

Die Beleuchtung dieser zentralen Diskurse aus kulturwissenschaftlicher Perspektive wirft Fragen auf. Ein von dem Oldenburger Soziologen Walter Siebel angestoßener sozialwissenschaftlicher Diskurs dreht sich um „Die Europäische Stadt“¹⁰ – der Begriff selbst geht auf Max Weber zurück – und beschwört sie als Idealtypus von Öffentlichkeit. Der Diskurs lädt ein, sich mit der Geschichte der modernen Stadt zu befassen und ihren zentralen Kennzeichen, nach Siebel, als Ort der Hoffnung auf Befreiung von feudalen Abhängigkeiten und auf Emanzipation durch Arbeit. Die Stadtmitte bilde das geistige Zentrum „der Europäischen Stadt“, der öffentliche Raum stehe für die politische Partizipation der Bürger und die bauliche Struktur spiegle die Emanzipationsgeschichte des europäischen Bürgertums. Urbanität schliesslich als städtische Lebensweise offenbare sich hier als alltagsweltliche Manifestation des emanzipierten Bürgers.

So weit so gut. Doch die Kehrseiten dieser Emanzipation und mächtigen Repräsentation bleiben ausgeblendet. Weder in Siebels Europäischer Stadt noch in Richard Sennetts verlorener Öffentlichkeit, die in der Formel des unglücklichen deutschen Buchtitels von der „Tyrannei der Intimität“¹¹ Karriere gemacht hat, kommen sie – wie in

9 Lindner, Rolf: Vom Wesen der Kulturanalyse. In: Zeitschrift für Volkskunde, 99 (2003), H. 2, 177-188, 179.

10 Siebel, Walter: Die europäische Stadt. Frankfurt a. M. 2004.

11 Sennett, Richard: Die Tyrannei der Intimität. Frankfurt a. M. 1986 (Orig. The Fall of Public Man. New York 1977).

vielen Studien hinreichend belegt¹² – nicht vor: die Unterklasse, Frauen, Jugendliche, Juden, Fahrende und andere ‚Fremde‘. Für sie gibt es keine abendländische Geschichte der Aufenthaltsbewilligung im öffentlichen Raum. Die notwendige Bedingung der als verloren betrauten bürgerlichen Stadtordnung, die Hierarchie, wird im Stadtmodell unterschlagen. Als Mittel zum Zweck der Vormachtstellung beruht sie auf der Disziplinierung der entrechteten und mobilen Gruppen, auf ihrer Repräsentation als unfertig, unreif, unmündig, minder; sowie, hegemonial, auf dem Konsens der Beherrschten. Der öffentliche Stadtraum, sofern wir nur seine Oberfläche abholen, ‚schweigt‘ zur Geschichte dieser Bevölkerungsteile; die Mehrheit der Menschen bleibt im Stadtraum seltsam ‚spurlos‘.

Die „Krise des öffentlichen Raumes“

Zurück zum sozialwissenschaftlichen Stadt-Diskurs, der im Deutungskontext der Wegweisung von Menschen interessiert. Er orientiert uns über die Krise des öffentlichen Raumes, die sich unter anderem im sozialstrukturellen und ästhetischen Niedergang der Innenstädte manifestiert. Von A-Stadt-Bildung (Arme, Alte, Ausländer) ist die Rede und von einer zunehmenden *Verslumung* der Innenstädte. Diese verunsicherten die Stadtbürger_Innen und legitimierten daher den Ruf nach mehr Sicherheit als einem weiteren Element der Stadtdiagnosen. Dieser wird als politisches Argument postuliert und daher in hohem Maße von den Medien mitgetragen. Er legitimiert technische Überwachungsinstallationen und Anpassungen der Rechtsordnung ebenso wie architektonische Maßnahmen der Ausgrenzung wie zum Beispiel kriegerische Metalldispositive, die die Niederlassung von Tauben auf historischen Simsen und von Menschen auf Beton-Einfassungen zentral gelegener städtischer Blumenrabatten verhindern sollen.

[Abb. Foto von Maria Ludescher, Taubenabwehr]

Der kulturwissenschaftliche Nahblick auf Menschen und Alltag muss auf der Hut sein

12 Z. B. einige ausgezeichnete Referenzen mit Lindner, Rolf u. Musner, Lutz (Hrsg.): *Unterschicht. Kulturwissenschaftliche Erkundungen der „Armen“ in Geschichte und Gegenwart.* Berlin u. Wien 2008; Oberhuber 1999 (wie Anm. 8); Simon-Muscheid, Katharina: *Die Dinge im Schnittpunkt sozialer Beziehungsnetze. Reden und Objekte im Alltag (Oberrhein, 14.–16. Jh.).* Göttingen 2004.

und „die Krise“ nicht in der vielfach postulierten Bedrohung von Urbanität, sprich städtischer Lebensweise, von öffentlichem Raum oder sogar von Stadt zu sehen, sondern vielmehr in den politischen Zielen, ökonomischen Verschiebungen und dem Abschied von der Idee der sozialen Gerechtigkeit. Er muss auf der Hut sein vor der Metapher der Destrukturierung, vor der Auflösung, vor dem Verflüssigungspessimismus, weil er ablenkt vom Blick auf den handelnden Menschen. Dieser Blick lehrt, dass sich Strukturen nicht einfach auflösen, sondern sich wandeln. Öffentlichkeit als Prinzip der Vergesellschaftung ist nicht in erster Linie ein Raum, sondern Teil einer Struktur. Sie ist nicht raumwirklich, sondern besteht als Formel, als Hilfskonstruktionen, wie alle theoretischen Begriffe, deren Sinn in der Bezeichnung des Abstrakten liegt. Für die im Stadtraum lebenden und agierenden Menschen lösen sich das Private und das Öffentliche (Bezeichnungen, mit denen die Wissenschaft erst seit etwa vier Jahrzehnten operiert und projiziert) nicht auf, sondern die Räume des postulierten Eigenen und des postulierten Geteilten überlappen sich zunehmend, überschneiden sich und stellen neue lebensweltliche Anforderungen an ihre Handhabung. Wir müssen aktiv damit umgehen, dass ‚öffentlich‘ und ‚privat‘ gesellschaftlich gesetzte Markierungen sind, die mit zunehmender Freiheit des einzelnen in ihren Grenzen zugleich offener und unschärfer geworden sind.¹³ Nur als Grundbegriffe des bürgerlichen Zivil- und Strafrechtes sind sie objektivierbar, allenfalls noch im Entwurf des Architekten etwas realiter Sichtbares.

Natürlich verunsichern alle Überschneidungssituationen und -befindlichkeiten. Weitaus mehr verunsichert sind die Menschen jedoch, weil die gesellschaftliche Fortschrittskurve nicht mehr nach oben zeigt, weil sie sich nur langsam an die Vielfalt einer kulturell durchmischten Bevölkerung gewöhnen und weil sie mehr denn je Angst vor dem Herausfallen aus der erkämpften Alltagsnormalität haben.

Karin Wilhelm macht in den Krisen-Szenarien und Positionen wissenschaftlicher Stadtdiskurse theoretische Trugbilder aus, denen das Vergessen und Verkennen der praktischen Vorgänge zugrunde liege. Das Augenmaß fürs Naheliegende sei ihnen abhanden gekommen, die „Verhandlungsmasse der kleinen politischen Maßstäbe“.¹⁴ Vielmehr spiegeln sie „Standpunkt und Augenmaß“ ihrer Verfasser¹⁵: „Das Bekennt-

13 Selle, Klaus: Was ist los mit den Öffentlichen Räumen? Analysen, Positionen, Konzepte (= AGB Berichte, Bd. 49). Aachen u. a. 2003, 15.

14 Selle 2003 (wie Anm. 13), 24.

15 Wilhelm, Karin: Verlischt die Stadt in der Peripherie? In: Dies. u. Langenbrinck, Gregor (Hrsg.): City-Lights. Zentren, Peripherien, Regionen, Interdisziplinäre Positionen für eine urbane Kultur. Wien 2002, 15-29, 23.

nis zum Bestand der alten europäischen Stadt und die sie garantierende Kultur oder die Prognostik ihres Verfalls entstehen nicht zuletzt auf der Basis des jeweiligen Lebensstils der Autoren, des eingenommenen Ortes und des ortsgebundenen Kontextes des Reflexionsniveaus dieser schreibenden Analytiker, kurz: auf der Grundlage der Besonderheit ihres Erfahrungshorizontes.“¹⁶

Öffentliche Räume, schreibt Wolfgang Kaschuba, entwickeln sich heute „dezentral, sie transformieren sich, nehmen in den Städten eher die Gestalt von Strukturen und Landschaften an als die zentraler Räume“,¹⁷ und anstelle der von Jürgen Habermas in „Strukturwandel der Öffentlichkeit“¹⁸ postulierten politischen Dimension beobachten wir deren Verschiebung hin zur kulturellen Dimension. All dies ist nicht wahrnehmbar, solange von der Stadt vor allem die Oberfläche gedeutet wird.¹⁹ Erst wenn wir mehr über den gelebten Raum wissen: über die Lebenswelten, dann können wir anders planen und bauen. Wo setzen wir empirisch an, als Gegenzenario zur Normalisierung einer städtischen Sauberkeit-Ordnungs-Sicherheitsrealität?

„Unsere Jugend ist die Zukunft der Gesellschaft“

Raumfragen sind immer Gesellschaftsfragen: Es geht um soziale, kulturelle, politische, wirtschaftliche und rechtliche Partizipation! Es geht um Konflikte, bei denen der Raum zur „Beute ungleicher Gruppen“ wird.²⁰ Folglich müssen die Bedingungen des Herstellens: die Dispositionen und Möglichkeiten der Menschen, näher betrachtet werden. Sie sind politisch, ökonomisch und kulturell bestimmt: durch Geschlecht, Schicht und auch durch die diesen entsprechenden Raumnutzungsrechte.

Am Beispiel der Rauman eignung durch Jugendliche im öffentlichen Raum sehen wir, dass Öffentlichkeit aus akteurszentrierter Perspektive etwas ist, das man *herstellt*. Sie

¹⁶ Wilhelm 2002 (wie Anm. 15), 23.

¹⁷ Kaschuba, Wolfgang: Repräsentation im öffentlichen Raum. In: Wolkenkuckucksheim, 8 (2003), H. 1, Der öffentlichen Raum in Zeiten der Schrumpfung, online unter: <http://www.tu-cottbus.de/theoriederarchitektur/wolke/deu/Themen/031/Kaschuba/kaschuba.htm> (Stand: 19.7.2010).

¹⁸ Habermas, Jürgen: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. Darmstadt/Neuwied, 1980 (Orig. 1962).

¹⁹ Vgl. in ihrem luziden Artikel Katschnig-Fasch, Elisabeth, Im Wirbel städtischer Raumzeiten. In: Wilhelm/Langenbrinck 2002 (wie Anm. 15), 120-139.

²⁰ Sambale, Jens u. Veith, Dominik: Der Raum als Beute. Sozialräumliche Konflikte in Berlin. In: Berliner Blätter, 17 (1998), Transformationen des Städtischen. Stadtethnologie in Europa, 35-50, 42.

wird hergestellt über hochmobile Gleit- und Surftechniken wie *Skating*, *Parkour* und andere Formen des *Freerunning*; durch die Rauman eignungs- und Kommunikationsformen des „Urban Hacking“ wie *Cultural Jamming*, *Guerilla Gardening*, *Tagging* oder *Flash Mobs* als Techniken, die Spuren eines von den ‚Erwachsenen‘ unerkannten Urhebers, einer Urheberin hinterlassen oder die Urheber-/Autorschaft angesichts des Effektes einer Aktion unerheblich machen. Gabi Muri deutet Jugendszenen im öffentlichen Raum vor dem Hintergrund ihrer ethnographischen Arbeit als „gegenpädagogische Milieus“;²¹ nach Elisabeth Katschnig-Fasch zeichnen sich städtische Jugendkulturen durch ein „gänzlich auf-den-Kopf-stellen von Symbolen“²² aus. Das heißt, sie rühren an das Eingemachte der Kultur und liefern damit Indizien für den Paradigmenwechsel im öffentlichen Raum. Denn im Stadtraum manifestiert sich Widerstand gegen die Fragmentierung von Alltag, Wohnen und Arbeit. Die tausend kleinen Züchtigungstheater²³ der Verbote, Wegweisungen, Lauschangriffe und Videoüberwachungen werden von den einen, der Gruppe der Gleitenden, legal umgangen und *übersprungen*, während andere Szenen „herumhängender“ Gruppen abbilden, inszenieren und als Störbilder im öffentlichen Raum *en groupe* als retardierendes Moment in Erscheinung treten und etwas *anstößen*. Das „Herumhängen“ von Jugendlichen ist nicht allein als provokative Tatenlosigkeit deutbar, sondern auch als ein Einüben in Öffentlichkeitskompetenz.

Was tun?

Vor allem drei Diagnosen bestimmen heute das Antlitz der Stadt: die Wirtschaftsliberalisierung, verstärkt seit den 1990er Jahren, geht einher mit sozialen Rückschritten, dem Abbau des Sozialstaats, und die Akzelerierung der Leistungsgesellschaft mit dem gleichzeitigem Abbau der Arbeitsgesellschaft. Die Armut nimmt rasant zu und wird dadurch in den Städten auch sichtbarer.²⁴

21 Muri, Gabriela: Kulturanalyse mit Integrationsansprüchen. Zur Produktion und Reproduktion sozialer und kultureller Ordnungen in städtischen Alltagsräumen. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 102 (2007), 121-145, 127.

22 Katschnig-Fasch 2002 (wie Anm. 19), 124.

23 Vgl. die früh warnenden Schriften der Schweizer Architektin Elisabeth Blum, etwa dies. (Hrsg.): *Wem gehört die Stadt? Armut und Obdachlosigkeit in den Metropolen*. Basel 1996.

24 Vgl. Robe, Conni: „... und raus bist du!“ Wie soziale Probleme in der Berliner Innenstadt ausgeblendet werden. In: Knecht, Michi (Hrsg.): *Die ANDERE Seite der Stadt*. Köln u. a. 1999, 30-41, 30.

Das Werkzeug der Kulturwissenschaftler_innen ist die Suppenküche der Sprache: Wir können Worte austeilen, sprachlich eingreifen, das Wort ergreifen, Gegendiskurse lancieren und Wissenslücken aufarbeiten. Wir können Kenntnisse vermitteln und – das wichtigste – Zusammenhänge herstellen, die sich auf den ersten Augenschein nicht ergeben, die Wirklichkeiten jedoch adäquater beschreiben können. Wir können Architekten und Stadtplanerinnen darüber informieren, dass ästhetische Aufwertung und soziale Abschließung Hand in Hand gehen, dass man das soziale Problem der Armut nicht als ästhetisches Problem lösen kann, und dass es eine Milchmädchenrechnung ist, durch die „Bereinigung“ und Normierung des öffentlichen Raumes Armut und Obdachlosigkeit zum Verschwinden bringen zu wollen.²⁵ Fehlt die auch städtebaulich inszenierte Begegnung zwischen einander fremden Menschen, dann führt dies zu fehlendem Erleben mit und am Anderen. Das Urteil über Ihn oder Sie fußt zusehends weniger auf Erfahrung und unmittelbarem Wissen über Andere, sondern ist vermitteltes „imaginiertes Wissen“,²⁶ das Vorurteilen und Stigmatisierung Vorschub leistet.

Die Zukunft liegt in einer sozialräumlich aufmerksamen und ihrer Bevölkerung zugewandten Stadt, welche Öffentlichkeit gewährt und den Unbilden der mobilen ungeschützten Lebensweise respektvoll begegnet.

25 Blum, Elisabeth: Wem gehört die Stadt? Stadt und Städtebau im Umbruch. In: Blum 1996 (wie Anm. 23), 19-50, 20 ff.

26 Gans, Herbert J.: The War against the Poor: 'The Underclass and Antipoverty Policy. New York 1995.

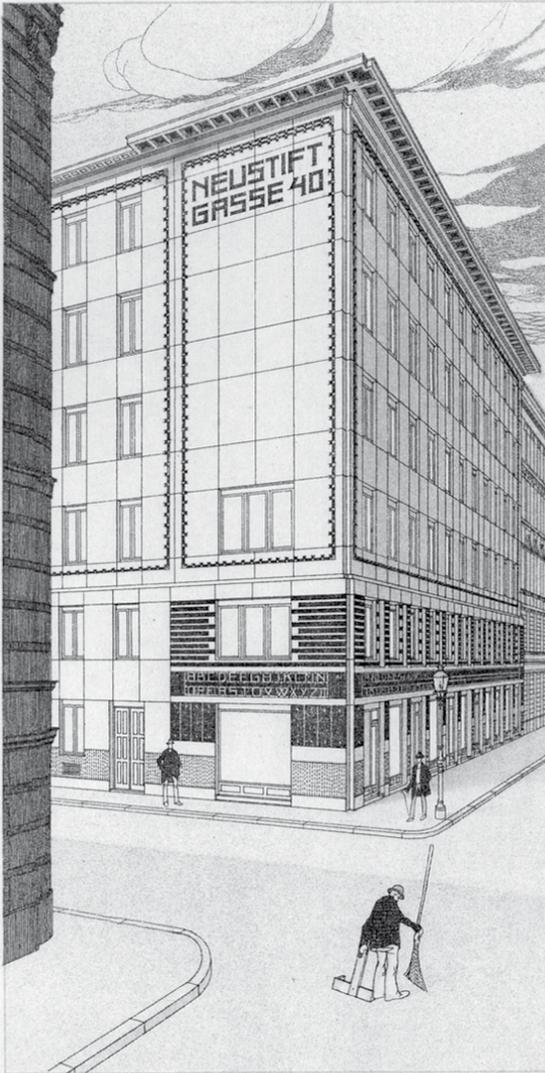
Otto Wagners Straßenkehrer Zum Reinigungsdiskurs der modernistischen Stadtplanung¹

Anselm Wagner

Dass – meist übersehene – Kleinigkeiten wie Redewendungen, Versprecher und Gesten bedeutsame Indizien für einen größeren Komplex sein können, wusste sich bereits Sigmund Freud zunutze zumachen. Der folgende Beitrag versucht anhand einer solchen Nebensächlichkeit, einer Staffagefigur auf einer Architekturdarstellung des Wiener Architekten Otto Wagner (1841–1918), einen Blick auf die historischen Wurzeln der heutigen Debatten um Sicherheit, Ordnung, Sauberkeit zu werfen. Es handelt sich dabei um das bekannte, oft publizierte Blatt mit der Ansicht von Wagners Mietshaus in der Wiener Neubaugasse Nr. 40, auf dem im Vordergrund, wohlplatziert und isoliert, ein Straßenkehrer zu sehen ist (Abb. 1).

Ich habe mich immer gefragt, was der gute Mann hier wegkehrt, wo doch auf der gesamten blitzweißen Straße kein Krümelchen zu sehen ist. Auf jeden Fall ist er mehr als eine bloße Staffage, wie man sie zur Illustration städtischen Lebens auf Architektur-Renderings zu finden gewohnt ist. Er deutet, so meine These, wie nebenbei, aber auf emblematische Weise auf architektonische und stadtplanerische Absichten hin, die um 1900 virulent waren und sich mit Fragen der Ordnung, Reinlichkeit und Hygiene befassten. Um dies zu veranschaulichen, werde ich zuerst auf den theoretischen Zusammenhang von Architektur, Reinheit und Schmutz eingehen, dann die Situation der öffentlichen Hygiene im Wien des 19. Jahrhunderts beleuchten und schließlich einige von Wagners zahlreichen Schriften und Projekten analysieren, die unter Architektur so etwas wie ein urbanes

1 Der folgende Beitrag stellt einen stark überarbeiteten Auszug aus meinem Vortrag „Vienna 1900 and the Rise of the ‚Sanitary Style‘ in Architecture: Otto Wagner, Josef Hoffmann, and Adolf Loos“ dar, den ich am 18. Februar 2009 am Center for Austrian Studies der University of Minnesota in Minneapolis im Rahmen meiner Fulbright-Gastprofessur am dortigen Department of Art History gehalten habe. Für die Einladung und wertvollen Diskussionsbeiträge danke ich meinen damaligen KollegInnen Gary Cohen, Jennifer Marshall, Steven Ostrow, Karen Painter und Gabriel Weisberg sehr herzlich. Für die kritische Lektüre des vorliegenden Textes bin ich Margareth Otti zu großem Dank verpflichtet.



ZINSHAUS ' WIEN ' VI ' NEUSTIFTG ' 40 '

OBERBAURAT ' OTTO ' WAGNER

Abb. 1 Otto Wagner: „Zinshaus Wien VII Neustiftgasse 40“, 1909-Wien Museum, Inv.-Nr. 96010/1. In: Graf, Otto Antonia: Otto Wagner, Bd. 2: Das Werk des Architekten 1903–1918. Wien u. a. 1985, 605.

Ordnungs- und Säuberungsunternehmen verstehen. Vielleicht wird man am Schluss im Straßenkehrer sogar so etwas wie ein unbewusstes Selbstbildnis des Architekten erblicken, ein bisschen so, wie auf Altartafeln des Spätmittelalters sich irgendwo am Rand der Künstler selbst verewigte.

1. Architektur, Ordnung und Schmutz

„Dirt is matter on the wrong place“, „Schmutz ist etwas, das fehl am Platz ist“: Auf dieser berühmten Definition hat Mary Douglas ihre bahnbrechende ethnologische Interpretation archaischer Reinheitsgebote aufgebaut. Für Douglas ist Schmutz das Nebenprodukt von Ordnungsprozessen, „weil Ordnen das Verwerfen ungeeigneter Elemente einschließt“. Schmutz wird also innerhalb einer symbolischen Ordnung konstruiert und existiert nicht per se, wie Douglas weiter ausführt:

„Schmutz ist etwas Relatives. Schuhe an sich sind nichts Schmutziges, sie werden aber dazu, wenn man sie auf den Esstisch stellt. Essen ist an sich nichts Schmutziges, es wird aber dazu, wenn man Kochgeräte im Schlafzimmer deponiert oder die Kleider damit befleckt. Das gleiche gilt für Badezimmerutensilien im Wohnzimmer, Kleider, die auf Stühlen liegen, Sachen, die nach draußen gehören, aber drinnen liegen, Dinge, die nach oben gehören, aber unten liegen, Unterwäsche dort, wo die Oberkleidung sein sollte usw. Kurz, unser Verhalten gegenüber Schmutz ist eine Reaktion, die alle Gegenstände und Vorstellungen verdammt, die die gängigen Klassifikationen derbringen oder in Frage stellen könnten.“²

2 Douglas, Mary: *Purity and Danger. An Analysis of Concepts of Pollution and Taboo*. London 1966, 35, 40 dt.: *Reinheit und Gefährdung. Eine Studie zu Vorstellungen von Verunreinigung und Tabu*. Frankfurt a. M. 1988, 52, 59). Das Zitat, das es in mehreren Varianten gibt, unter anderem lautet es auch „dirt is matter out of place“, ist seit dem 19. Jh. ein geflügeltes Wort und wird z. B. von Sigmund Freud in seinem Aufsatz „Charakter und Analerotik“ von 1908 erwähnt (Freud, Sigmund: Studienausgabe, Bd. VII. Frankfurt a. M. 2000, 23-30, 28) oder 1885 vom Wiener Ingenieur Josef Riedel auf Abfall bezogen, der ein „wertvolles Ding am unrechten Ort“ sei; vgl. Payer, Peter: *Die Säuberung der Stadt. Straßenreinigung und Müllabfuhr*. In: Brunner, Karl u. Schneider, Petra (Hrsg.): *Umwelt Stadt. Geschichte des Natur- und Lebensraumes Wien (= Wiener Umweltstudien, Bd. 1)*. Köln u. Weimar 2005, 274-279, 278. Die Erfindung der Sentenz wird entweder dem Schriftsteller und Staatsmann Lord Chesterfield (1694–1773), dem Dichter Robert Southey (1774–1843) oder dem viktorianischen Premierminister Lord Palmerston (1784–1865) zugeschrieben; vgl. Crook, Tom: *Putting Matter in its Right Place: Dirt, Time and Regeneration in Mid-Victorian Britain*. In: *Journal of Victorian Culture*, Jg. 13, (2008), H. 2, 200–222.

Man hat in diesen Beispielen den Reflex auf den geordneten viktorianischen Haushalt und die Klassifizierungs- und Kategorisierungsmanie des 19. Jahrhunderts erblickt,³ aber Douglas' Analyse scheint mir in erster Linie ein signifikantes Phänomen an der Schwelle zwischen Moderne⁴ und Postmoderne zu sein, als das Reinigungs- und Ordnungsstreben der Moderne erstmals aus einer kritischen Distanz reflektiert werden konnte (insofern waren die Viktorianer moderner als man gemeinhin annimmt). – Douglas publizierte ihr Buch 1966; im selben Jahr kam Robert Venturis „Complexity and Contradiction in Architecture“ heraus, eine der wichtigsten Programmschriften der später als Postmoderne bezeichneten Strömung in der Architektur, die in Roger Fayets Analyse als „Kompostierungsvorgang“ all dessen erscheint, was die Moderne in ihrem hygienischen Furor ausgeschieden hatte. In seinem an den Beginn gestellten „Gentle Manifesto“ setzt sich Venturi von der modernen Reinheitsideologie ab; er schätze, schreibt er, „hybride Elemente mehr als ‚reine‘, kompromisshafte mehr als ‚saubere‘“ und ziehe „eine schmutzig-chaotische Lebendigkeit augenfälliger Einheitlichkeit vor“.⁵ Damit geht er freilich über Douglas hinaus: Schmutz positiv zu denken, heißt ihn nicht bloß als Nebenprodukt von Ordnung zu relativieren, sondern den Absolutheitsanspruch von Ordnung per se in Frage zu stellen.

In ihrem funktionalistischen Verständnis ist Architektur nichts anderes als das Schaffen einer räumlichen Ordnung. Der Architekt oder die Architektin wird vom Bauherrn mit dem (oft sehr vagen) Bedürfnis nach verschiedenen Funktionen und Nutzungen konfrontiert und versucht diese möglichst praktisch räumlich anzuordnen. Ziele sind ein effizienter und ökonomischer Umgang mit den Ressourcen und reibungslose Bewegungsabläufe, die nicht von ungefähr an tayloristische Fabrikationsmethoden erinnern. Das Haus ist eine „Wohnmaschine“ („machine à habiter“) lautet Le Corbusiers

3 Vgl. Cleere, Aileen: Dirty Pictures: John Ruskin, „Modern Painters“, and the Victorian Sanitation of Fine Art. In: Representations, 178 (2002), 116-139, 118.

4 Anders als in den Kunst- und Kulturwissenschaften, bei denen sich mittlerweile eingebürgert hat, unter der Moderne die gesamte Zeit seit der Aufklärung zu verstehen, wird in der Architekturtheorie und Architekturgeschichtsschreibung an der traditionellen Identifizierung der Moderne mit der Zeit von ca. 1900 bis ca. 1960/70 festgehalten. Ich folge hier dieser fachspezifischen Sprachregelung, um Begriffsverwirrungen zu vermeiden.

5 Venturi, Robert: Complexity and Contradiction in Architecture. New York 1981 (Reprint, Orig. 1966), 16.

oft zitierte Formel.⁶ So wie in der Fließbandproduktion die Arbeitsschritte in lauter kleine separierte Einheiten unterteilt werden, weist die moderne Skelettbauweise jedem Bauelement nur jeweils eine Funktion zu, die strikt von anderen Funktionen getrennt wird: „die Mauern [sind] reine, bloße Raumabschlüsse, die den architektonischen Körper nach außen hin abgrenzen, ohne tragende oder anderweitige Funktion; das Flachdach ist reiner Abschluss gegen oben, ohne die Aufgabe der formalen oder symbolischen Vermittlung zwischen oben und unten; die Fenster sind reine Maueröffnungen, die einzig der möglichst optimalen Licht- und Luftzufuhr dienen“, schreibt Roger Fayet über die Bauten Le Corbusiers und seiner Mitstreiter.⁷ Die Funktionstrennung resultiert aus einem intensiven Ordnungsprozess, der den bislang vermischten und vieldeutigen Elementen einen (und nur einen) Platz im System zuweist und alle anderen Bezüge und Querverbindungen kappt. Der durchschlagende Erfolg des modernen Architektur-Purismus liegt vor allem in der Allianz begründet, die er mit der modernen Hygiene, sprich der Identifikation von Sauberkeit mit Gesundheit, und ihrem Prinzip der Quarantäne und Separierung einging. Nicht von ungefähr propagierten die modernen Architekten das Sanatorium als *das* zentrale Vorbild für den Wohnbau.⁸ So wie die Stadt des 19. Jahrhunderts ein einziger Krankheitsherd für Typhus, Cholera und Tuberkulose war, sollte die moderne Stadt des 20. Jahrhunderts den Menschen heilen.⁹

Reine Formen waren, wie wir noch sehen werden, sowohl Ausdruck der Hygiene als auch probates Mittel zur Erreichung ihres sanitären Zwecks. Wie sehr damit auch ein politisches Programm verbunden war, zeigt am deutlichsten wiederum Le Corbusier.

-
- 6 Le Corbusier: *Vers une Architecture*. Paris 1923, 73, 83 (dt.: 1922 – *Ausblick auf eine Architektur* [= *Bauwelt-Fundamente*, Bd. 2], 5. Aufl. 2001, 80, 102). Le Corbusiers Vorbilder waren der Ozeandampfer und das Auto; zu Ehren der Autofirma Citroen nannte er seinen Haustyp „Citrohan“: „ein Haus wie ein Auto, konzipiert und eingerichtet wie ein Autobus oder eine Schiffskabine. Die tatsächlichen Notwendigkeiten des Wohnens können präzisiert werden und verlangen eine Lösung [...] Man muss das Haus wie eine Maschine oder ein Werkzeug zum Wohnen betrachten.“ Le Corbusier: *Oeuvre complète 1910–1929*. Zürich 1929, 45; übers. n. Huse, Norbert: *Le Corbusier*. Hamburg 2002 (8. Aufl.), 37. Zur Maschinenmetapher vor allem im französischen Denken seit dem 18. Jh. vgl. Moos, Stanislaus von: *Le Corbusier. Elemente einer Synthese* (= *Wirkung und Gestalt*, Bd. 4). Frauenfeld u. Stuttgart 1968, 86 f.
- 7 Fayet, Roger: *Reinigungen. Vom Abfall der Moderne zum Kompost der Nachmoderne*. Wien 2003, 131.
- 8 Z. B. Giedion, Sigfried: *Befreites Wohnen*. Zürich 1929; vgl. Kübler, Christof: *Die architektonische Moderne: formgewordene Hygiene!* In: Meseure, Anna u. a. (Hrsg.): *Schweiz* (= *Architektur im 20. Jahrhundert*, Bd. 5). München u. a. 1998, 98-103.
- 9 Stellvertretend für viele sei hier Le Corbusier: *La ville radieuse*. Paris 1935, 143, genannt.

Als Mitglied der Künstlergruppe *Purisme*, die wie so viele nach dem Ersten Weltkrieg in den allgemeinen „rappel a l'ordre“ einstimmte und im Erkennen und Schaffen von Ordnung den höchsten (Kunst-)Genuss erblickte,¹⁰ war er zeitweise Sympathisant der extremen Rechten, pries deren Putschversuch in Paris vom Februar 1934 (der 15 Todesopfer und hunderte Verletzte forderte) als „Erwachen der Sauberkeit“¹¹ und hielt „Reinigung“ (*épuration*) generell für eine „Lebensnotwendigkeit“ (*nécessité vitale*).¹² In seiner Schrift „Urbanisme“ (1925) schlug er vor, das gesamte historische Stadtzentrum von Paris mit Ausnahme weniger Sehenswürdigkeiten abzureißen und durch Schnellstraßen, Grünanlagen und gläserne Hochhäuser zu ersetzen, wie er das schon in seinem „Plan Voisin“ vorgesehen hatte. Man stelle sich vor, schreibt er, „dass all dies Gewimmel, das sich bisher wie eine starre Kruste am Erdboden festklammerte, nun abgekratzt, weggeschafft und durch reine Glaskristalle ersetzt wird, die 200 m in die Höhe steigen“.¹³ Die aggressive Vernichtung des Alten erscheint im Kleid des Chirurgen, der ein Krebsgeschwür operativ entfernt, um den Organismus Stadt vor dem sicheren Tod zu retten.¹⁴ Derselben Metaphorik bedienten sich zur selben Zeit Bolschewisten und Nationalsozialisten, wenn es galt, den Volkskörper von „Schädlingen“ zu befreien. Auch wenn man den Abriss einer Stadt nicht mit einem Genozid vergleichen kann, sollte man sich bewusst sein, dass die Reinheitsideologie der Moderne auch den theoretischen Überbau für alle politischen und ethnischen Säuberungen seit der Französischen Revolution bildete: Hier etablierte sich eine argumentative Linie von Robespierre über Lenin, Stalin und Hitler bis zu Slobodan Milosevic.¹⁵

10 Jeanneret, Charles-Edouard (Le Cobusier) u. Ozenfant, Amédée: *Le Purisme*. In: *L'Esprit Nouveau*, Jg. 4 (1920), 369-386 (dt. teilweise in: Harrison, Charles u. Wood, Paul [Hrsg.]: *Kunsttheorie im 20. Jahrhundert*, Bd. 1. Ostfildern-Ruit 1998, 282–285). Der Slogan „Rappel a l'ordre“ wurde durch das gleichnamige Buch von Jean Cocteau (Paris 1926) zum geflügelten Wort.

11 *Le Corbusier 1935* (wie Anm. 10), 23; vgl. Richards, Simon: *Le Corbusier and the Concept of Self*. New Haven u. London 2003, 42 ff.

12 *Le Corbusier: L'art décoratif d'aujourd'hui*. Paris 1925, 214.

13 *Le Corbusier: Städtebau*. Stuttgart 1929 (2. Aufl.), 236 (Orig.: *Urbanisme*. Paris 1925, 267).

14 *Le Corbusier 1929* (wie Anm. 14), 213-229.

15 Dazu allgemein: Lévy, Bernard-Henri: *La Pureté dangereuse*, Paris 1994 (dt.: *Gefährliche Reinheit*. Wien 1995); zum Bolschewismus: Plaggenborg, Stefan: „Rein“ und „unrein“ im bolschewistischen Experiment 1917–1941. In: Marx, Christoph u. Burschel, Peter (Hrsg.): *Reinheit*. Wien u. a. 2010 (im Druck); zum Nationalsozialismus: Bauman, Zygmunt: *Modernity and the Holocaust*. Cambridge 1989 (dt.: *Dialektik der Ordnung. Die Moderne und der Holocaust*. Hamburg 2002); Fayet 2003 (wie Anm. 8), 75-80.

2. Hygiene, Sauberkeit und Reinheit in der multiethnischen Metropole

Zu den wichtigsten Ausgangspunkten des „Sanitärstils“ der Moderne zählt die Wiener Architektur um 1900 (und es ist kein Zufall, dass die frühesten Attacken gegen die Sterilität der Moderne ebenfalls von Wien ausgingen: Man denke etwa an Friedrich Hundertwassers „Verschimmelungsmanifest gegen den Rationalismus in der Architektur“ von 1958).¹⁶ Da die Wiener Architektur dieser Zeit aber immer noch in erster Linie aus stil- oder geistesgeschichtlicher Perspektive beziehungsweise als bloßes Fortschrittsphänomen der Modernisierung betrachtet wird,¹⁷ steht der Reinigungsdiskurs als Diskursphänomen, der etwa auch die Antipoden Josef Hoffmann und Adolf Loos eng miteinander verbindet, noch immer viel zu sehr im Hintergrund.

1910 waren die Wiener davon überzeugt, in der „gesündeste[n] Stadt am Kontinent“ zu leben.¹⁸ Diese Meinung verdankte sich hauptsächlich der hohen Qualität des Trinkwassers. 1873 hatte die von der liberalen Stadtregierung geplante und von den Wiener Ärzten trotz der enormen Kosten favorisierte,¹⁹ 90 Kilometer lange Hochquellwasserleitung ihren Betrieb aufgenommen. Diese Leitung versorgte bereits vier Jahre später zwei Drittel aller Wiener Haushalte mit frischem Quellwasser aus den Alpen und führte unter anderem zu einem enormen Rückgang der Typhus-Sterblichkeit.²⁰ Die im Fertigstellungsjahr ausgebrochene Choleraepidemie sollte die letzte sein, die Wien heimsuchte, während diese Seuche zum Beispiel noch 1892 in Hamburg, wo man bis dahin ungefiltertes Flusswasser aus der Elbe zum Trinken verwendet hatte, über 8.600 Opfer forderte. Die Wiener medizinische Schule, die im Laufe des 19. und frühen 20. Jahrhunderts Weltgeltung erlangte, spielte auch auf dem

16 Conrads, Ulrich (Hrsg.): Programme und Manifeste zur Architektur des 20. Jahrhunderts (= Bauwelt Fundamente, Bd. 1). Braunschweig u. Wiesbaden 1981 (2. Aufl.), 149-152.

17 Eine herausragende Ausnahme bildet Topp, Leslie: *Architecture and Truth in Fin-de-Siècle Vienna*. Cambridge u. New York 2004.

18 Amtsblatt der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien, 18. November 1910, 2756, zit. n. Melinz, Gerhard u. Zimmermann, Susan: Die aktive Stadt. Kommunale Politik zur Gestaltung städtischer Lebensbedingungen in Budapest, Prag und Wien (1867–1914). In: dies. (Hrsg.): *Wien – Prag – Budapest. Blütezeit der Habsburgermetropolen. Urbanisierung, Kommunalpolitik, gesellschaftliche Konflikte (1867–1918)*. Wien 1996, 140-176, 265, Anm. 26.

19 Maslo, Christian: Aus dem Gebirge herleitbares Wasser. In: Brunner/Schneider 2005 (wie Anm. 3), 197.

20 Meißl, Gerhard: Gebirgswasser in Wien. Die Wasserversorgung der Großstadt im 19. und 20. Jahrhundert. In: Brunner/Schneider 2005 (wie Anm. 2), 195-203, 199; Weigl, Andreas: Tod und (Über-)Leben. Krankheiten und Lebenserwartung in Wien. In: ebd., 250-261, 254 f.

Gebiet der Hygiene eine führende Rolle. Schon Kaiser Franz II. hatte den Deutschen Johann Peter Frank, den Begründer der Sozialmedizin und öffentlichen Hygiene, in die Reichshauptstadt berufen, wo dieser 1795 die Leitung des *Allgemeinen Krankenhauses* übernahm und unter anderem das universitäre Lehrfach Hygiene einführte. 1847/48 gelang dem Ungarn Ignaz Semmelweiß am selben Krankenhaus die erfolgreiche Bekämpfung des Kindbettfiebers mit Desinfektionsmitteln – Jahrzehnte vor den bakteriologischen Entdeckungen von Louis Pasteur und Robert Koch.

Diese Fortschritte entstanden aber nicht zuletzt als Reaktion auf gravierende Mängel. Zwischen 1770 und 1870 lag die durchschnittliche Sterblichkeit in Wien deutlich über den umliegenden Landgemeinden.²¹ Dies hatte unter anderem damit zu tun, dass die Donaumetropole am längsten von allen europäischen Großstädten an ihren aus der Zeit der Türkenkriege stammenden Befestigungsanlagen festgehalten hatte, was zu einer extremen Überbevölkerung und dementsprechend unhygienischen Bedingungen in der inneren Stadt geführt hatte. Erst 1858 gelang es Liberalen,²² die zwei Jahre später an die Macht kommen sollten, sich gegen die Einsprüche des (in der Habsburgermonarchie traditionell übermächtigen) Militärs, welches bis dahin alle Abrisspläne torpediert hatte, beim Kaiser durchzusetzen. Die außerordentlich hohe, mit den wesentlich größeren Millionenstädten Paris und London vergleichbare Sterblichkeitsrate Wiens hatte schon der jüdische Arzt Zacharias Wertheim zu Beginn des 19. Jahrhunderts gemäß der Miasmen-Theorie²³ seiner Zeit auf die beengten Lebensumstände zurück geführt:

21 Weigl 2005 (wie Anm. 21), 254.

22 Die folgende Interpretation der Ringstraßenzeit als Epoche des Liberalismus folgt der klassischen Darstellung von Schorske, Carl: *Fin-de-Siècle-Vienna: Politics and Culture*. New York 1979, 24 ff. Nicht konform gehe ich allerdings mit Schorskess Sicht der Avantgarde um 1900 als ausschließlich antiliberaler Reaktion; gerade Otto Wagner ist das beste Beispiel für die Fortsetzung liberaler Ideen während der Zeit christlichsozialer und autoritärer Dominanz. Zur Kritik an Schorskess Sicht des Liberalismus vgl. Judson, Peter M.: *Rethinking the Liberal Legacy*. In: Beller, Stephen (Hrsg.): *Rethinking Vienna 1900*, Oxford u. New York 2001, 57-79.

23 Miasma (griech. „Verunreinigung“): Darunter verstand man von der Antike bis zur Entdeckung des bakteriologischen Ursprungs von Infektionskrankheiten durch Rudolf Koch und Louis Pasteur jegliche Art von Krankheitserregern. Miasmen gaben sich vor allem durch ihren schlechten Geruch zu erkennen („Pesthauch“), der aus dem Boden oder von Leichen ausgedünstet wurde, sich aber auch im Wasser befinden konnte („giftige Sümpfe“). Miasmen konnten eingeatmet werden oder durch die Poren der Haut ins Innere des Körpers gelangen.

„Die zwischen engen Straßen, hohen Häusern und gedrängten Wohnungen ohnehin schon eingeschlossene Luft, wird durch das Athmen vieler Menschen, Pferde, Hunde und anderer Hausthiere, durch ihren Unrath, und anderweitige Ausdünstungen, wie durch jene, welche mit manchen Gewerbe verbunden sind, im höchsten Grade verdorben, und man kann mit Gewißheit annehmen, daß Niemand eine Luft hier trinke, die nicht kurz vorher in der Lunge eines Andern gewesen wäre. Bekanntlich aber athmet man dieselbe Luft kaum 4mahl ein, und sie wird aus dem nützlichsten Lebensbalsam das fürchterlichste Gift.“²⁴

Tatsächlich (wenn auch aus etwas anderen Gründen als Wertheim annahm) waren im 19. Jahrhundert Lungentuberkulose und Erkrankungen der Atemwege die häufigsten Todesursachen; der Höhepunkt wurde um 1870 erreicht, als vierzig Prozent der Wiener Todesfälle darauf zurück gingen.²⁵

Im Gegensatz zur engen, überfüllten inneren Stadt feierte die Anlage der Ringstraße, die in den 1860er-Jahren erbaut wurde, all jene modernen urbanistischen Errungenschaften, die das alte Zentrum vermissen ließ: breite Boulevards und große Plätze mit mächtigen Gebäuden als isolierte Monumente dazwischen. Die dadurch mögliche freie Zirkulation von Luft, Leuten, Waren und Verkehr nahm quasi die autogerechte Stadt von Le Corbusier und seinen Nachfolgern voraus. Auch heute noch erstaunt der enorme Kontrast an Maßstab, Größe und Dichte zwischen Altstadt und Ringstraße. Hier lässt sich der Zusammenprall der Kulturen der modernen, liberalen Ära der Gründerzeit einerseits und des alten, stickigen und rückwärtsgewandten Zentrums andererseits, das von den traditionellen anti-liberalen Kräften Klerus, Adel und Militär dominiert wurde, plastisch vor Augen führen.

Ein notorisch beklagtes Thema war in diesem Zusammenhang die hohe Staubbelastung durch den Hausbrand, die vielen innerstädtischen Betriebe, schlecht gereinigte Straßen und ab 1858 durch die Demolierung der Befestigungen und die anschließende Großbaustelle Ringstraße. Wiens Staub wurde zum Topos. So konnte sich Ferdinand von Saar 1873 in seiner Novelle „Die Steinklopfer“ darauf beschränken, das darin ungenannte Wien als „unruhvolle, staubdurchwirbelte Hauptstadt“ zu bezeichnen.²⁶ Aber schon 1810 schreibt Wertheim gleich zu Beginn seines Buches von den „dicke[n] Staubwolken“, durch die man sich kämpfen müsse, ehe man das Glacis, das „Magazin

24 Wertheim, Zacharias: Versuch einer medicinischen Topographie von Wien. Wien 1810, 72 (Reprint Wien 1999, hrsg. von Attila Dunky u. Herwig Knaus).

25 Weigl 2005 (wie Anm. 21), 256.

26 Saar, Ferdinand von: Die Steinklopfer. In: Martini, Fritz (Hrsg.), Klassische Deutsche Dichtung, Bd. 9. Freiburg u. a. 1964, 181-219, 183.

für frische Luft“, erreicht habe.²⁷ „Staub“ ist hier wohl nicht nur wörtlich zu verstehen, sondern dient – besonders in stadtkritischen Diskursen – auch als Chiffre für Unordnung, Hektik und Chaos, waren die gewöhnlich unbefestigten Landstraßen doch um vieles staubiger als die im 19. Jahrhundert generell gepflasterten oder geteerten der Städte. Anders gesagt: Staub ist (ähnlich wie „die Straße“) das Attribut der Stadt und ihrer vulgären Betriebsamkeit. 1898 bezeichnet etwa die großbürgerliche Kunstkritikerin Bertha Zuckermandl in der Secessions-Zeitschrift „Ver Sacrum“ (heiliger Frühling) die „von Straßengetöse und Staub umwogten Zinskasernen“ der Ringstraße als wenig vornehm; wirkliche „Elegance“ liege darin, „sich von der Straße zurückzuziehen und sein Heim mit dem kostbarsten zu umgeben, was die Großstadt bieten kann: mit grünen Bäumen“.²⁸ Hier ist der Paradigmenwechsel nach dem Ende der liberalen Ära deutlich erkennbar: Die Pflanzenornamentik des Jugendstils folgte dem allgemeinen „Zurück zur Natur“ der Lebensreformbewegung und setzte sich von der betont urbanen Ära der Ringstraßenzeit ab. Anstelle der Beschwörung der Monumente der Geschichte traten die Sehnsucht nach einem urzeitlichen, vorzivilisatorischen „heiligen Frühling“ und die Vorliebe für suburbane Gartenstädte. „Staub“ steht hingegen für alles Naturferne, für Mauern, Straßen, Steine – und für alles Alte, Überwundene und im übertragenen Sinne „Verstaubte“.

Das größte hygienische Problem im Wien des 19. Jahrhunderts war allerdings nicht der Staub, sondern das Abwasser. Die öffentlichen Abwasserkanäle führten direkt in die Bäche und Flüsse der Stadt. Am schlimmsten war der Wienfluss betroffen; an seinen übelriechenden Ufern zu wohnen galt als regelrecht gesundheitsgefährdend.²⁹ Der „Gestank von Wien“³⁰ war ebenso sprichwörtlich wie im mittel- und westeuropäischen Vergleich außergewöhnlich. Bei Hochwasser geriet zudem regelmäßig Abwasser in die Trinkwasserleitungen. Dieses Problem wurde erst sehr spät, ab 1895 gelöst, als man den Wienfluss überbaute und an seinen Seiten sogenannte „Cholera-kanäle“ für die Abwässer errichtete. Zwei Jahre, bevor dieses Projekt begonnen worden war, schrieb Otto Wagner in seiner Studie „Generalregulierungsplan für Wien“ in der Einleitung des Kapitels „Hygiene“:

27 Wertheim 1810 (wie Anm. 24), 3.

28 Zuckermandl, Bertha: Wiener Geschmacklosigkeiten. In: Ver Sacrum, 1, (1898), H. 2, 4-6, 5.

29 Weigl 2005 (wie Anm. 21), 254.

30 Payer, Peter: Der Gestank von Wien. Über Kanalgase, Totendünste und andere üble Geruchskulissen. Wien 1997.

„Wien nimmt in sanitärer Beziehung unter den Millionenstädten Europas den letzten Rang ein. Es bedarf daher noch gewaltiger Mittel, um die Stadt in hygienischer Beziehung auf jene Stufe zu bringen, welche für den gesunden Aufenthalt eines so großen Menschenzusammenflusses erforderlich ist.“³¹

Ein hartes Urteil, vor allem wenn man die oben erwähnte, auch international bewunderte Hochquellwasserleitung in Betracht zieht. Doch man muss sich vor Augen führen, dass dieser Frischwasserversorger mit der rapide ansteigenden Bevölkerungszahl (1893 wurden durch Eingemeindungen 1,3 Millionen erreicht, 1910 die Zwei-Millionengrenze überschritten, womit Wien die sechstgrößte Stadt der Welt war) und dem aufgrund sich verändernder Lebensgewohnheiten steigenden Wasserverbrauch pro Kopf nur schwer Schritt halten konnte. Nach trockenen Sommern musste das Wasser immer wieder rationiert werden; 1896 beschloss man deshalb den Bau einer zweiten, rund 200 Kilometer langen Hochquellwasserleitung, die 1910 eröffnet werden konnte. Trotzdem waren um 1900 noch ca. 10.000 private Hausbrunnen im Gebrauch,³² und bis zum Ersten Weltkrieg kamen in manchen Stadtgebieten weiterhin Wasserwägen zum Einsatz. 1883 schildert der Wiener Lokalhistoriker Wilhelm Maximilian Kisch die hygienische Bedenklichkeit dieser Wasserfuhrer:

„Man war auf die [durch Prinz Albert von Sachsen-Teschen 1805 errichtete] Albertinische Wasserleitung angewiesen und weil sie den Bedarf nicht genug deckte, so war man gezwungen von hausierenden Croaten das Wasser, das sie in großen schmutzigen Fässern auf zweirädrigen Wägen von Haus zu Haus, von Strasse zu Strasse herunkollerten, zu kaufen. Auf den Ruf ‚a frisch Wassa is da‘ kamen die Mägde mit Butten und Kübeln und Krügen herbei und kauften den slovakischen Wassertyrannen, das durch langen Transport lauwarm gewordene, wenig appetitliche Wasser ums theure Geld ab, das nicht blos zum Waschen und Kochen, sondern leider auch zum Trinken benutzt werden musste. Ob da ein labender Trunk möglich war, ist wohl sehr zu bezweifeln.“³³

31 Wagner, Otto: Generalregulierungsplan für Wien. Wien 1894 (2. Aufl., Orig. verfasst 1892–93); zit. n. Graf, Otto Antonia: Otto Wagner, Bd. 1: Das Werk des Architekten 1860–1902. Wien u. a. 1985, 112.

32 Koblizek, Ruth: Lauwarm und trübe. Trinkwasser in Wien vor 1850. In: Brunner/Schneider 2005 (wie Anm. 2), 188–193, 188.

33 Kisch, Wilhelm: Die alten Strassen und Plaetze Wien's und ihre historisch interessanten Häuser (Bezirke 1–9). Wien 1883; zit. n. Koblizek 2005 (wie Anm. 33), 193, die den Autor allerdings mit dem wesentlich jüngeren Reporter Egon Erwin Kisch verwechselt.

Bezeichnend an dieser Textstelle ist die Kombination von hygienischem und ethnischem Reinheitsdiskurs: Slawen (die einmal wahllos als „Croaten“, das anderemal als „Slovaken“ angesprochen werden) sind schmutzig, ergo verkaufen sie uns verschmutztes Wasser, während das gute, saubere Wasser von der deutschen Obrigkeit beziehungsweise aus den Alpen kommt.

In keiner anderen europäischen Großstadt wurden die Spannungen zwischen den Forderungen nach Modernisierung (Neuordnung, Reinigung) und Bewahrung von so großen ethnischen Spannungen begleitet und verstärkt wie in Wien. Das Konzept und die Realität Wiens als Hauptstadt eines multiethnischen und multikulturellen Reiches, als Schmelztiegel verschiedener mittel- und osteuropäischer Traditionen, wurde von Nationalisten aller Couleurs heftig bekämpft. Die Habsburgermonarchie stand für eine alte, irgendwie mittelalterliche und überlebte Ordnung, die man wegen der Unterdrückung von Selbstbestimmungswünschen als „Völkerkerker“ kritisierte und die durch säuberlich getrennte, reine Nationen einheitlicher Abstammung ersetzt werden sollte. Am wenigsten in das nationalistische Konzept passte die jüdische Gemeinde Wiens. Ihre Rolle war es, um Carl Schorske zu zitieren, dass „sie das supranationale Volk des multinationalen Staates wurde, das eine Volk, das tatsächlich in die Schuhe der früheren Aristokratie schlüpfte“.³⁴ Es braucht nicht eigens betont zu werden, dass der moderne Antisemitismus im Wesentlichen in Wien entstand und dass der junge Hitler hier zu ihm ‚bekehrt‘ worden ist.

Einer von Hitlers großen Wiener Vorbildern war – neben Bürgermeister Karl Lueger – der rechtsradikale pangermanische Politiker Georg von Schönerer, der bereits in den 1880ern den Slogan prägte: „Durch Reinheit zur Einheit: / Ohne Juda, ohne Rom / Bauen wir Germaniens Dom.“³⁵ Schönerer ist ein schlagendes Beispiel dafür, wie der saubere Körper des weißen, deutschen Bürgers als Modell nationaler Distinktion auf den Staat übertragen wird und sich das Phantasma des „reinen Volkskörpers“ erschafft. Neben dem antisemitischen Diskurs, der für den durchschnittlichen Wiener Common Sense wurde, manchmal sogar – wie bei Otto Weininger – selbst ehemalige Mitglieder der jüdischen Gemeinde erfasste, empfanden viele Protagonisten der Wiener Avantgarde starke Abneigungen gegenüber allem, was für sie den „Balkan“ oder den „Orient“ verkörperte. Aus der Sicht des Wiener Mittelstandes repräsentierte (und repräsentiert bis heute) der Balkan all das, was man – uneingestandenermaßen auch an

34 Schorske 1979 (wie Anm. 23), 129.

35 Springer, Alfred: Der Reinheitsmythos im rechten Denken. In: Szanya, Anton (Hrsg.): Durch Reinheit zur Einheit. Psychoanalyse der Rechten. Innsbruck u. a. 1999, 126-151.

sich selbst – als rückständig, unzivilisiert, schmutzig und abstoßend empfindet. Adolf Loos versuchte zum Beispiel „Abendländische Kultur“ in Österreich einzuführen³⁶ – und das bedeutete für ihn: westeuropäische, englische und nordamerikanische Kultur. Loos wurde nicht müde, den mittel-, süd- und osteuropäischen Lebensstil in zahllosen Schriften als rückständig, barbarisch und letztlich auch unhygienisch zu attackieren. Aber auch die (von Loos ebenso bekämpften) *Secessionisten* stilisierten sich als „Club der Reinen“, angefangen vom Secessionsgebäude, das ihr Erbauer Joseph Maria Olbrich als „weiß und glänzend, heilig und keusch“³⁷ beschrieb, bis zur Rhetorik des *Secessions*-Sprachrohrs Hermann Bahr, eines ehemaligen Weggenossen Georg von Schönerers, der im ersten Heft von „Ver Sacrum“ die Abspaltung der *Secessionisten* von der Genossenschaft bildender Künstler mit antisemitischen Untertönen zwecks Erhaltung der „reinen Kunst“ eskortierte³⁸ und dem *Secessions*-Präsidenten Gustav Klimt dessen „unverkennbare Rassenechtheit“³⁹ attestierte. Denn die neue, reine Kunst der *Secessionisten* ließ den überwundenen Historismus der Ringstraßenzeit „in der schmutzigen Gosse der Copie“ zurück.⁴⁰

Zusammenfassend kann man sagen, dass in einem Punkt philanthropische Hygieniker, nationalistische Politiker und avantgardistische Künstler und Architekten übereinstimmen: Wien war ein Ort, der dringend gesäubert werden musste.

3. Otto Wagner, der große Reiniger

Der Grundstein für seinen Erfolg als Architekt und Bauunternehmer wurde Otto Wagner in der prosperierenden Ringstraßenzeit gelegt, in der er als Selfmademan rasch zu Vermögen und Ansehen gelangte. Seinen Ruf als einer der Begründer der

36 1903 gab Adolf Loos seine von ihm komplett verfasste Zeitschrift „Das Andere. Ein Blatt zur Einführung abendländischer Kultur in Österreich“ heraus. Nach Erscheinen der zweiten Nummer musste sie allerdings bereits wieder eingestellt werden.

37 Olbrich, Joseph Maria: Mein Gebäude der Secession. In: *Der Architekt*, Jg. 5 (1899). Abgedruckt in: Kapfinger, Otto u. Krischanitz, Adolf: *Die Wiener Secession. Das Haus: Entstehung, Geschichte, Erneuerung*. Wien u. a. 1986, 24-26, 24.

38 Bahr, Hermann: Vereinigung bildender Künstler Österreichs. *Secession*. In: *Ver Sacrum*, Jg. 1, (1898), H. 1, 8-13, 13 (Wiederabdr. unter dem Titel „Ver Sacrum“ in: Bahr, Hermann: *Secession*, Wien 1900, 11-14). In diesem Text zieht Bahr alle Register des geläufigen antisemitischen Spotts, um über den als Veith Ehrenstamm geborenen Eugen Felix, den konservativen Präsidenten der Genossenschaft bildender Künstler, herzuführen.

39 Bahr, Hermann: Vorwort. In: *Ver Sacrum*, Jg. 1, (1898), H. 3, 1.

40 Wagner, Otto: *Die Kunst im Gewerbe* (1899); zit. nach Graf 1985 (wie Anm. 32), 361.

modernen Architektur erwarb er allerdings erst in seinen späteren Jahren, als er 1894 eine Professur an der *Akademie der Bildenden Künste* übernahm, eine eigene Schule begründete, sich mit theoretischen Schriften verstärkt an die Öffentlichkeit wandte und seine das Wiener Stadtbild bis heute prägenden Bauten in einer Art funktionalem Secessionsstil schuf. Wagners Oeuvre wuchs also aus dem Geist des Liberalismus und war besonders ab den 1890er-Jahren, als die politischen Spannungen und der Reformbedarf in der Habsburgermonarchie immer größer wurden, von einem leidenschaftlichen Modernisierungswillen durchdrungen. Seine Heimatstadt erschien ihm je länger je mehr als ein Hort der Unordnung und des Schmutzes und seine Rolle als Architekt und Stadtplaner als die eines großen Aufräumers, Regulierers und Reinigers. Sein Sendungsbewusstsein schöpfte er aus der zeitüblichen (Selbst-)Überschätzung des Architekten als Souverän der Moderne, wie es etwa aus seiner Antrittsrede an der Akademie der bildenden Künste deutlich wird: „Schon vor mir hat es Einer gesagt, dass der Architekt in seiner glücklichen Vereinigung von Idealismus und Realismus die Krone der modernen Menschheit sei: ich aber füge hinzu, dass seine schaffende, gebärende Natur ihn weit über das Niveau der Alltäglichkeit erheben muss.“⁴¹ Die allumfassenden Qualitäten der (zu dieser Zeit noch ausschließlich männlichen) Architekten schließen also auch weibliche Eigenschaften ein!

Anders als seine Schüler Olbrich und Josef Hoffmann, die exklusive Orte der Reinheit jenseits vom Schmutz und Mühsal des Alltags schufen, aber auch anders als bei Loos, der am liebsten die ganze Gesellschaft ins Bad schicken wollte,⁴² ist für Wagner Reinlichkeit in erster Linie eine Frage des öffentlichen Raumes. Kein Architekt des 19. und 20. Jahrhunderts hat sich so intensiv mit Fragen der Sauberkeit des Stadtbildes befasst wie er. Sie stellt für ihn eine sowohl hygienische als auch künstlerisch-ästhetische Notwendigkeit dar. Diese bereits in der Aufklärung grundgelegte Identifizierung von Schönheit und Hygiene findet in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ihren Höhepunkt, und Wagner ist einer der markantesten Exponenten davon. Sein aussichtsloser Kampf gegen den Schmutz und das Chaos der Städte wirkt aus heutigem Blickwinkel manchmal vernünftig, zuweilen grotesk

41 Ähnlich die weibliche Metaphorik bei Wagners Schüler Olbrich, der über sein Secessionsgebäude schreibt: „Mit welcher Freude gebar ich dieses Haus! [...] Doch mit dem Herzen hab' ich es geboren, mit dem Herzen gepflegt und großgezogen.“ Olbrich 1986 (wie Anm. 38), 24, 26.

42 Besonders in Loos, Adolf: *Die Plumber*, in: ders.: *Ins Leere gesprochen. Gesammelte Schriften 1897–1900*, hrsg. von Adolf Opel. Wien 1997 (unveränd. Neudruck der Erstausg. 1921), 101–107; vgl. Moos, Stanislaus von: *Das Prinzip Toilette. Über Loos, Le Corbusier und die Reinlichkeit*. In: Fayet, Roger (Hrsg.): *Verlangen nach Reinheit oder Lust auf Schmutz? Gestaltungskonzepte zwischen rein und unrein*. Wien 2003, 41–58.

und hin und wieder gefährlich totalitär. Auf jeden Fall ist er ein beredtes Zeugnis der Ideologie der absoluten Planbarkeit von und Kontrolle über ein Gemeinwesen, die bis heute virulent geblieben ist.

Fragen der Sauberkeit nehmen in Wagners Standardwerk „Moderne Architektur“, das als erstes architekturtheoretisches Werk der Moderne gilt, zwischen 1896 und 1914 vier Mal aufgelegt wird⁴³ und sofort ins Englische, Italienische und Tschechische übersetzt wird, breiten Raum ein. So heißt es im Kapitel „Die Kunstpraxis“:

„Unsere großen Fortschritte auf dem Gebiete der Hygiene, der unbestrittene Erfolg aller diesbezüglichen Maßnahmen, das ungeheure, stetig zunehmende Anwachsen der Bevölkerungsziffer in den Großstädten, endlich der Umstand, dass künstlerische Bestrebungen und Wirkungen von Sauberkeit untrennbar sind, weisen von selbst auf die Notwendigkeit einer peinlichen Reinhaltung unserer Verkehrswege und eines tadellosen und adretten Aussehens unserer öffentlichen Anlagen hin!“⁴⁴

Jeder Architekt müsse daher in hygienischen Fragen „vollkommen auf dem Laufenden sein“. Es ist interessant, dass sich Wagner mit hygienischen Fragen im eigentlichen Sinn hier aber nicht lange aufhielt, denn es ging ihm eigentlich um das saubere Aussehen der Stadt, das zwar hygienisch begründet wird, aber eigentlich ein künstlerisches Ziel zu sein habe, da dieses, wie erwähnt, „von Sauberkeit untrennbar“ sei. In diesem Sinne erörtert er das Problem, dass Hausbrand und Fabrikabgase zu rascher Verschmutzung von Fassaden und öffentlichen Denkmälern führen:

„Rauch und Ruß [...] sind es, welche unsere Kunstwerke und das Aussehen der Straßen am meisten schädigen. Ein Konglomerat von Staub, Ruß und Niederschlägen bedeckt schon nach kurzer Zeit jedes Kunstwerk, wenn es im Freien steht, ja es verleiht ihm ein ganz verändertes und gewiß nicht beabsichtigtes Aussehen.“⁴⁵

Es ist festzuhalten, dass nicht alle AutorInnen des 19. Jahrhunderts die allmähliche Verschmutzung öffentlicher Denkmäler und Häuserfassaden so negativ sahen wie Wagner. In seinem 1876 publizierten Dialog „The Ethics of the Dust“ wandte sich der englische Kunstgelehrte und Sozialreformer John Ruskin gegen die gängige Praxis der Restaurierung von Gebäuden, die diese wieder wie neu erscheinen ließ. Dies verleugne deren Geschichte, denn der wichtigste Zeuge für die verronnene Zeit sei nun mal

43 Ab der 4. Auflage 1914 lautet der Titel „Die Baukunst unserer Zeit“.

44 Wagner, Otto: Die Baukunst unserer Zeit. Wien 1914 (4. Aufl.), 93 f.

45 Wagner 1914 (wie Anm. 45), 94.

die Staubschicht, die sich auf den Häusern gebildet hatte.⁴⁶ Vermutlich hängt die „Stauballergie“ der Modernen auch mit ihrer negativen Einstellung zur Geschichte zusammen, mit der Idee, beim Punkt Null zu beginnen und in einem ewigen Heute ohne Gestern zu leben. Der fortwährende Zerfall von Materie, der den Lauf der Zeit indizierte, musste mit allen Mitteln aufgehalten bzw. dessen Spuren beseitigt werden. Otto Wagners Rezept gegen Staub und Ruß lautete:

Den „traurigen Folgen dieser Faktoren [...] ist nur durch Verwendung möglichst einfacher Formen, glatter Flächen, Anwendung von Porzellan und Majolika, Steinzeug, Mosaikbildern, systematische Reinigung der Kunstwerke etc. vorzubeugen, und die Baukunst unserer Zeit hat auf diesem Gebiete auch schon bedeutende Erfolge aufzuweisen.“⁴⁷

Bemerkenswert ist, dass Wagner die Einfachheit und Glätte von Formen und Oberflächen (und damit auch die Ablehnung dreidimensionaler Bauornamentik) alleine mit dem Argument der leichteren Reinigung rechtfertigt. Aber er geht noch viel weiter: Er dehnt sein Argument auch auf die Innenarchitektur aus und spricht kunsthandwerklichen Objekten, welche nicht dem von ihm aufgestellten Prinzip folgen, jeglichen künstlerischen Wert ab:

46 Ruskin, John: *The Ethics of the Dust. Ten Lectures to Little Housewives on the Elements of Crystallization*. London 1876. Ruskin steht hier noch in der Tradition des (vor allem in Großbritannien sehr geschätzten) Pittoresken, der ästhetischen Wertschätzung von Zeichen des Verfalls, die mit der Vokabel „Ruinenromantik“ nur unzureichend umrissen ist. Schöne und stets ironische Beispiele dafür geben Sir Walter Scotts Romane, wie etwa „*The Antiquary*“ (1816), worin ein übereifriges Dienstmädchen die Studierstube, das „*sanctum sanctorum*“ des Antiquars Mr. Oldbuck (!) aufkehrt und damit in dessen Augen den „very ancient, peaceful, quiet dust“, welcher „would have remained so for a hundred years“ aufwirbelt und alles in Unordnung bringt – „dirt“ war in diesem Fall „matter on the right place“! Scott, Walter: *The Antiquary. With the Author's Last Notes and Additions*. Paris 1831, 37. In der Einleitung von Scotts „*The Fair Maid of Perth or St. Valentine's Day*“ (1828) versucht ein junger Vertreter von Putzmitteln der Londoner Firma „Scrub and Rub“ einen Blutfleck auf dem Parkettboden der Apartments von Maria Stuart in Holyrood Palace, der von der Ermordung David Rizzios, des Geliebten der Königin, vor 250 Jahren herrührt, mit einem „Infallible Detergent Elixir“ wegzuputzen. Nur mit Mühe kann der „lover of cleanliness“ von der Haushälterin, Mrs. Policy, dem lokalpatriotischen Ich-Erzähler und weiteren Edinburger Bürgern an seinem frevlerischen Werk gehindert werden. Hier geht es ganz offensichtlich um Schmutz als historisches Zeugnis (in diesem Fall der katholischen Geschichte Schottlands), das von einem Vertreter der Moderne (dem siegreichen anglikanischen England) buchstäblich ausgelöscht werden soll. Scott, Walter: *The Fair Maid of Perth or St. Valentine's Day* (= *Waverly Novels*, Bd. 42). Edinburgh 1903, 5-8.

47 Wagner 1914 (wie Anm. 45), 95.

„Zwei Bedingungen sind es, welche als Kriterien zu gelten haben und deren Erfüllung die moderne Menschheit fordert: GRÖSZTMÖGLICHE BEQUEMLICHKEIT UND GRÖSZTMÖGLICHE REINLICHKEIT. Alle Versuche, welche diese Postulate nicht berücksichtigen, liefern nur Wertloses, und alle Kunsterzeugnisse, welche diesen Regeln nicht entsprechen, erweisen sich als nicht lebensfähig. Die Beispiele hiefür sind Legion. Unbequeme Treppen, alles Unhandsame, Unpraktische, schlecht zu Reinigende, [...] alle ungenügenden hygienischen Einrichtungen.“⁴⁸

Otto Wagner wiederholt hier Forderungen, die bereits einige Jahrzehnte zuvor von Ärzten, Hygienikern und Krankenschwestern wie etwa Florence Nightingale erhoben worden sind. In ihrem berühmten und äußerst einflussreichen Buch „Notes on Nursing“ von 1859, das bereits 1861 auf Deutsch erscheint,⁴⁹ beschreibt Nightingale das ideale Krankenzimmer. Wie ihre Zeitgenossen glaubt Nightingale noch an die Existenz von Miasmen, deshalb bekämpft sie in erster Linie den Staub und bemüht sich um ausreichende Belüftung. Aus Reinigungsgründen plädiert sie für lackierte Böden, mit Ölfarbe gestrichene Wände, polierte und lackierte Möbel, für so wenige Profile wie nur möglich, so wenige Vorhänge und Teppiche wie möglich und natürlich für so viel Licht und Frischluft wie möglich. Für den heutigen Leser scheint Nightingale eine Art Bauhaus-Apartment *avant la lettre* zu beschreiben. Auf jeden Fall ist ihr Text die erste Definition eines „Sanitärstils“ in der Innenarchitektur. Für unseren Zusammenhang am interessantesten ist, dass sie noch einen Schritt weiter geht und diesen Stil auch für das Äußere jedes Hauses empfiehlt:

„Wenn die Leute nur die Außenseiten ihrer Häuser mit gewöhnlichen oder enkaustischen Kacheln bedecken würden, so wäre das ein unberechenbarer Gewinn für Licht, Reinlichkeit, Trockenheit, Wärme und folglich für den Geldbeutel. Die Außenseite eines Hauses könnte dann ganz leicht mittels einer Feuerwehrspritze abgewaschen werden. Diese Art des Abwaschens würde der Pflasterung zur Verbesserung der Gesundheit der Städte am nächsten stehen.“⁵⁰

Nightingales Generalrezept für eine „gesunde Stadt“ besteht also in der kompletten Versiegelung aller Oberflächen, in die nichts eindringen und an denen sich auch nichts dauerhaft festsetzen kann (der fatalen ökologischen Folgen dieser dann im 20. Jahrhundert exzessiv betriebenen Praxis wurde man sich erst in jüngster Zeit bewusst). Das Haus – respektive die Stadt – wird als eine Art Panzer oder *cordon sanitaire*

48 Wagner 1914 (wie Anm. 45), 99.

49 Nightingale, Florence: Die Pflege bei Kranken und Gesunden. Kurze Winke, den Frauen aller Stände gewidmet. Leipzig 1861.

50 Nightingale, Florence: Notes on Nursing: What it is, and what it is not. New York 1860 (2. Aufl.), 90 f.

imaginiert, der sich alles Übel weit vom Leibe hält. Dies impliziert die Vorstellung einer generell feindlichen – ansteckenden beziehungsweise schmutzigen und chaotischen – Umwelt, der das (aus Nightingales Blickwinkel immer kranke und deshalb gefährdete) Individuum sonst schutzlos ausgeliefert ist. Unter diesen Umständen ist es durchaus angemessen, dass die Feuerwehr ausrückt, um mit dem reinigenden Strahl ihrer Wasserschläuche die gefährlichen Miasmen und Mikroben auf den Oberflächen der Häuser zu bekämpfen.

So weit ich sehe, war Otto Wagner der erste Architekt auf dem europäischen Kontinent, der Nightingales Empfehlung in die Tat umgesetzt hat.⁵¹ Die Fassade seines 1898 errichteten „Majolika-Hauses“ an der Linken Wienzeile ist aus Gründen der öffentlichen Hygiene und Ästhetik komplett mit Fliesen verkleidet, sodass sie leicht abgewaschen werden kann (was aber de facto weit seltener geschehen ist, als sein Erbauer sich das gewünscht hätte). Das üppige florale Jugendstilornament auf den Fliesen täuscht darüber hinweg, dass das Haus von den Fensterbrüstungen abgesehen eine völlig glatte Lochfassade ohne jede Profilbildung besitzt – ein Umstand, der ein Jahrzehnt später bei Adolf Loos' Haus am Michaelerplatz, bei dem glatter weißer Verputz die Fliesen ersetzt, zu einem handfesten Skandal führte. In der Folge hat Wagner zahlreiche weitere Bauten und Monumente mit abwaschbaren Wänden gebaut beziehungsweise projiziert und dabei auch die Formgebung immer mehr reduziert und „gereinigt“.⁵² Der hygienisch motivierte Aufräumprozess führt zwangsläufig, wie

51 Bereits ab 1890 wird in England und den USA glasierte Terracotta für die Verkleidung von Fassaden verwendet. Die Motive dafür sind aber zunächst hauptsächlich in der billigeren Herstellbarkeit von Bauornamentik (die Kacheln weisen im Gegensatz zu Wagners „Majolikahaus“ tief profilierte Reliefs auf) und im Brandschutz (vor allem nach dem verheerenden Stadtbrand von Chicago 1871) zu suchen. 1895 bemerkte der Journalist Charles Jenkins, glasierte Terracotta sei „able to wash your building and have it as fresh and clean as the day it was put up“; zit. n. Gissen, David: *Subnature. Architecture's Other Environments*. New York 2009, 51. Besonders in smoggeplagten Ballungsräumen wird dies ein Thema. Daniel H. Burnhams 1904 errichtetes Railway Exchange Building (heute: Santa Fe Building) in Chicago, das ganz mit strahlend weiß glasierten Terrakottaziegeln verkleidet ist und an ursprünglich die Bahngeleise mit ihren rußigen Lokomotiven vorbeiführten, nutzte den Reinwaschungseffekt der Fassade auch im übertragenen Sinn als „Imagepolitur“ des luftverschmutzenden Gewerbes der Bauherren.

52 Realisierte Bauten: K. K. Postsparkassengebäude in Wien (1903–06), Schützenhaus Staufstuf Kaiserbad (1904–06), Mietshaus Neustiftgasse 40 in Wien (1909–11), Villa Wagner II (1912–13). Nicht ausgeführte Projekte: Monumentalbrunnen am Karlsplatz in Wien (1904), Friedenspalast Den Haag (1905), die Kolonnaden in Karlsbad (1906), Technisches Museum für Industrie und Gewerbe in Wien (1909), das Kaiserdenkmal oder das Lueger-Monument vor dem Rathaus in Wien (1910), Kaiser-Franz-Josef-Stadtmuseum auf der Schmelz in Wien (1912). Einen Höhepunkt in Wagners Hygienebestrebungen stellt die Anstaltskirche St. Leopold

wir noch sehen werden, zu einer Geometrisierung, Verblockung und Vereinfachung der Formensprache.

Otto Wagner geht es aber auch um die Reinigung des Stadtbildes in einem übergeordneten Sinn. Planlose, ephemere und provisorische Bauten, die der Stadt ein „balkanisches“ Flair verleihen, sind dem Stadtplaner ein Dorn im Auge; diese „unglaublichsten Fehler, an denen das Stadtbild schwer leidet“, sollen in einem Großreinemachen beseitigt werden:

„[Ich] verweise [...] auf die bei uns üblichen Märkte im Freien (Naschmarkt, Stände auf der Mariahilferstraße, 1 Kilometer lang, eine Unzahl hässlicher Verkaufshütten u.s.v.a.). Eine haarsträubende Anhäufung von Mist, Bakterienkulturen, ein beispiellos ruppiges Aussehen der Straßen, Passagestörungen, hygienisch nicht genug zu tadelnde Vorgänge, bilden nur einen kleinen Teil der zu erwähnenden Übelstände.“⁵³

Spuren von Arbeit und Nahrungsversorgung (kurz: alles Proletarische und „Niedrige“) sollen möglichst aus dem Stadtbild verschwinden: von den Schloten der Fabriken bis zu den Ständen der Obst- und Gemüsehändler. Alles, was heute als eine spezifisch urbane Qualität gilt: Dichte, Komplexität, Niveau- und Maßstabsveränderungen, soll applaniert und vereinheitlicht werden:

„Die viel zu stark bombierten Straßenflächen, welche die Fahrbahn stark verschmälern, unsere leider so unterschiedlichen Niveaux, die heillose ‚Unordnung‘ unserer Häuserfluchten, hölzerne, nach allen Windrichtungen stehende Telegraphenstangen, die völlig planlos aufgestellten häßlichen Maste für die Oberleitung der elektrisch betriebenen Vehikel, die Geleisanlagen derselben und die ebenso wirt verteilten Gaskandelaber vereinigen sich mit einer Unzahl von Hütten und anderen auf der Straße stehenden Bauwerken zu einem tatsächlich wüsten Gesamtbilde.“⁵⁴

in Steinhof (1902–07) dar, bei der sogar die Weihwasserbecken durch Weihwasserspender ersetzt sind, um Ansteckungen zu vermeiden. Der Agnostiker Wagner vertraute offenbar nicht ganz auf die reinigende Wirkung des Weihwassers und ersetzte die kultische Reinheit des Sakralen durch die rational nachvollziehbare der Hygiene. Charles-Edouard Jeanneret, der spätere Le Corbusier, der sich im Winter 1907/08 in Wien aufhielt und damals noch nicht zur Moderne bekehrt war, bezeichnete Steinhof spöttisch als „holländische Küche oder WC-Modell“; zit. nach Moos 2003 (wie Anm. 43), 43.

53 Wagner 1914 (wie Anm. 45), 98. Bereits in seinem offenen Brief „Regulierung des Stadtteiles an der Elisabethbrücke, Projekt“ vom 15.6.1892 hatte Wagner die offenen Verkaufsstände des Naschmarktes als schmutzig und unhygienisch kritisiert. Wien Museum, Inv.-Nr. 116.631/9; abgedr. in: Graf 1985 (wie Anm. 2), , 83.

54 Wagner 1914 (wie Anm. 45), 98.

Gehen wir zu weit, wenn wir in Wagners Polemik gegen das chaotische und kontrastreiche Bild seiner Stadt einen Reflex auf deren multi-ethnische Polyphonie erblicken? Anders als heute verteilte sich der Naschmarkt um 1900 auch auf den Karlsplatz und die Operngasse. Sein Publikum setzte sich auch nicht wie heute in erster Linie aus Touristen und einem jungen, schicken und zahlungskräftigen Bürgertum („Bobos“), sondern aus ‚einfachen‘ Leuten und DienstbotInnen zusammen, die für das leibliche Wohl ihrer Herrschaft zu sorgen hatten und oft aus den östlichen Kronländern immigriert waren. Eine Aufnahme von 1899 zeigt diese reichlich informellen Zustände unmittelbar vor dem Tor der eben fertig gestellten *Secession* und in Blickweite der *Akademie der Bildenden Künste*, den beiden erhabenen Weihestätten



Abb. 2 Bruno Reiffenstein: Naschmarkt mit Secession im Hintergrund, 1899. Fotografie: Sammlung Christian Brandstätter. In: Salm-Salm, Marie-Amélie zu u. Lemoine, Serge (Hrsg.): Vienna 1900. Klimt, Schiele, Moser, Kokoschka. Ausstellungskatalog Galeries Nationales du Grand Palais. Paris 2005, 33.

der Kunst, deren feinsinnige Adepten über den proletarischen Lärm und Schmutz des Marktes ihre empfindsamen Nasen gerümpft haben müssen (Abb. 2), so wie sie zuvor unter dem Gestank des Wienflusses gelitten hatten, der eben erst überbaut worden war. Die florale Ornamentik des hermetischen *Secessions*-Tempels nahm sich wie eine Sublimierung des rundum feilgebotenen Gemüses aus, und der Volksmund, der die aus vergoldeten Lorbeerblättern bestehende Kuppel, die quasi aus den Gemüseständen emporragte, als „Krauthappel“ titulierte, betrieb eine nur (räumlich wie semantisch) naheliegende Entsublimierung.

Deshalb scheint es nur logisch, dass die in ihrem ästhetischen Empfinden beleidigten Künstler gegen den „Balkan“ vor ihrer Haustüre zu Felde ziehen. Wagners Forderung:

„Es ist daher hoch an der Zeit, dass die Stadtverwaltung unter Führung von Künstlern, durch Beschaffung der Geldmittel und durch Erlangung eines Expropriationsgesetzes energisch eingreife, um alles dem Auge Sichtbare nicht allein vom Ingenieur, sondern auch vom Künstler mit Erfolg ausprobieren zu lassen.“⁵⁵

Aus diesen Zeilen spricht auch die (auf Richard Wagner zurück gehende) Ideologie des Gesamtkunstwerks, der in Wien um 1900 mit wenigen Ausnahmen praktisch alle namhaften KünstlerInnen und Architekten anhängen und für die Hermann Bahr im ersten Heft von „Ver Sacrum“ die Losung ausgegeben hatte: „Hüllt unser Volk in eine österreichische Schönheit ein!“⁵⁶ Eine von Künstlern/Architekten völlig durchgestaltete Stadt, so die (von den Modernen oft vertretene) Vorstellung, würde alle wesentlichen Probleme lösen. Dass die totale ästhetische Kontrolle, die den *Secessionisten* vorschwebte, von der Türklinke bis zur Fassade, vom Hauspantoffel bis zum Stadtbild, zutiefst illiberal und auch entwicklungsfeindlich war, hat niemand so scharf gesehen wie Adolf Loos, der die gesamtkunstwerkliche Ideologie in zahlreichen Schriften scharfzüngig attackierte.⁵⁷

Im Hinblick auf den Naschmarkt waren Otto Wagners Bemühungen schließlich von Erfolg gekrönt: Der Markt wurde auf die neu gewonnene Fläche auf dem überbauten Wienfluss zwischen rechter und linker Wienzeile beschränkt und in festen Verkaufsständen untergebracht (wenn auch nicht in einer geschlossenen

⁵⁵ Wagner 1914 (wie Anm. 45), 98.

⁵⁶ Bahr 1898 (wie Anm. 40); vgl. dazu Hofmann, Werner: Gustav Klimt und die Wiener Jahrhundertwende. Salzburg u. Wien 1970, 9 ff.

⁵⁷ Vor allem in: Loos, Adolf: Von einem armen reichen manne (1900). In: Loos 1997 (wie Anm. 43), 198-203.

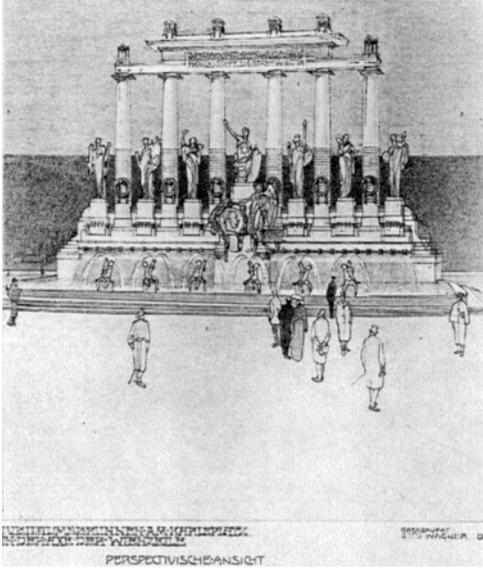


Abb. 3 Otto Wagner: „Jubiläumsbrunnen am Karlsplatz in der Axe [sic] der Wienzeile“, 1904. Wien Museum, Inv.-Nr. 96281. In: Graf 1985 (wie Anm. 2), 489.

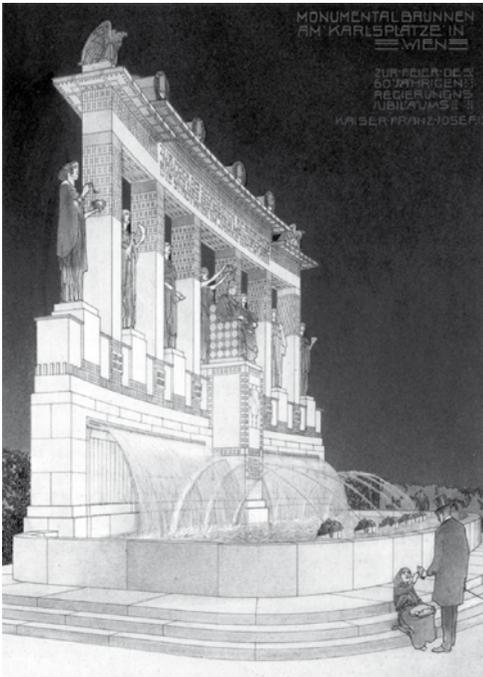


Abb. 4 Otto Wagner: „Monumentalbrunnen am Karlsplatz in Wien zur Feier des 60jährigen Regierungsjubiläums [sic] Kaiser Franz Josef I.“, 1905. Graf 1985 (wie Anm. 2), 488.

Markthalle wie von Wagner ursprünglich projektiert). Mit seinem Vorschlag zu einer Neugestaltung des Karlsplatzes kam Wagner allerdings nicht durch (Abb. 3). Nichts desto weniger ist sein unrealisierter Entwurf dazu äußerst interessant: Am Ende der Wienzeilenachse war an der Nordseite des Karlsplatzes zwischen Operngasse und Kärntnerstraße ein monumentaler Brunnen zur Feier des 60. Regierungsjubiläums des Kaisers geplant, gewissermaßen ein Form gewordener Triumph einer Herrschaft, die das Chaos geordnet und *tabula rasa* gemacht hatte. Der Brunnen sollte den Sieg des reinen Hochgebirgsquellwassers über das stinkende, todbringende Abwasser des in den Untergrund verbannten Wienflusses und über das schmutzige Durcheinander des Marktes zelebrieren, welcher in hygienische und geometrisch geordnete Stände auf der Flussüberbauung transformiert worden war. Eine zweite Funktion des Brunnens bestand in der Verdeckung der – aus Wagners Sicht – hässlichen historistischen Fassaden dahinter.⁵⁸

Der erste Entwurf von 1904 (Abb. 4) zeigt eine neoklassizistische Reihe toskanischer Säulen mit Statuen dazwischen und ähnelt dem gerade in Bau befindlichen Portikus von Wagners Kirche St. Leopold in Steinhof. Ein Jahr später legt Wagner einen zweiten Entwurf vor, bei dem nun das gesamte Monument aus kubischen Formen besteht. Warum hatte Wagner den Stil seines Brunnens so grundlegend verändert? Sein gesamtes Karlsplatz-Projekt war in der Öffentlichkeit heftig kritisiert worden, aber vor allem wegen seines Vorschlages, direkt neben der barocken Karlskirche ein Museum zu errichten. Der Brunnen war meines Wissens aber nie Diskussionsgegenstand. Der einzige Grund für den Stilwechsel lag in der Wahl abwaschbarer Materialien, denn

„die Monumente aller Großstädte, ob sie nun aus Bronze oder Marmor hergestellt sind, erhalten in kurzer Zeit durch die mit Ruß geschwängerten Niederschläge ein gewiß nicht beabsichtigtes unschönes Aussehen. Würde es nun gelingen, ein Monument zu schaffen, dessen völlig tadellose, nicht kostspielige Reinigung (durch Abspritzen) herstellbar wäre, [...] so wäre damit gewiß die Lösung eines Problems erreicht, das sich die Kunst schon durch Jahrhunderte zur Aufgabe machte.“⁵⁹

Zur Lösung der von ihm als „Jahrhundertproblem“ hochstilisierten Denkmalverschmutzung adaptierte Wagner seine Methode, Fassaden mit Fliesen zu

58 Wagner, Otto: Nachtrag zum Projekte für das Kaiser Franz-Josef-Stadtmuseum (1906). Wieder abgedr. in: Graf 1985 (wie Anm. 2), 463-467, 467; Wagner, Otto: Die Regulierung des Karlsplatzes und das Kaiser Franz-Josef-Stadtmuseum. In: Neue Freie Presse, 9.2.1910. Wieder abgedr. in: Graf 1985 (wie Anm. 2), 481-486, 484.

59 Wagner, Otto: Nachtrag zum Projekte für das Kaiser Franz-Josef-Stadtmuseum (März 1906). In: Graf 1985 (wie Anm. 2), 463-67, 467.

verkleiden, nun auch auf ein öffentliches Denkmal. Der Brunnen war aus Stahlbeton geplant und sollte mit Platten aus opakem Glas in den Farben Weiß, Schwarz, Blau und Gold verkleiden werden. Die Köpfe und Hände der Figuren sollten aus Porzellan, ihre Kleidungen und Attribute aus Gussaluminium und getriebenem Kupfer hergestellt werden. Es liegt auf der Hand, dass runde Säulen und klassische Bauornamente nicht mit flachen Glasplatten hätten verkleidet werden können – der kubische, modernistische Stil war also ein direktes Resultat von Wagners Sauberkeitsobsession. Im Gegensatz zu Ruskins Wertschätzung des Staubes als Index der Geschichte sollte das Denkmal des Regierungsjubiläums insofern geschichtslos – also immer strahlend neu und gegenwärtig – wirken (eine interessante Trotzreaktion angesichts des hohen Alters des Kaisers und den unübersehbaren Anzeichen der nahenden Auflösung der Donaumonarchie). Andererseits wäre ein verschmutzter Brunnen kein überzeugender Ausdruck des Umstandes gewesen, dass „unsere Vaterstadt sich des besten Wassers erfreut“,⁶⁰ was ja den Anstoß für das Projekt gegeben hatte und eine fundamentale hygienische Errungenschaft Wiens darstellte. Diese Motivation geht auch aus der Ikonographie des Brunnens hervor. Die Brunnenfiguren stellen in der Mitte den thronenden Kaiser dar, dem eine Siegesgöttin den Lorbeerkranz über dem Haupt hält, während ihn je drei weibliche Gottheiten oder Allegorien flankieren. Die einzige dieser Göttinnen, die identifiziert werden kann, ist jene links vorne: Es handelt sich nicht von ungefähr um Hygieia, die Göttin der Gesundheit, mit ihren Attributen Schlange und Schale. Hygieia ist seit dem 18. Jahrhundert eine beliebte Brunnenfigur; vor allem, wenn es darum geht, den hygienischen Fortschritt der kommunalen Wasserversorgung entsprechend darzustellen.⁶¹

So weit ich sehe, wird in der Literatur den Staffagefiguren in Otto Wagners äußerst sorgfältig ausgeführten Architekturdarstellungen nur wenig Beachtung geschenkt. Im Zusammenhang des bisher Gesagten scheint es jetzt vielleicht etwas plausibler, dem Straßenkehrer vor dem Mietshaus in der Neustiftgasse 40 nicht bloß eine anekdotische, sondern eine symbolische Rolle zusprechen (vgl. Abb. 1). Wagner hat die beiden nebeneinander liegenden Mietshäuser an der Ecke Neustiftgasse 40/Döblergasse 2 und

60 Zit. n. Graf 1985 (wie Anm. 2), 467.

61 Beispiele sind die Fontana di Trevi in Rom (1732–62), welche die Wiederherstellung einer antiken Wasserleitung in Szene setzt; der Hygieia-Brunnen im Innenhof des Hamburger Rathauses (1895/96), der die Überwindung der Cholera durch neue Wasserfilteranlagen zum Anlass hat; oder der Hygieia-Brunnen (1905–09) vor dem Vierortbad, der 1873 eröffneten ersten öffentlichen Badeanstalt von Karlsruhe, der die bezeichnende Inschrift trägt: „FLIESSE / REIN UND HELL / DER GESUNDHEIT / QUELL / GIB / DEN STARKEN MUT / KRANKEN FRISCHES / BLUT.“

Döblergasse 4 auf eigene Kosten und, wie er selbst schreibt, nach streng ökonomischen Kriterien in den Jahren 1909 bis 1911 errichtet.⁶² Im Inneren herrscht der aseptische Charme einer Klinik;⁶³ außen sind der einfachen, ‚nackten‘ Lochfassade im Erdgeschoß der Neustiftgasse schwarze Glasplatten vorgeblendet, um die Geschäftszone vor dem Schmutz der Straße zu schützen (eine Praxis, die übrigens weltweit Schule machte und vor allem in den 1920er- bis 50er-Jahren sehr beliebt war). Die riesige, fensterhohe Adresse, die an der Straßenecke unter dem Dach in Glasmosaiksteinen in die Wand eingelassen ist und mit ihrem hochrechteckigen schwarzen Rahmen vier Geschoße umfasst, soll die Orientierung erleichtern – eine monumentale Visitenkarte, die ernst und streng die schlampige Irregularität der Straße zur Ordnung ruft. In Wagners Schaubild – das vermutlich nicht von ihm persönlich, sondern von einem seiner Mitarbeiter stammt⁶⁴ – ist die merkwürdig unbelebte Straße freilich eine saubere, weiße Fläche, die sich dem Reinheitsgebot des hygienischen Hauses bereits unterworfen hat – was sie realiter klarerweise niemals konnte. Man würde über die weißen Straßen- und Gehsteigflächen als nicht weiter bedeutsamen, bei Architekturzeichnungen übliche Abstraktionen hinwegsehen, wenn da nicht der Straßenkehrer wäre, der hier prominent im Vordergrund auf der sonst leeren Straße steht und ganz in seine Arbeit – dem Wegkehren von unsichtbaren Zigarettenstummeln, Pferdeäpfeln und dergleichen – vertieft ist. Kompositorisch markiert er den perspektivischen Blick über Eck am Kreuzungspunkt der beiden Straßenachsen, auf die sich Wagners Gebädefassaden beziehen. Wie um noch zusätzlich die Aufmerksamkeit auf ihn zu richten, sind am Gehsteig vor Wagners Gebäude noch zwei männliche Gestalten erkennbar, die in Richtung des Straßenkehrers blicken beziehungsweise gehen. Letzterer macht uns klar: Die Straße ist nicht bloß eine leere Fläche, sie ist leer gefegt. Und: Die Kehrarbeit ist gleich beendet. Durch die strahlende Reinheit des Hauses stellt sich die saubere Straße aber auch als dessen Effekt und Spiegelbild dar. Der Straßenkehrer fungiert als Wagners Abgesandter einer höheren urbanen Ordnung, in der jedes Ding – vom Adressschild bis zum Pferdekot – an seinen richtigen Ort gelangt. An dieser Stelle zeigt

62 Wagner, Otto: Zinshaus Wien VII, Neustiftgasse 40, Erläuterungen (1909). In: Graf 1985 (wie Anm. 2), 605.

63 Dieser Vergleich ist nicht willkürlich gewählt; in seiner Schrift „Zur Hotelbaufrage“ (1912) (in: Graf 1985 [wie Anm. 2], 621), nennt er das Sanatorium als Vorbild für das Hotelzimmer, das er wiederum nach seinem eigenen Schlafzimmer in der Döblergasse 4 gestaltet hat.

64 In der Einleitung seiner Werkübersicht „Einige Skizzen, Projecte und ausgeführte Bauwerke“ (Wien 1889) erwähnt Wagner seinen „Mitarbeiter und Freund“ Rudolf Bernt, der damals schon zwanzig Jahre bei ihm gearbeitet hat. Bernt sei „in dieser Zeit thatsächlich zu meiner Hand geworden; daß er ein Meister der Darstellung sei, kann man aus den einzelnen Blättern ersehen“; zit. n. Graf 1985 (wie Anm. 32), 73.

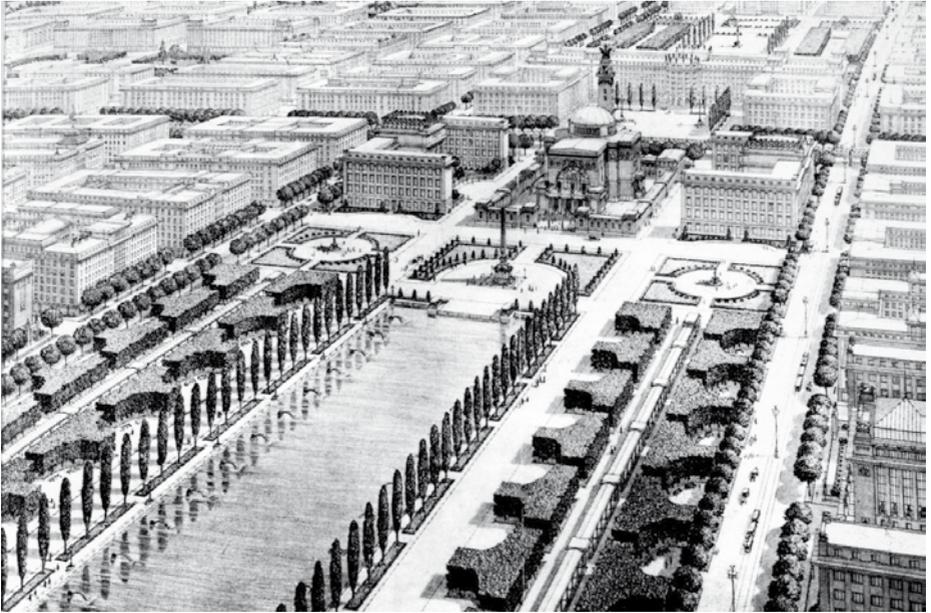


Abb. 5 Otto Wagner: „Blick auf das Luftzentrum des künftigen XXII. Wiener Gemeindebezirkes“, 1911

sich, wie die Ordnungsobsession des Architekten unwillkürlich vom einzelnen Haus auf den öffentlichen Raum überspringt.

In seinem Masterplan für den 22. Wiener Gemeindebezirk (Abb. 5), den der bereits 70-jährige Wagner 1911 anlässlich einer Studie über „Die Großstadt“ entwarf,⁶⁵ sind dieser Obsession keine Grenzen mehr gesetzt: Hier springt sie auf die gesamte Stadt über. Alles, bis zum letzten Strauch und Laternenpfahl, ist einer axialsymmetrischen Ordnung unterworfen. Ein Raster von breiten Boulevards trennt uniforme Blockrandbauten, die im Zentrum von Monumentalbauten (Kirche und Verwaltung) abgelöst werden; ein von Pappelspalier und geometrisch-barock zurechtgestutzten Baummassen gesäumtes riesiges Wasserbecken sorgt für Luftkühlung. In dieser Mischung aus Versailles, Ringstraße und „Plan Voisin“ kippt Wagners Rationalismus vollends ins Totalitäre. Vor allem aber ist es der Hang zu einem bis aufs Äußerste getriebenen Willen zu Ordnung und Kontrolle, mit dem Wagner seinen langen Schatten auf die modernen

⁶⁵ Wagner, Otto: Die Großstadt. Eine Studie über diese. Wien 1911, wieder abgedr. in: Graf 1985 (wie Anm. 2), 640-647. Der Text geht auf einen Vortrag zurück, den Wagner an der Columbia University in New York gehalten hat.

Stadtplanungen des 20. Jahrhunderts voraus wirft, egal ob diese in demokratischen oder totalitären Staaten realisiert worden sind.

Es hat lange gedauert, bis sich widerständige Stimmen gegen die rationalistische Urbanistik Wagners und seiner Nachfolger Gehör verschaffen konnten. Erst seit der Postmoderne erkennt man in dem von der Moderne Verfeimten die eigentlichen urbanen Qualitäten wieder. So fordert der Berliner Stadtplaner Dieter Hoffmann-Axthelm in seinem Buch „Anleitung zum Stadtumbau“, dass in der Stadtplanung das wieder zugelassen wird, was die Moderne in ihrem Fanatismus hinausgeworfen, als Schmutz entsorgt hat: den Schatten, das Dunkel, die Enge. Denn die von der Moderne propagierten Luft, Licht und Sonne dienen dem Lärm, der Mobilität, der Reklame, den Reinigungsgerüchen. Gegen „ein Jahrhundert der Reinlichkeitsdressur“ müssten aber wieder verschiedene Gerüche zugelassen werden. „Man muß mehr Fremdheit, mehr Lärm, mehr Schmutz, mehr Osteuropa usw. in Kauf nehmen, um an die Qualitäten lebendiger Stadt heranzukommen.“⁶⁶ Bis dato sind solche Forderungen aber wohl (noch) nicht mehrheitsfähig, wie ein Blick auf die reale Politik und Raumplanung zeigt.

⁶⁶ Hoffmann-Axthelm, Dieter: Anleitung zum Stadtumbau. Frankfurt a. M. 1996, 82.

Historische Städteporträts im Spiegel der Kulturanalyse

Aurelia Benedikt

Der Begriff *Kultur* wird in der Europäischen Ethnologie meist weit gefasst und ist hier nicht nur eine Kurzform für die schönen Künste, sondern schließt auch und vor allem alltagskulturelle Phänomene, die *Selbstverständlichkeiten*, mit ein. Im Sinne dieses weiten Kulturbegriffs steht Kultur – das ist zentral – niemals für sich allein, sondern eröffnet ihre Bedeutung erst in Relation zu seinen soziostrukturellen und ökonomischen Rahmenbedingungen.¹ Rolf Lindner, der unter anderen diese Perspektive für die Europäische Ethnologie fruchtbar zu machen sucht, bezieht sich seinerseits auf Edward Palmer Thompsons Buch „The Making of the English Working Class“² und hält im Sinne Thompsons fest, dass die Kultur der Arbeiter nur in ihrer Beziehung zur bürgerlichen Kultur begreifbar wird. Nichts, so die Quintessenz, ist aus sich selbst heraus erklärbar; alles und jedes deutet auf ein Anderes, aus dem es sich speist und auf das es zurückweist. Thompson fasst diese relationale Perspektive in folgende Worte: „We cannot have love without lovers, nor deference without squires and labourers.“³ Sein Werk stellt einen Versuch dar, *Geschichte von unten* zu schreiben und besonderes Augenmerk auf die im Zuge der Geschichtsschreibung oft Vergessenen zu legen: auf die „armen und arbeitenden Schichten“⁴ an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert.

In der Lehrveranstaltung „SOS – Sauberkeit, Ordnung und Sicherheit in der Stadt“ konfrontierte Johanna Rolshoven die TeilnehmerInnen und damit auch mich unter anderem nachdrücklich mit unterschiedlichen Sichtweisen auf die sozialen Verhältnisse europäischer Städte des 19. Jahrhunderts.

1 Lindner, Rolf: Vom Wesen der Kulturanalyse. In: Zeitschrift für Volkskunde, 99 (2003), 177-188, 178.

2 Thompson, Edward P.: The Making of the English Working Class. Harmondsworth 1976, zit. nach Lindner 2003 (wie Anm. 1), 178.

3 Lindner 2003 (wie Anm. 1), 179.

4 Thompson, Edward P.: Die Entstehung der englischen Arbeiterklasse, Bd. 2. Frankfurt a. M. 1987, 524.

Porträts englischer Städte

Drei Textauszüge verdeutlichen in diesem Rahmen einprägsam die wohlgeordnete Welt der großbürgerlichen Gesellschaft, den kleinbürgerlichen, aber begünstigten Wohnbereich der Mittelschicht sowie die prekäre (Wohn-)Situation des Arbeitermilieus. Die Texte stammen aus den Federn von Karl Friedrich Schinkel, Georg Weerth und Friedrich Engels. Sie entstanden zwischen 1826 und 1846 und schildern die Situation der Städte Leeds, Bradford und Edinburgh. Die Hierarchie des Sozialen, und dies war eine der bedeutsamen Beobachtungen der Autoren, deckte sich mit den naturräumlichen Gegebenheiten und folgte einer Ordnung *des Oben* und *des Unten*: Die unterste soziale Schicht bezog ihre „Schlupfwinkel[n]“⁵ in den untersten Niederungen der Städte; die Mittelschicht mietete ihre bescheidenen, aber ansehnlichen Wohnungen auf Augenhöhe mit dem eigentlichen – von den Geschäften und Aktivitäten der Großkapitalisten geprägten – Stadtkern; fernab des städtischen Gewimmels, auf luftiger Anhöhe bewohnten adelige und großbürgerliche Eliten aussichts- und überblicksreiche Domizile.

Angesichts solch anschaulicher Beispiele eröffnet sich die Tiefe von Lindners Feststellung, Kulturanalyse erfordere ein Denken in Relationen.⁶ Die Beobachtungen von Schinkel beziehungsweise dessen Festschreibungen sind zu jenen von Weerth und Engels mit wenigen Ausnahmen so unterschiedlich, dass sie mitunter Zweifel aufkommen lassen, ob hier wirklich vom selben Land und derselben sozialen Realität die Rede ist.⁷ Die jeweilige Beobachtungsperspektive – konzentriert auf eine bestimmte soziale Schicht – zwingen der Leserin und dem Leser ein besonderes, quasi schichtspezifisches Einfühlungsvermögen auf und machen empfänglich für die Anliegen und Bedürfnisse der hervorgehobenen Bevölkerungsgruppe. All das wird erst im Vergleich der drei Texte sichtbar, der im Folgenden unter Berücksichtigung quellenkritischer Aspekte nachgezeichnet wird.

5 Weerth, Georg: Skizzen aus dem sozialen und politischen Leben der Briten (1843–1848), Bd. 3. Berlin 1957, 170. Hier handelt es sich großteils um Unterkünfte, die höhlenartig anmuten und wo Menschen zusammengepfercht ihr Überleben erproben. Auf diese Situation wird in folgenden Abschnitten genauer Bezug genommen.

6 Vgl. Lindner 2003 (wie Anm. 1), 179.

7 Sofern ein Denken in Relationen den Gedanken an ‚die eine Realität‘ nicht ohnehin zugunsten eines pluralistischen Realitätskonzeptes ausschließt.

Reiseberichte von Karl Friedrich Schinkel

Die erste Textpassage entstammt einem Bericht von Karl Friedrich Schinkel, der im Jahr 1826 eine Studienreise nach Paris, England und Schottland unternahm.⁸ Die Fahrt geriet ausgedehnter, als Schinkel dies ursprünglich geplant hatte. Dazu trug wesentlich sein Freund und Begleiter Peter Christian Wilhelm Beuth bei, der sich eingehend für alle industriellen Erneuerungen interessierte und auch die damit verbundenen sozialen Probleme erkannte. Beuth war Mitglied des preußischen Staatsrats, außerdem *Geheimer Oberfinanzrat* der *Abteilung für Handel und Gewerbe* im Finanzministerium und als solcher am Aufschwung Preußens wesentlich beteiligt. Er hatte Großbritannien schon einige Jahre zuvor bereist.⁹ Als der Architekt, Maler und Stadtplaner Schinkel im Alter von 45 Jahren besagte Reise unternahm, leitete er bereits sämtliche Bereiche des preußischen Bauwesens in der *Oberbaudeputation* in Berlin und konnte sich auf zahlreiche Aufträge von Hof, Adel und Bürgertum berufen. Den Anstoß zur Studienreise gab ihm auch die industrielle Revolution, die massive Veränderungen im Bauwesen nach sich zog.¹⁰ Schinkel, der 1820 zum Professor an der Bauakademie in Berlin berufen worden war, war wohl auch aus diesem Grund bestrebt, sich den technischen Neuerungen zu öffnen. Die ab 1824 geltende neue Ausbildungsordnung an der Berliner Bauakademie sah eine Trennung derselben von der Kunstakademie vor – und damit eine unterschiedliche Ausbildung für Architekten und Ingenieure.¹¹ Mit dieser Maßnahme sollten vor allem die technischen Bereiche gefördert werden. England, als das Paradebeispiel für rapiden technischen Fortschritt, war der Studienort, an dem sich Schinkel und sein Reisegefährte Beuth einen Eindruck von eben diesen Neuerungen verschaffen wollten.

Obwohl sein Interesse vorerst hauptsächlich den neuen Museumsbauten in Paris und London galt, erweiterte sich die Aufmerksamkeit Schinkels alsbald auch auf ingenieurstechnische Leistungen, etwa auf die Docks, Fabriken, Markthallen und Schienenbahnen. Die von James Watt um 1764 erfundene und seit 1784 zum Betreiben von Spinnmaschinen eingesetzte Dampfmaschine stellte zu dieser Zeit den Inbegriff des tech-

8 Schinkel, Karl Friedrich: Reise nach England, Schottland und Paris im Jahre 1826. Kommentiert und hrsg. von Gottfried Riemann. München 1986. Ein weiteres Buch mit den Originalabbildungen seiner Tagebuchnotizen und Skizzen erschien etwas später: Schinkel, Karl Friedrich: Lebenswerk. Die Reise nach Frankreich und England im Jahre 1826. Bearbeitet von Reinhard Wegner; hrsg. von Margarete Kühn u. Paul Ortwin Rave. München u. Berlin 1990.

9 Schinkel 1990 (wie Anm. 8), 10.

10 Schinkel 1990 (wie Anm. 8), 7.

11 Schinkel 1990 (wie Anm. 8), 13.

nischen Fortschritts dar¹² und beeindruckte Schinkel deshalb besonders. Detaillierte Beschreibungen von Dampfmaschinen, Walzwerken, Ofenanlagen sowie von Gebäude- und Dachkonstruktionen aus Eisen, die er auch mit Skizzen versah, bestimmten dementsprechend seine Tagebuchaufzeichnungen; ebenso Konstruktionsskelette aus Stahl, die bei besonders feuergefährdeten Gebäuden zur Anwendung kamen. Dennoch verschloss er seinen Blick nicht vor der Gleichförmigkeit der Backsteinbauten, die, seines Erachtens, zuweilen hässliche Konturen annahmen. Einmal hielt er etwa fest: „Die einzigen Akzente in der Masse der Backsteinbauten sind die Pyramiden und Obelisken der Öfen in den Fabriken“.¹³

In Manchester kam der Reisende auch hautnah mit den sozialen Folgen der industriellen Revolution in Berührung. Obwohl er in seinen Berichten sonst kaum auf die Nöte der Arbeiterklasse einging, schilderte er in einem Brief an seine Ehefrau Susanne die Situation der Arbeiter als eine unerträgliche. „Alle diese Anlagen haben so enorme Massen von Waren produziert, dass die Welt davon überfüllt ist, jetzt 12000 Arbeiter auf den Straßen zusammenrottiert stehen, weil sie keine Arbeit haben.“ Weiters spricht er die Wohnviertel von Edinburgh in Schottland an: „Ein größerer Kontrast ist nicht denkbar von dem Schmutz, der Enge, den höhlenartigen Wohnungen in schwarzem rohem Bau, der Armut der Bewohner und der Pracht, Eleganz und Heiterkeit der neuen Straßen“.¹⁴ Diese sozialkritischen Ansätze bleiben in Schinkels Aufzeichnungen jedoch die Ausnahme. Obwohl ihn sein Freund und Begleiter Beuth auch für diese Aspekte empfänglich machte, blieb Schinkel zuallererst doch spürbar der preußische Beamte und Bildungsbürger, der die Länder in genau dieser Eigenschaft bereiste und sein Quartier vornehmlich bei Adeligen und Fabrikanten nahm.¹⁵

Schinkels Stadtporträt von Leeds

Dem Stadtportrait von Leeds war einer der Textauszüge gewidmet, die im Rahmen der Lehrveranstaltung zu interpretieren waren. Das Städtchen Leeds, das von Karl Friedrich Schinkel am 30. Juni 1826 besucht wurde,¹⁶ liegt im nördlichen Teil Großbritanniens nahe dem Humber River. Auch in Leeds hatte Englands Rolle als weltweit führende Industrienation, die auf der Entwicklung neuer Eisenschmelzverfahren und

12 Schinkel 1990 (wie Anm. 8), 9.

13 Schinkel 1986 (wie Anm. 8), 17.

14 Schinkel 1986 (wie Anm. 8), 22 f.

15 Schinkel 1986 (wie Anm. 8), 23.

16 Vgl. Schinkel 1986 (wie Anm. 8), 24.

der Perfektionierung der Dampfmaschine basierte, ihren Niederschlag gefunden.¹⁷ Innerhalb von drei Jahrzehnten hatte sich die Bevölkerung der Stadt (von 53.000 Menschen im Jahr 1801 auf 123.000 im Jahr 1831) mehr als verdoppelt.¹⁸ Preußen stand in engen Handelsbeziehungen mit England, was vor allem durch die 123 Jahre lang währende Personalunion der Königreiche Hannover und Großbritannien begründet war, die bis ins Jahr 1837 Bestand hatte. Auch nach deren Auflösung, als Viktoria wohl den Thron Großbritanniens besteigen durfte, als Frau jedoch nicht jenen von Hannover, blieben die engen Beziehungen, vor allem diejenigen wirtschaftlicher Natur, bestehen. Daraus erklärt sich, dass Schinkel und Beuth Besichtigungen in Fabrikgebäuden erlaubt waren, die anderen ausländischen Besuchern aus Furcht vor Industrie-Spionage verschlossen blieben. Besucht wurde etwa die Maschinenfabrik von *Fenton, Murray & Wood*, die Flachsspinnerei von *Marshalls* sowie die Kammgarnspinnerei und -weberei von *Stansfield*.¹⁹

Mit Liebe zum Detail beschrieb Schinkel vornehmlich die technischen Geräte, Drehbänke und Dampfmaschinen, welche er in den Fabrikgebäuden zu Gesicht bekam. Als neueste Errungenschaften der Ingenieurtechnik wurden anhand des Beispiels der Maschinenfabrik von *Fenton, Murray & Wood* auch die großen Dampfmaschinen vorgestellt. Auffallend in seinen Tagebuchnotizen sowie in seinen Skizzen und Zeichnungen ist, dass ihm eine Synthese zwischen den kunstgeschichtlich wertvollen alten Bauzeugnissen und jenen des technischen Fortschritts ein stetes Anliegen war. Ständig war er zudem darum bemüht, seine ästhetischen Eindrücke der Umgebung festzuhalten. Ebenso schilderte er die Gastfreundschaft der angesehenen Industriellen und deren erbauliches Ambiente. Der die Fabrikanlagen umgebende Schmutz interessierte Schinkel hingegen weniger – abgesehen von den schon erwähnten Ausnahmen blendete er die sozialen Nöte der Arbeiterschaft aus. Sein Blick für das ästhetisch Ansprechende jedoch verschloss sich auch den untersten sozialen Schichten nicht, und zwar insofern, als ihm die „schöne[n] Mädchen“²⁰ erwähnenswert schienen, die diverse Arbeitsgänge in der Garnweberei von *Stansfield* vorführten.

17 Schinkel, 1990 (wie Anm. 8), 9.

18 Weerth, Georg: Skizzen aus dem sozialen und politischen Leben der Briten. In: Ders.: Sämtliche Werke. Hrsg. von Bruno Kaiser, Bd 3. Berlin 1957, 162. Dieselbe Statistik findet sich in: Engels, Friedrich: Die Lage der arbeitenden Klasse in England. Nach eigener Anschauung und authentischen Quellen. In: Marx Engels Werke, Bd. 2. Berlin 1970, 244.

19 Schinkel 1990 (wie Anm. 8), 144.

20 Schinkel 1986 (wie Anm. 8), 204.

Gut nachvollzogen kann anhand Schinkels Aufzeichnungen der Lebensstil der privilegierten Klasse werden. Er berichtet etwa von einer Einladung ins Haus des reichen Tuchfabrikanten Gott und gibt damit Einblick in das beschauliche, scheinbar von Harmonie erfüllte Leben der wohlhabenden Großbürger, das sich in deren Wohndomizilen ebenso widerspiegelte wie in deren weiten Reisen, von denen die Kunst- und Einrichtungsgegenstände Zeugnis gaben. Ebenso hielt er die diversen Gemälde-Sammlungen sowie die respektable Bibliothek schriftlich fest. Die Familienmitglieder – insbesondere die Töchter – beschrieb er als hochgradig gebildet, da sie die französische Konversation beherrschten und bei musikalischen sowie bildnerischen Darbietungen ihr Talent unter Beweis stellten.²¹

Nach dem Motiv der Englandreise Schinkels und Beuths fragend, ist festzustellen, dass die Reise vornehmlich den Interessen des preußischen Staates und der Stadt Berlin diene. Die technische und industrielle Entwicklung Preußens sowie die beabsichtigte erneuerte Stadtplanung von Berlin sollten sich am Vorbild Englands bereichern.

Reiseberichte von Georg Weerth

Im Unterschied zu Karl Friedrich Schinkel, der nur einen Tag in Leeds verbrachte und Großbritannien insgesamt nur für etwas mehr als zwei Monate bereiste (26. Mai bis 5. August 1826), konnte Georg Weerth auf die Erfahrungen eines zweieinhalbjährigen Aufenthalts zurückgreifen – er war mit kurzen Unterbrechungen von 15. Dezember 1843 bis 11. April 1846 als Handelsangestellter in Bradford. Im Kammgarn- und Wollunternehmen *Passavant & Co* hatte er sich gut eingearbeitet, sodass es ihm möglich gewesen war, Kontakte zu knüpfen, die sich entscheidend auf sein zukünftiges soziales Engagement auswirken sollten. In Bradford lernte er etwa den in Arbeitervierteln praktizierenden schottischen Arzt John Little MacMichan kennen, mit dem er die nachhaltigen Folgen der Industrialisierung diskutierte. Auch die Not der Arbeiter in den Textilfabriken, von der er sich vor Ort selbst überzeugen konnte, war ein Gesprächsthema. McMichan verschaffte ihm zudem Zutritt zu Armenverhören. Ein aus dem Jahre 1834 stammendes Gesetz sah vor, arbeitsunfähige Menschen in Arbeitshäusern zu internieren, die vornehmlich der Pädagogisierung, aber auch der Abschreckung dienten und an Gefängnisse erinnerten.²²

21 Vgl. Schinkel 1986 (wie Anm. 8), 204 f.

22 Vgl. Zemke, Uwe: Georg Weerth 1822–1856. Ein Leben zwischen Literatur, Politik und Handel. Düsseldorf 1989, 46.

Eine weitere schicksalhafte Begegnung für Weerth war jene mit Friedrich Engels, der seit Anfang Dezember 1842 als Generalassistent in der Baumwollspinnerei *Ermen & Engels* in Manchester arbeitete, an der sein Vater beteiligt war. Weerth besuchte Engels zu Pfingsten 1844 in Manchester. Von da an verbrachten sie viele Sonntage gemeinsam, bis Engels im August 1844 England verließ. Der Biograph Weerths, Uwe Zemke, brachte die Parallelen zwischen Weerth und Engels wie folgt auf den Punkt:

„Beide ähnelten sich vom Charakter und Temperament sowie in ihrer Herkunft und ihrem Werdegang. Sie hatten rheinische Vorfahren, stammten aus angesehenen bürgerlichen Familien. Sie wuchsen in religiösen Elternhäusern auf, hatten sich aber früh vom christlichen Glauben losgesagt. Beide kamen mit Literatur in Berührung und verfassten selbst Gedichte. Sie hatten ihre kaufmännische Lehre in Deutschland absolviert und sind – Weerth 21jährig und Engels 22jährig – nach England, dem industrialisiertesten Land der Welt gegangen. Beide arbeiteten damals für deutsche Textilfirmen im industriellen Norden Englands.“²³

Weerth schloss sich später der kommunistischen Bewegung an und arbeitete nebenher als Kurier für das 1846 von Marx und Engels gegründete *Kommunistische Korrespondenz-Komitee* und den *Bund der Kommunisten*. Jahre später sollte ihn Friedrich Engels als den ersten und bedeutendsten Dichter des Proletariats bezeichnen.²⁴

Georg Weerth verließ England im April 1846, um in Brüssel eine neue Existenz zu begründen. Bevor er nach England gekommen war, hatte er – wohlbehütet aufgewachsen – kaum eine Ahnung von den in der Welt herrschenden sozialen Missständen gehabt. Die in England gewonnenen Erfahrungen betrachtete er jedoch mit Dankbarkeit, zumal sie den Keim für sein politisches und soziales Engagement bildeten.

Die Stadt Bradford

Auch Weerths Stadtporträt von Bradford ist Teil eines Reiseberichts.²⁵ Seine Aufzeichnungen sind jedoch insgesamt durchzogen von eindrucksvollen Beobachtungen über

23 Zemke 1989 (wie Anm. 22), 42 f.

24 Trotzdem tritt Weerth als ein „Dritter im Bunde“ neben Marx und Engels in der Literatur eher selten auf, eigentlich nur in jener Literatur, die von oder über Weerth geschrieben wurde. Im Personenregister des zweiten Bandes von Friedrich Engels, in dem seine Zeit in Großbritannien dokumentiert ist, scheint er jedenfalls nicht auf. Weerth verstarb am 30. Juli 1856 in Havanna. Vgl. die Biographie von Georg Weerth. Online unter: http://mitglied.multimania.de/jpmarat/1848/biographie_weerth.html (Stand: 9.7.2010).

25 Weerth 1957 (wie Anm. 18), 170 f.

die sozialen und politischen Veränderungen im Leben der Briten, angesichts der industriellen Revolution. Er hielt etwa die Beobachtung über die rasante Ausdehnung der Fabrikgelände fest, die einen enormen Bevölkerungsanstieg nach sich zog. Lebten in Bradford 1801 noch 29.000 Menschen, waren es 1831 bereits 77.000; 1841 wurde schließlich eine Einwohnerzahl von 132.164 erreicht.²⁶ Ähnlich wie Schinkel beschrieb auch Weerth die privilegierten Wohnverhältnisse der Unternehmer, die in malerisch hügeliger Umgebung ein abgeschirmtes Leben führten, und verwies auch auf die neuen (Bradford) Squares, die, ähnlich wie in anderen Städten Englands, von Kapitalisten erbaut worden waren und den Bessergestellten als Lebensraum dienten. Zu dieser Mittelklasse zählten etwa die Fabrikbeauftragten, Beamten, Kontoristen und Krämer, die ihre Läden in der Stadt hatten. Gewöhnliche Arbeiter konnten sich die Mieten dieser Wohngegend nicht leisten – auch dafür hatte Weerth ein Auge. Ihnen verblieb lediglich die unterste Talsohle,²⁷ in der ihre hüttenartigen Behausungen lagen. „Die hoch emporragenden Fabrikationsgebäude und Magazine welche die Arbeiterwohnungen flankierten, nahmen überdies jegliches Licht, sodass die niedrigen Stuben in ein ständiges Dämmerlicht getaucht waren – weder Sonnen- noch Mondschein fand vielleicht einen Weg in die tristen Räumlichkeiten. Von Kohlendampf geschwärzt, lagen sie entlang des stinkenden Kanals, in dem sich aller Unrat der Gassen und der Fabrik sammelte.“²⁸ Weerth goss die Analogie zwischen sozialem und topographischem Gefälle in eine treffende Formel, indem er anmerkte, ihm erschiene die Situation, „als ob man aus dem Paradies in die Hölle purzeln würde“.²⁹

Im Gegensatz zu den anderen Autoren entwickelte Georg Weerth in diesem Textauszug eine relativ ausgewogene Perspektive auf die drei Stände: die Großbürger, die kleinbürgerliche Mittelschicht und die einfachen Arbeiter. Er versuchte mit seinen Vergleichen nicht nur der sprunghaften Entwicklung der Industrie und ihren Versprechen von Reichtum und Kapital gerecht zu werden, sondern behielt gleichzeitig auch die Kehrseite der Medaille im Auge: das Dasein unter unzumutbaren Bedingungen, das den in immer größerer Zahl erforderlichen Arbeitskräften aufgezwungen wurde.

26 Weerth 1957 (wie Anm. 18), 162.

27 In diesem Beispiel handelt es sich um die Talsohle von Bradford; die geografisch-soziale Situation lässt sich beliebig auch auf andere Städte Englands in diesem Zeitraum übertragen.

28 Weerth 1957 (wie Anm. 18), 170.

29 Weerth 1957 (wie Anm. 18), 171.

Reiseberichte von Friedrich Engels

Friedrich Engels, der vornehmlich als Philosoph, Historiker und Politiker an der Seite von Karl Marx bekannt ist, war gleichzeitig auch Unternehmer. Im industriell hoch entwickelten England wurde er mit der Realität der Arbeiterklasse konfrontiert, was schließlich seine politische Gesinnung wesentlich beeinflussen sollte. 1843 nahm Engels in London Verbindung mit der ersten revolutionären deutschen Arbeiterorganisation *Bund der Gerechten* auf und knüpfte Beziehungen mit den englischen *Chartisten* in Leeds, deren Hauptanliegen es war, Reformen im Arbeits- und Wahlrecht sowie bezüglich der Arbeitszeit herbeizuführen. Er verfasste Beiträge für diverse politische Zeitungen. In England lernte er den hier schon ausführlicher behandelten Handelsgehilfen und Schriftsteller Georg Weerth kennen, der in den Revolutionsjahren 1848/49 das Feuilleton der „Neuen Rheinischen Zeitung“ leitete. Das Blatt war eine Neugründung von Karl Marx und diente als einflussreiches Organ zur Veröffentlichung zahlreicher revolutionärer Beiträge – verfasst von Marx, Engels, Weerth und anderen.

Stadtporträt Edinburgh

Das Buch „Die Lage der arbeitenden Klasse in England“, welchem das Städteporträt von Edinburgh entnommen ist, wurde von Friedrich Engels 1845 in Leipzig herausgegeben. Auf dessen ersten Seite findet sich eine Widmung in englischer Sprache – „To the working classes of Great-Britain“ – sowie eine Mitteilung an die ‚arbeitenden Klassen‘, die die Intention Engels offen zutage treten lässt:

„To you I dedicate a work, in which I have tried to lay before my German Countrymen a faithful picture of your condition, of your sufferings and struggles, [...] I have lived long enough amidst you to know something about your circumstances; [...] I wanted to see you in your own homes, to observe you in your every-day life, [...] to witness your struggles against the social and political power of your oppressors.“³⁰

Friedrich Engels beschreibt mit besonderer Eindringlichkeit genau jene katastrophalen Zustände, welche er bereits in der Mitteilung an die arbeitenden Klassen angedeutet hatte.³¹ Seine Darstellungen basieren jedoch nicht immer auf eigenen Beobachtungen, sondern berufen sich mitunter auch auf solche aus dritter Hand, etwa von Ärzten und

³⁰ Engels 1970 (wie Anm. 18), 235.

³¹ Engels 1970 (wie Anm. 18), 266.

Predigern. Der Prediger der alten Kirche in Edinburgh, Dr. Lee, sagte 1836 vor der *Commission of Religious Instruction* aus:

„Er habe ein solches Elend in seiner Pfarre nirgends zuvor gesehen. Die Leute seien ohne Möbel, ohne alles; häufig wohnten zwei Ehepaare in einem Zimmer. An einem Tage sei er in sieben Häusern gewesen, in denen kein Bett – in einigen sogar kein Stroh gewesen sei; achtzigjährige Leute hätten auf dem bretternen Boden geschlafen, fast alle brächten die Nacht in ihren Kleidern zu.“³²

Engels erwähnt des Weiteren einen Bericht von Dr. Hennen aus dem „Edinburgh Medical and Surgical Journal“, in dem ein abscheulicher Gestank, verursacht durch Unrat, Abfall und Exkreme, beklagt wurde, der die engen Gassen durchzog. Die Häuser in Schottland waren zu dieser Zeit und im Gegensatz zu jenen in England bereits fünf- bis sechsstöckig. Als Vorbild dienten die mehrstöckigen Häuser von Paris. In diesen fanden sich die Arbeiter auf engstem Raum zusammengepfercht untergebracht. Ebenso wurden Straßen derartig eng gebaut, dass Engels überspitzt feststellte, man hätte aus dem Fenster des einen Hauses mühelos in das des benachbarten Hauses steigen können.³³

Zusammenführende Reflexion

Anhand des Vergleichs der drei Textauszüge treten jene Relationen zutage, die von einseitigen Betrachtungen wegführen. Während Schinkel das Elend der Arbeiterschaft nur am Rande erwähnte – die Hintergründe seiner Prioritätensetzung wurden ausgeführt –, widmete Weerth der Mittelschicht einen eigenen Abschnitt („Die englische Mittelklasse“³⁴), andere Kapitel in Weerths Beitrag behandeln zum überwiegenden Teil die Situation der Arbeiterschaft. Er war darauf bedacht, seinen Leserinnen und Lesern einen möglichst objektiven Blick auf alle drei gesellschaftlichen Schichten zu gewähren, wobei sein primäres Interesse letztlich der Arbeiterschaft galt. Engels hingegen hob fast ausschließlich das Elend der Arbeiterschaft hervor.

Wir haben es hier mit einer vertikalen als auch horizontalen Ebene der kulturanalytischen Perspektivenbildung und der Analyse zu tun. Vertikal deshalb, da sich bereits in-

³² Engels 1970 (wie Anm. 18), 266 f.

³³ Vgl. Engels 1970 (wie Anm. 18), 267.

³⁴ Vgl. Weerth 1957 (wie Anm. 18), 154-189.

nerhalb jener kurzen Zeitspanne, in der die hier näher betrachteten Texte entstanden, ein enormer Wandel hinsichtlich der Produktionsweise sowie der Bevölkerungsdichte vollzog. Schinkel, Engels und Weerth hielten die gewaltigen Entwicklungsschübe der industriellen Revolution staunend fest und bezogen sich dabei auf ihre eigenen Erinnerungen. Weerth berichtete von den drastischen Veränderungen mit folgenden Worten: „Oft, wenn ich mich lange Zeit an dem östlichen Teile der Stadt aufgehalten hatte und vielleicht nach einem halben Jahre einmal wieder den Westen besuchte, da passierte es mir nur gar zu häufig, dass ich mich total verirrte. Ein ganz neuer Stadtteil war aus dem Boden herausgewachsen.“³⁵ Der Kontrast des Wandels kann also auch aus ein und derselben Quelle abgelesen werden, tritt jedoch mit zeitlichem Abstand deutlicher hervor. Zwischen den Aufzeichnungen Schinkels und jenen von Engels und Weerth liegen etwa zwanzig Jahre. Die horizontale Ebene manifestiert sich in den sozialen Hierarchien, die die damalige Zeit in brutaler Weise gestaltete. Einerseits begegnen wir den bestens situierten Großunternehmern und Großindustriellen, die immer mehr expandierten und zu immer größerem Reichtum gelangten, und den ihnen anvertrauten Menschen der Mittelschicht, wie Ingenieuren, Facharbeitern und Kontoristen. Andererseits erfahren wir von den oft katastrophalen Bedingungen der Arbeiterschaft, den unzumutbaren (Wohn-)Milieus und mangelhaften Infrastrukturen, wie der zum Großteil noch fehlenden Kanalisation und den noch ausbleibenden Hygiene- und Sanitäreinrichtungen und der Abfallentfernung in den Städten.

Aufgrund derartig feinsinnig getätigter Beobachtungen erhält die Europäische Ethnologie Einblick in die Drastik kulturellen Wandels und dessen Implikationen auf die sozialen Verhältnisse, welche die Gesellschaft sowie das alltäglich Leben umgestalteten. Gleichsam weitet sich anhand der Lektüre auch unser Verständnis für die Situation der Menschen in Zeitaltern der gesellschaftlichen Transformation – wir wurden anhand der historischen Städteporträts zu Zeugen des Fortschritts und unermesslichen Reichtums, aber ebenso einer oft katastrophalen Wohn- und Hygienesituation. Gerade dieses Beispiel bot auch Gelegenheit zum Blick auf ein weiteres Thema in Zusammenhang mit Sauberkeit, Ordnung, Sicherheit – die Hygienestandards, welche das Industriekapital über lange Zeit nicht beschäftigten. Diese etablierten sich erst, als durch Katastrophen, wie Epidemien in den dicht besiedelten Städten, die Notwendigkeit derartiger Infrastrukturen für moderne Industrie- und Großstädte offen zutage trat.

Der Blick in die Vergangenheit, der Versuch, kulturelle Entwicklung nachzuzeichnen, kann ebenso wie eine zeitgemäße Stadtbeschreibung kein vollständiges Bild der *Zeit*

35 Weerth 1957 (wie Anm. 18), 168.

generieren. Allerdings bietet sich den Kulturwissenschaften, die Möglichkeit, neben schriftlichen auch andere Quellen – kulturelle Ausdrucksformen aller Art der entsprechenden Zeit – heranzuziehen. Hans Gumbrecht führte dies anhand eines „Versuch[s] über historische Gleichzeitigkeit“ des Jahres 1926 vor, indem er außer Bücherquellen auch andere Zugänge nutzte, um sich einem bestimmten Zeitabschnitt zu nähern.³⁶ Jazzmusik und Stummfilme waren ihm bei seinen Milieuschilderungen sehr hilfreich und ergänzten das textbasierte Quellmaterial ebenso wie Bildmaterial in Form von Skizzen, Aquarellen, Stichen und Plänen. Auch Karl Friedrich Schinkel, wir erinnern uns, hinterließ neben seinen Reisebeschreibungen eine Reihe von Bildquellen zur betreffenden Zeit, und damit noch mehr, vielleicht auch ambivalenterer Eindrücke als die, welche er in Worte gefasst hatte.

³⁶ Gumbrecht, Hans Ulrich: 1926. Ein Jahr am Rand der Zeit. Frankfurt a. M. 2001, 464.

Die urbane Kartierung von Sicherheit und Verbrechen Zur visuellen Logik thematischer Stadtpläne

Jens Wietschorke

1. Kartographie und die visuelle Herstellung von Selbstverständlichkeit

Der vorliegende Beitrag nähert sich dem stadtpolitischen Diskurs über Sicherheit und Ordnung aus der Perspektive einer visuellen Kulturgeschichte. Er versteht sich als eine Problemskizze zur Logik der kartographischen Repräsentation im Allgemeinen und zu thematischen Stadtplänen über Sicherheit und Kriminalität im Besonderen.¹ Nach einer theoretischen Hinführung möchte ich an einer Reihe exemplarischer Stadtpläne vom frühen 19. bis zum frühen 21. Jahrhundert zeigen, wie kartographische Visualisierungs- und Repräsentationspraxen zur kulturellen Markierung von städtischem Raum beigetragen haben. Dabei blicke ich zurück auf die Geschichte der Moralstatistik, der Armut- und Verbrechenkartierung im 19. Jahrhundert, um dann einen Bogen zu schlagen zur heutigen Verwendung und Verbreitung sogenannter *Crime Maps* durch Polizei und Medien. Zunächst aber einige grundsätzliche Überlegungen zur Spezifik der Raumdarstellung auf Karten.

„Es gibt nichts, fast nichts, was nicht auf Karten darstellbar ist und dargestellt wird. Wir haben gewöhnliche Straßenkarten, die uns zeigen, wie wir von A nach B gelangen, und Karten, auf denen alte Grundstücksgrenzen sichtbar gemacht werden. Man kann die Verteilung von Einkommen und die Häufigkeit von Infektionen und Epidemien, die Wahrscheinlichkeit von Erdbeben und die Dichte von Morden kartographieren. [...] Karten zeigen die Verstrahlung von Territorien mit Radionukleiden, die Routen des Waffen- und Drogenhandels, die Ausbreitung von Religionen über die Jahrhunderte und den Rückgang der Lebenserwartung in bestimmten Regionen. Es gibt nichts, was sich nicht verräumlichen ließe: Fluchtwege und Drogenrouten, Schlachtfelder und Konzentrationslager, tektonische Formationen und die Verbreitung des bürgerlichen Romans, die Zentren der Gotik und die vom Dschungel überwachsenen

1 Der Text basiert auf zwei Vorträgen, die ich am 22. April 2010 am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien und am 17. Mai 2010 am Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie der Universität Innsbruck gehalten habe. Für die Einladung nach Innsbruck möchte ich Nikola Langreiter und Timo Heimerdingen herzlich danken.

Städte der Mayas, das Netz der römischen Straßen und die Rotlichtviertel der großen Städte, Lebenswege und Schlachtfelder, die Kanalisationsnetze von London und die Luftkorridore nach Berlin-West, die Schulwege von Kindern und der Schlieffenplan, Traumlandschaften des Tourismus und die Topographien der Gewalt“.²

Dieser Befund des Osteuropahistorikers Karl Schlögel zur Allgegenwart kartographischer Darstellungen in der späten Moderne provoziert grundsätzliche Fragen zur Karte als Medium: Wenn – wie Schlögel schreibt – tendenziell alle Aspekte des menschlichen Lebens eine räumliche Dimension haben und daher auf thematischen Karten abgebildet werden können,³ was bedeutet dann die Form kartographischer Repräsentation für die Wahrnehmung und Deutung sozialer und kultureller Phänomene? Und was bedeutet die Verknüpfung dieser Phänomene mit der Kategorie des Raumes im Medium der Karte? Im Sinne einer visuellen Kulturgeschichte haben sich die Technikhistoriker David Gugerli und Barbara Orland mit der Eigenlogik verschiedener Visualisierungstechniken (wie Schaubildern, Grafiken, Karten, medizinischen Screenings etc.) befasst, die sie als „Armaturen individuellen und kollektiven Sehens“ bezeichnen. Diese Armaturen „stellen Informationen zur Verfügung, die nicht ‚Abbilder‘ der Wirklichkeit sind, sondern eine durch den Visualisierungsvorgang strukturierte und apparativ erzeugte Repräsentation gesellschaftlicher Vorgänge“.⁴ Dabei kommt gerade Bildern eine spontane Evidenz zu: Gugerli und Orland sprechen von einer „visuellen Herstellung von Selbstverständlichkeit“,⁵ die sich auch in der Etymologie des Wortes „Evidenz“ (von lat. *Videre* = sehen) wiederfindet. Der Soziologe Jens Lachmund hat im Anschluss an Bruno Latour auf einen weiteren wichtigen Punkt hingewiesen – nämlich darauf, dass „visuelle Darstellungen relativ stabile, aber gleichzeitig auch transportfähige, manipulierbare und mit anderen rekombinierbare Objekte [sind], deren Leistung darin besteht, Phänomene aus ihrem ursprünglichen Kontext herauszulösen und an anderen Orten zu re-präsentieren“.⁶ Diese Dynamik, mit der sich die kulturwissenschaftliche Bildforschung befasst, möchte ich am Beispiel thematischer Karten beleuchten. Denn wie andere visuelle Darstellungen sind Karten wesentlich von den Sichtweisen und Intentionen ihrer Urheber bestimmt, verschleiern diese aber durch die Plausibilität des

-
- 2 Schlögel, Karl: Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik. München u. Wien 2003, 88 f.
 - 3 Schlögel 2003 (wie Anm. 2), 89.
 - 4 Gugerli, David u. Orland, Barbara: Einführung. In: Dies. (Hrsg.): Ganz normale Bilder. Historische Beiträge zur visuellen Herstellung von Selbstverständlichkeit. Zürich 2002, 9-16, 9.
 - 5 So der Untertitel eines von ihnen herausgegebenen Sammelbandes: Gugerli/Orland 2002 (wie Anm. 4).
 - 6 Lachmund, Jens: Kartennaturen. Zur Historischen Soziologie der Stadtökologie von Berlin (West). In: Gugerli/Orland 2002 (wie Anm. 4), 85-104, 86.

Sichtbaren und die Evidenz der räumlichen Zuordnung. Vor diesem Hintergrund ist betont worden, dass es sich bei Kartographie um einen Diskurs handelt, der die „soziale Konstruktion räumlicher Vorstellungen“ mitbestimmt.⁷ Kurz: Thematische Karten bilden immer auch soziale Beziehungen und symbolische Ordnungen ab, sie sind „aktiv an der Produktion und Rezeption von gesellschaftlichen Vorstellungswelten“ beteiligt.⁸

Wenn es um die Geschichte thematischer Karten geht,⁹ sollte nicht vergessen werden, dass gerade die Europäische Ethnologie auf eine eminente Tradition der Kartierung sozialer und vor allem kultureller Befunde zurückblickt. Ich sage: zurückblickt, weil die Methodik der volkskundlichen Kartierung heutzutage kaum noch ernsthaft angewandt wird. Die Atlaswerke sind ein Stück Wissenschaftsgeschichte geworden, deren Ergebnisse nur noch kritisch aufgearbeitet, aber kaum noch für weitergehende Forschungen genutzt werden.¹⁰ Einerseits liegt das an ihrer Materialbasis und ihren Fragestellungen, die weitestgehend an einen überholten Kanon gebunden und damit auf Themen wie Brauchformen, Märchenstoffe, Sagensgestalten oder bäuerliches Arbeitsgerät beschränkt waren. Andererseits liegt das an der Methodenkritik: Auch die volkskundlichen Atlaskarten sind als „epistemische Medien“ entlarvt worden, die – so Friedemann Schmoll – „herrschende Vorstellungen über den Raum erzeugen, Wahrnehmungen von Räumen modellieren und damit kulturelle Aneignungs- und Ausstattungsprozesse von Räumen beeinflussen“.¹¹ In den zahlreichen Programmschriften zu den Atlaswerken in Deutschland, Österreich und der Schweiz ist nachzulesen, dass diese Einflussnahmen von Beginn an beabsichtigt waren, es bei der Kartierung von Kultur also immer auch um volkspädagogische Maßnahmen ging. Wie Rudolf

7 Mose, Jörg u. Strüver, Anke: Diskursivität von Karten – Karten im Diskurs. In: Glasze, Georg u. Matissek, Annika (Hrsg.): Handbuch Diskurs und Raum. Bielefeld 2009, 315-325, 315.

8 Mose/Strüver 2009 (wie Anm. 7), 317.

9 Zur Geschichte thematischer Kartographie im Allgemeinen vgl. Maceachren, Alan M.: The Evolution of Thematic Cartography. A Research Methodology and Historical Review. In: Canadian Cartographer, 16 (1979), 17-33; Robinson, Arthur H.: Early Thematic Mapping in the History of Cartography. London u. Chicago 1982.

10 Vgl. dazu Schmoll, Friedemann: Die Vermessung der Kultur. Der „Atlas der deutschen Volkskunde“ und die Deutsche Forschungsgemeinschaft 1928–1980. Stuttgart 2009, 286-291. Einen hochinteressanten, auf die literarische Verarbeitung des Themas durch J. J. Voskuil gestützten Einblick in die Geschichte und Problematik des europäischen Atlasprojekts gibt der Aufsatz von Rooijakkers, Gerard u. Meurkens, Peter: Struggling with the European Atlas. Voskuil's Portrait of European Ethnology. In: Ethnologia Europaea, 30 (2000), 75-95.

11 Schmoll, Friedemann: Wie kommt das Volk in die Karte? Zur Visualisierung volkskundlichen Wissens im „Atlas der Deutschen Volkskunde“. In: Gerndt, Helge u. Haibl, Michaela (Hrsg.): Der Bilderalltag. Perspektiven einer volkskundlichen Bildwissenschaft. Münster 2005, 233-250, 233.

Schenda einmal formuliert hat: „Wenn je das Volk seine Gebräuche vergessen hatte, dann half ihm der Volkskundler, sich des Guten, Alten zu erinnern“.¹² Für diesen Prozess eines kulturellen Transfers vom „Volk“ zum Volkskundler und wieder zurück erwies sich die Karte insofern als ein ideales Medium, als sie an den regionalen und lokalen Raumbezug der Menschen anknüpfen konnte. In der NS-Zeit fungierten die volkskundlichen Atlaswerke dann als Instrumente einer kulturellen Geopolitik. Sie konstruierten feste Zusammenhänge zwischen „Volk“, „Raum“ und „Kultur“ und trugen so mit dazu bei, den deutschen Expansionskrieg nach Osten zu rechtfertigen. Friedemann Schmoll hat in seinen Überlegungen zur Visualisierung volkskundlichen Wissens im „Atlas der Deutschen Volkskunde“ aufgezeigt, wie die „Transformation kultureller Realität in Karten“ bewerkstelligt wurde. „Man erhebt Einzelbefunde, verwandelt diese in Zeichen und setzt sie zu einem Gesamtbild zusammen, das zuverlässige Aussagen suggeriert“.¹³ Kultur wird dabei reifiziert und räumlich festgeschrieben (Wo kennt man Freitag den 13. als Unglückstag, wo nicht?), ohne nach der zeitlichen Dynamik und vor allem den Akteuren und ihrer Deutung kultureller Phänomene zu fragen (Wer interessiert sich eigentlich für Freitag den 13. und wie wird damit umgegangen?). Denn die volkskundliche Karte erlaubt von ihrer medialen Logik her nur Fragen nach dem „Wo“ und „Wieviel“, nicht nach dem „Wer“ und „Warum“. Prozesse, Differenzierungen und Bedeutungen bleiben notwendigerweise außen vor – sie sind kartographisch kaum darstellbar.

Somit lassen sich auch die Volkskundeatlanten als Beispiele dafür begreifen, dass Karten – wie andere diskursive Aussagen auch – eine bewusste selektive Repräsentation von Wirklichkeit darstellen. Der Kartographietheoretiker Mark Monmonier spitzt dies sogar folgendermaßen zu: „Not only is it easy to lie with maps, it's essential. To portray meaningful relationships for a complex, three-dimensional world on a flat sheet of paper or a video screen, a map must distort reality. [...] The map must offer a selective, incomplete view of reality. There's no escape from the cartographic paradox: to present a useful and truthful picture, an accurate map must tell white lies“.¹⁴

Über diesen allgemeinen Befund hinaus sind aber auch die Aussageregeln zu berücksichtigen, die den spezifischen Repräsentationsmodus von Karten kennzeichnen: Denn die Evidenz der Karte verdankt sich einer schematischen Koppelung von Raum

12 Schenda, Rudolf: Einheitlich – urtümlich – noch heute. Probleme der volkskundlichen Befragung. In: Geiger, Klaus u. a. (Red.): Abschied vom Volksleben. Tübingen 1970, 124-154, 144 f.

13 Schmoll 2005 (wie Anm. 11), 243.

14 Monmonier, Mark: How to Lie With Maps. London u. Chicago 1996 (2. Aufl., Orig. 1991), 1.

und Kultur, wobei die räumliche Zuordnung das Kulturelle *naturalisiert* und *essentialisiert*.¹⁵ Allein schon die Lokalisierung verleiht den erhobenen Daten einen scheinbar höheren Grad an Faktizität. In seinem mittlerweile klassischen Aufsatz „Deconstructing the Map“ aus dem Jahr 1989 hat der Geograph John Brian Harley den normativen Charakter von Kartenbildern herausgearbeitet und vor allem darauf hingewiesen, dass Karten nur aus dem Kontext ihrer Produktion heraus verstanden werden können. Stets sind sie in ein Netz von Interessen, Politiken und Praktiken eingebunden, das ihre Rhetorik und Aussage bestimmt. Das Medium Karte hat eine Geschichte, die aufs Engste mit der Eroberung und Erschließung neuer Welten, mit militärischer Expansion und Kontrolle, mit wissenschaftlicher Erfassung und Techniken administrativ-politischen Zugriffs verknüpft ist.¹⁶ Damit ist es ein politisches Instrument par excellence. Karten können eine ethnozentristische, kolonialistische, ordnungspolitische Sichtweise vertreten. Immer aber sind sie anwendungsorientierte und damit interessengeleitete Medien, die bestimmte Aussagen über die Verbindung von Raum und Kultur kommunizieren.¹⁷ Harley nennt Karten insofern *rhetorisch*, als die von ihm genannten sechs Schritte kartographischer Komplexitätsreduktion allesamt rhetorische Operationen darstellen: die Auswahl, Auslassung, Vereinfachung, Klassifikation, das Aufstellen einer Hierarchie und die Symbolisierung.¹⁸ Und Harley kommt zu dem Schluss: „Maps are never value-free images [...]. Both in the selectivity of their content and in their signs and styles of representation, maps are a way of conceiving, articulating, and structuring the human world“.¹⁹

15 Vgl. Wood, Denis u. Fels, John: *The Power of Maps*. New York 1992, 76; vgl. auch die neue Darstellung zum Thema von Wood, Denis: *Rethinking the Power of Maps*. New York 2010.

16 Eine Fallstudie zur kolonialistischen Repräsentation von Raum auf Stadtplänen am Beispiel New Yorks liefert Magister, Karl-Heinz: *New York und die Macht der Karten: Kartographie von Urbanisierung, Migration und Ethnizität*. In: Stockhammer, Robert (Hrsg.): *TopoGraphien der Moderne. Medien zur Repräsentation und Konstruktion von Räumen*. München 2005, 341-382; zum kartographisch erzeugten Bild der Stadt New York vgl. auch Roesler, Silke: *Medium. Map. Mobility*. In: Köster, Ingo u. Schubert, Kai (Hrsg.): *Medien in Raum und Zeit. Maßverhältnisse des Medialen*. Bielefeld 2009, 175-191.

17 Vgl. zur Karte als Kommunikationsmedium und zum „Map Communication Model“ u. a. Crampton, Jeremy W.: *Maps as Social Constructions: Power, Communication, and Visualization*. In: *Progress in Human Geography*, 25 (2001), 235-252.

18 Vgl. Harley, John B.: *Deconstructing the Map*. In: *Cartographica*, 26 (1989), H. 2, 1-20, 11.

19 Harley, John B.: *Maps, Knowledge, and Power*. In: Cosgrove, Denis u. Daniels, Stephen (Hrsg.): *The Iconography of Landscape: Essays on the Symbolic Representation, Design and Use of Past Environments*. Cambridge 1988, 277-312, 278.

Die besondere Anschlussfähigkeit kartographischer Darstellungen an alltägliche Praxen und alltagsweltliches Wissen wird deutlich, wenn man das Konzept der „Kognitiven Kartographie“ mit in die Überlegung einbezieht. Roger Downs und David Stea schreiben in ihrem Buch „Maps in Minds“: „*Kognitive Kartieren* ist ein abstrakter Begriff, welcher jene kognitiven oder geistigen Fähigkeiten umfaßt, die es uns ermöglichen, Informationen über die räumliche Umwelt zu sammeln, zu ordnen, zu speichern, abzurufen und zu verarbeiten. [...] Es ist die Art und Weise, wie wir uns mit der Welt um uns herum auseinandersetzen und wie wir sie verstehen“.²⁰ Diese Bestimmung kognitiver Kartographie macht leichter nachvollziehbar, wie viel Karten mit alltäglichen Wahrnehmungsweisen zu tun haben. Kartierung kommt einem alltäglichen Bedürfnis entgegen: dem Bedürfnis nach Orientierung im Raum, nach konkretem Orientierungswissen über Räume und Orte. Vielleicht ist es genau das, was Karten so überaus plausibel macht.

2. Moralische Topographien und urbane Schreckensszenarien im 19. Jahrhundert

Nach dieser theoretischen Hinführung nun endlich ins 19. Jahrhundert. Der erste Bereich, in dem die thematische Stadtkartographie entwickelt und angewandt wurde, war die Gesundheitspolitik. Die Medizinwissenschaften wurden damals mit ihren Erhebungen und Haus-zu-Haus-Untersuchungen zu einer wichtigen Vorbilddisziplin der frühen Soziologie.²¹ Dabei entstanden *Disease Maps* wie die bereits 1798 von dem New Yorker Arzt Valentine Seaman angefertigte Karte von Gelbfieberfällen in Manhattan oder die berühmte Karte des Arztes John Snow zur Verbreitung der Cholera in London aus dem Jahr 1854.²² Die Stadt wird aus dieser Perspektive zu einer sanitären Landschaft, die in öffentlichem Interesse zu erforschen und gesundheitspolitisch zu verwalten ist. Der Begriff der *Sanierung* verweist – im Wort *sanere* = *heilen* – noch heute auf diesen Ursprung urbanen Krisenmanagements.²³ In beiden Kartenwerken sind

20 Downs, Roger M. u. Stea, David: Kognitive Karten. Die Welt in unseren Köpfen. New York 1982, 23.

21 Vgl. – mit Hinweis auf Lepenies, Wolf: Das Ende der Naturgeschichte. Frankfurt a. M. 1978 – Lindner, Rolf: Walks on the Wild Side. Eine Geschichte der Stadtforschung. Frankfurt a. M. 2004, 23.

22 Zum Kontext vgl. Gilbert, E. W.: Pioneer Maps of Health and Disease in England. In: The Geographical Journal, 124 (1958), 172-183, sowie die neuere Darstellung von Gilbert, Pamela K.: Mapping the Victorian Social Body. Albany 2004, 27-107.

23 Lindner 2004 (wie Anm. 21), 21.

die Krankheitsfälle als dunkle Punkte oder Balken im Stadtplanausschnitt verzeichnet; Häufungen dieser Zeichenelemente verweisen auf Orte hoher Ansteckungsgefahr. Parallel zur Praxis der sanitären Kartierung entwickelte sich die sogenannte Moralstatistik, die sich ebenfalls kartographischer Darstellungsformen bediente.

Die ersten Kriminalitätskarten wurden in den 1820er-Jahren von dem Juristen André-Michel Guerry und dem Ethnographen Adriano Balbi erstellt.²⁴ 1833 publizierte Guerry in seinem „Essai sur la Statistique Morale“ eine Tafel mit drei Frankreichkarten, die verschiedene Sachverhalte nebeneinander abbildet: Delikte gegen Personen, Eigentumsdelikte und Bildungsstand der Bevölkerung. Schwarz gezeichnete Felder zeigen dabei sowohl die höchste Kriminalitätsrate als auch den niedrigsten Bildungsstand an. Der frühen Moralstatistik mit ihren Protagonisten Quetelet und Guerry ging es um den klaren Nachweis kausaler Erklärungsmuster, wobei mit dem genannten Kartenmaterial kein Zusammenhang zwischen Bildungsferne und Kriminalität konstruiert werden konnte. Der interessante Hauptbefund war vielmehr eine umgekehrte Kausalität von Personen- und Eigentumsdelikten.²⁵ Hier ergab sich nämlich eine eindeutige Nord-Süd-Verteilung: Während im Norden Frankreichs die „crimes contre les propriétés“ dominierten, war in einigen südfranzösischen Départements eine klare Häufung von „crimes contre les personnes“ zu erkennen. Hingegen gibt es kaum eine Gegend, in der beide Deliktclassen gleichermaßen stark vertreten waren. Eine innerstädtische Moralstatistik erstellte dann der Arzt und Sozialreformer Alexandre Parent-Duchâtelet mit seiner Karte zur Prostitution in Paris (1836). Hier ist die statistische Dichte von Prostituierten durch Schattierungen von Grau bis Schwarz gekennzeichnet, wobei insbesondere die Gegend um die heutige Opera Garnier als „Brennpunkt“ erscheint. Eine andere Darstellungsform, nämlich eine Balkengrafik, hat Jaques Bertillon 1891 gewählt, um den Anteil von Einwanderern in den verschiedenen Pariser Stadtteilen zu erfassen – aber auch hier deutet massives Schwarz auf eine statistische Häufung hin.

In dieser Frühgeschichte thematischer Stadtkartographie wurden also die Themen Krankheit, Moral, Fremdheit und Kriminalität sichtbar gemacht und zu einem stadtpolitischen Diskurs verbunden: Die Stadt erschien als „Brutstätte von Krankheit und Laster“.²⁶ In den Blick kamen die aus Sicht der bürgerlichen Kultur unheimlichen Unterwelten, wie sie sich in den Einwanderer- und Armenvierteln der Metropolen fanden

24 Vgl. Boba, Rachel: *Crime Analysis and Crime Mapping*. Thousand Oaks 2005, 48.

25 Vgl. Weisburd, David u. a.: *Units of Analysis in Geographic Criminology: Historical Development, Critical Issues, and Open Questions*. In: Dies. (Hrsg.): *Putting Crime in its Place. Units of Analysis in Geographic Criminology*. New York 2009, 3-31, 7.

26 Vgl. dazu Lindner 2004 (wie Anm. 21), 19-41.

– Gegenden, für die sich schon früh der Begriff „Slums“ etablierte. Schon hier wird deutlich, dass das Medium Karte in diesem Diskurs eine ganz bestimmte Rolle spielte: Es sorgte nämlich für die Verbindung von Topographie und Moral. Die Karte schrieb sanitäre und polizeiliche Befunde und damit auch die Befürchtungen der bürgerlichen Gesellschaft in den Stadtraum ein, sie markierte und formierte ihn nach Kriterien von Moral und sozialer Klassifizierung und machte ihn zum Gegenstand der systematischen Erforschung, Überwachung und Kontrolle. Gleichzeitig wurde die Karte – getragen von den Machbarkeitsphantasien der „sozialen Physik“ Adolphe Quetelets (der übrigens auch der Erfinder des „Body Mass-Index“ ist) – zum „sozialen Bauplan“ einer umfassenden Moralisierung und Meliorisierung.

Neben den Themen Gesundheit, Kriminalität, Bildungsstand und Einwanderung wurde im 19. Jahrhundert aber vor allem Armut kartiert. Als ein Pionier der Sozialforschung ist besonders Charles Booth bekannt geworden, der den gängigen Schreckensberichten aus dem Londoner East End auf den Grund gehen wollte. Als Ergebnis einer ausdauernden Forschungsarbeit legte er mit seinem Team bis 1903 17 Bände der Untersuchung „Life and Labour of the People in London“ vor.²⁷ Bereits 1889 entstand eine *Poverty Map* des berühmten East End, in der ganze Häuserblocks und Straßenzüge farbig gekennzeichnet und damit bestimmten Einkommensklassen zugeordnet wurden.²⁸ Rolf Lindner hat darauf hingewiesen, dass sich in dem bei Booth verwendeten Farbsystem die sozial-moralische Wahrnehmung und Beurteilung der „dunklen Seite“ der Stadt spiegelt. Die Farbe Schwarz steht bei Booth für die „Klasse A“, also die ärmsten Bewohner, während sich die Farben mit steigendem Familieneinkommen bis zum Gelb für die Oberklasse aufhellen. Damit wird die „Symbolik und Metaphorik der Finsternis“, der „dunklen Gestalten“ und der „dunklen Ecken“ in die Karte eingeschrieben und dem Raum und seinen Bewohnern zugewiesen. „Noch im Farbenspektrum dieser doch objektiv gedachten Forschung“ – so Lindner – „ist die Klassensymbolik von Licht und Schatten, Oben und Unten, Himmel und Hölle enthalten“.²⁹

Das gleiche Darstellungsprinzip herrscht auch in den „Hull House Maps and Papers“ aus der Mitte der 1890er-Jahre. Die Mitarbeiter des „Settlement“ Hull House, das eine Art Vorläufer der Volksheime als Zentren sozialer Arbeit war, haben hier ebenfalls eine *Poverty Map* im Stil von Charles Booth erstellt, nur für einen kleineren Ausschnitt der Stadt und differenziert nach einzelnen Mietshäusern. Eine weitere Karte aus den

27 Vgl. Lindner 2004 (wie Anm. 21), 71-95.

28 Die Booth'sche Sozialforschung ist mit dem dazugehörigen Kartenmaterial sehr gut dokumentiert im „Charles Booth Online Archive“. Online unter: <http://booth.lse.ac.uk> (Stand: 18.6.2010).

29 Lindner 2004 (wie Anm. 21), 86.

„Maps and Papers“ zeigt die räumliche Verteilung der Nationalitäten in diesem Chicagoer Stadtviertel, wobei die beiden am stärksten vertretenen Gruppen die Böhmen (gelb) und die Italiener (blau) waren. Legt man die beiden Karten übereinander, so lassen sich entsprechende Rückschlüsse ziehen: so waren die von Italienern bewohnten Straßenzüge die mit dem tendenziell niedrigsten Durchschnittseinkommen.³⁰

3. Sicherheitsdiskurs und Verbrechenskartierung heute: Die *Crime Map*

Aber wieder zurück zur Kartierung der Kriminalität – und an dieser Stelle mache ich einen Sprung in die Gegenwart. Denn ganz in der Tradition älterer *Crime Maps*³¹ wird Kriminalität auch heute auf Karten räumlich abgebildet. Der Einsatz von *Geoinformationssystemen* (GIS) in Polizei und Justiz hat sich in den letzten Jahrzehnten fest etabliert.³² Aus kriminologischer Sicht dient diese Kartierung vornehmlich dazu, Gebiete mit erhöhter Kriminalitätsrate – sogenannte „Hot Spots“ – zu identifizieren, um die Polizeipräsenz dort gezielt erhöhen zu können.³³ Vor allem in US-amerikanischen Großstädten ist diese Praxis üblich. Die zugehörigen Karten sind vielfach im Internet veröffentlicht und zeigen ein weites Spektrum kartographischer Darstellungsformen. So sind die aktenkundigen Kriminalfälle auf der „Chicago Crime Map“ relativ schlicht als nummerierte Punkte abgebildet; die genauen Daten zu den einzelnen Fällen finden sich in einer Tabelle aufgelistet.³⁴ Eine *Crime Map* aus New York bedient sich dagegen geradezu comicartiger Piktogramme, die die verschiedenen Delikte ins Bild setzen: Eine Faust verweist auf Körperverletzungen, eine dunkle maskierte Gestalt auf Raubüberfälle, eine Figur mit schwarzem Hut auf Einbrüche, das Fadenkreuz einer

30 Die Karten aus Hull House sind online unter: <http://homicide.northwestern.edu/pubs/hullhouse/Maps/> (Stand: 18.6.2010).

31 Vgl. Dent, Borden D.: Brief History of Crime Mapping. In: Turnbull, Linda S. u. a. (Hrsg.): Atlas of Crime: Mapping the Criminal Landscape. Phoenix 2000, 4-21.

32 Für einen Überblick zur polizeilichen Praxis vgl. Harries, Keith: Mapping Crime: Principles and Practice. Washington 1999; Hirschfield, Alex u. Bowers, Kate (Hrsg.): Mapping and Analysing Crime Data. Lessons from Research and Practice. London u. New York 2001; Leipnik, Mark u. Albert, Donald P. (Hrsg.): GIS in Law Enforcement. Implementation Issues and Case Studies. London u. New York 2003; Wang, Fahui: Geographic Information Systems and Crime Analysis. London u. Hershey 2005.

33 Vgl. den Artikel „Crime Mapping“. In: Siegel, Larry J.: Criminology. Belmont 2009 (10. Aufl., Orig. 1992), 39.

34 Siehe z. B. die Karte des Ukrainian Village. Online unter: <http://chicago.everyblock.com/crime/locations/neighborhoods/ukrainian-village/#widermap> (Stand: 18.6.2010).

Schusswaffe auf bewaffnete Auseinandersetzungen.³⁵ Die alarmierende Wirkung dieser Piktogramme scheint hier in der Darstellungsabsicht zu liegen. Das Prinzip der flächigen Repräsentation herrscht schließlich auf einer Seite aus Los Angeles mit dem raumsoziologisch aufschlussreichen Titel „LA Life – every address tells a story“: Hier sind nicht genau lokalisierte Delikte abrufbar, sondern die kriminalstatistischen Daten werden quartierweise zusammengefasst und – auf einer Skala von eins bis zehn – in Aussagen zum „Safety Rating“ dieser Gegenden umgesetzt.³⁶ Und ganz ähnlich funktioniert das Darstellungsprinzip auf einer Karte zu Polizeimeldungen aus der Metropolregion Hamburg: Auch hier werden ganze Stadtteile in farblicher Abstufung als mehr oder weniger kriminell markiert.³⁷

Über den internen Gebrauchswert all dieser Karten in der Polizeiarbeit hinaus bleibt die Frage offen, von wem – und vor allem: zu welchem Zweck – solches Daten- und Kartenmaterial *veröffentlicht* wird.³⁸ In der öffentlichen Wahrnehmung werden solche Darstellungen leicht zu „Angstkarten“ und „Stigmastadtplänen“.³⁹ Man sieht unter anderem an der Hamburger Karte, dass sich das Farbsystem seit dem 19. Jahrhundert nicht wesentlich geändert hat: Die alarmierenden Symbolfarben schwarz und rot kennzeichnen hier noch immer die Gebiete mit erhöhter Kriminalität als „Gefahrenzonen“. So hatte es schon bei Booth lapidar geheißt: „Die Polizei wurde über die schwarz gezeichneten Straßen informiert“.⁴⁰ Damit greifen die Visualisierungstechniken heutiger Problemzonenpläne direkt auf die moralstatistische Kartierung des 19. Jahrhunderts zurück. Zwischen Parent-Duchâtelets Prostitutionskarte von Paris 1836 und dem aktuellen Hamburger Kriminalitätsstadtplan gibt es hinsichtlich der visuellen Präsentation kaum Unterschiede.

35 Vgl. <http://www.spotcrime.com/ny/new%20york> (Stand: 18. 6.2010).

36 Vgl. <http://www.lalife.com/> (Stand: 18.6.2010).

37 Vgl. die Abbildung dieser Karte auf den Seiten eines Forschungsnetzwerks zu Surveillance Studies. Online unter: <http://www.surveillance-studies.org/blog/category/kartenmapping/page/3/> (Stand: 18.6.2010).

38 Daneben existieren zahlreiche Seiten, welche die erstaunliche Diffusion kriminalstatistischer Daten auf Karten belegen: Verschiedenste Akteure greifen auf solche Daten zu und stellen sie zu eigenen Karten zusammen. So ist z. B. die Seite www.brennende-autos.de letztlich eine Art Werbegag einer Berliner Softwarefirma, die sich ansonsten mit der Digitalisierung von Reisetipps befasst.

39 Vgl. dazu Best, Ulrich u. Gebhardt, Dirk: Stigmastadtpläne Berlins. In: Reuber, Paul u. Wolkersdorfer, Günter (Hrsg.): Politische Geographie. Handlungszentrierte Ansätze und Critical Geopolitics. Heidelberg 2001, 217-228.

40 Zit. nach Lindner 2004 (wie Anm. 21), 86.

Konkrete Auswirkungen einer solchen kartographischen Repräsentation von Raum zeigen sich unter anderem in Blogs wie www.telefon-treff.de, wo sich am 2. Oktober 2008 ein Dialog zwischen den Teilnehmern „Bilo“ und „murmelnchen“ ergab. Bilo schreibt: „Hab mal ne Frage: Ich bin bald in HH und bin auf Wohnungssuche. Ich hab ein gutes Angebot in St. Pauli gefunden. Die Wohnung befindet sich in der Nähe der Großen Freiheit. Wie ist St. Pauli so als Viertel? Lässt es sich da leben?“ Wenige Minuten später meldet sich murmelchen, meint: „Ich möchte dort um kein Geld der Welt wohnen“, und setzt einen Link zur neuen Hamburger Kriminalitätskarte. Bilo wiederum schreibt: „Danke für die Antwort. Dann werd ich mal Abstand von dem Viertel halten. Aber ist schon krass die Kriminalitätsrate in HH. Kein Vergleich zu München. Wer[d] mir wohl dann was bisschen außerhalb suchen“.⁴¹ Die Hamburger Kriminalitätskartierung wirkt sich in diesem Fall eindeutig stigmatisierend aus: Die soziale Realität von St. Pauli wird zusammengepresst auf einen einzigen Befund: die Häufigkeit bestimmter Delikte – oder besser: Verdachtsfälle, denn die *Polizeiliche Kriminalstatistik* verzeichnet vor allem Ermittlungsverfahren, unabhängig von ihrem Ergebnis. Das willkürlich herausgegriffene Beispiel dieses Blogs zeigt, wie statistische Karten und kognitive Kartierungen ineinandergreifen und einander stützen. Diffuses Alltagswissen über städtische Räume erhält hier eine scheinbar faktische Bestätigung und führt zur einhelligen Ablehnung bestimmter Wohngebiete.

Ein weiteres Beispiel verdeutlicht genau diesen Zusammenhang von Kriminalität und sozialräumlichem Alltagswissen: Bis 2007 wurde im Rahmen eines internationalen Forschungsprojekts ein „European Crime and Safety Survey“ durchgeführt. Die Besonderheit dieser Untersuchung lag darin, dass hier Kriminalitäts-Stadtpläne nicht auf der Basis der polizeilichen Kriminalstatistik, sondern anhand von Umfragedaten erstellt wurden. Das offizielle Argument für dieses Vorgehen war, dass man auf diese Weise auch Delikte erfassen wollte, die nicht angezeigt oder polizeilich ermittelt worden waren. Für Berlin wurden unter anderem Karten zu „Vandalismus“ in der Nachbarschaft, zum subjektiven Sicherheitsgefühl bei Dunkelheit, zu sexuellen Übergriffen, Drogenproblemen und „unbeaufsichtigten Jugendlichen“ in der Nachbarschaft erstellt.⁴² Die kartographische Darstellung bedient sich farbiger Flächen, die – entsprechend dem Gegenstand der einzelnen Karte – eine Abstufung von „sehr sicher“ bis „sehr unsicher“ beziehungsweise von „oft“ bis „nie“ anzeigen. An der Reihe der dargestellten Sachverhalte wird deutlich, dass es gerade die Verknüpfung von verschiedenen

41 <http://www.telefon-treff.de/printthread.php?s=&threadid=357519> (Stand: 18.6.2010).

42 Die Karten sind einsehbar auf den Webseiten des Nachrichtenmagazins „Der Spiegel“. Online unter: <http://www.spiegel.de/fotostrecke/fotostrecke-19191.html> (Stand: 18.6.2010).

Themen ist, die diese Karten so problematisch macht. Die Umfrage zielt auf subjektive Angsterfahrungen (etwa mit der Frage „Wie sicher fühlen Sie sich allein in Ihrer Nachbarschaft bei Dunkelheit?“), schreibt diese Angsterfahrungen kartographisch fest und verbindet dann die Themen Vandalismus, sexuelle Übergriffe und Drogenprobleme mit der Frage nach „unbeaufsichtigten Jugendlichen“, die dadurch pauschal kriminalisiert werden. Dabei entsteht ein alarmierender Atlas, der Fakten, Fiktionen, Verdächtigungen und bloße Angstgefühle unterschiedslos abbildet. Aufgrund solcher und ähnlicher Karten wurden in Berlin vor einigen Jahren sogenannte „gefährliche Orte“ ausgewiesen, an denen die Polizei erweiterte Zugriffsrechte hat. Dort können verdachtsunabhängige Kontrollen durchgeführt werden, was letztlich wiederum die Kriminalstatistik dieser Orte künstlich in die Höhe treibt.⁴³ Hier erweisen sich Statistiken, Karten und die dazugehörige *geographical imagination* als wirkmächtige Faktoren städtischer Ordnungspolitik. Einen ganz eigenen Beitrag dazu leisten die Konventionen farblicher Symbolisierung: Die Farbe Rot zeigt – wie schon beim Hamburger Beispiel – Gefahr an und scheidet sichere von unsicheren Stadtteilen. Es ist bezeichnend, dass diese Signalfarbe auch auf den Karten des Berliner Sozialstrukturatlas verwendet wird, der somit allein aufgrund seiner visuellen Logik die Verbindung zwischen „Unterschicht“ und „Gefahr“ herstellt.⁴⁴

Das eigentliche Problem der Kriminalitätskartierung liegt also in ihrer potentiellen Kombinierbarkeit mit anderen Kartierungen. Wenn nämlich Kriminalitätskarten mit sozialstrukturellen Karten oder Karten zur ethnischen Zusammensetzung der Bevölkerung zusammengebracht werden, dann entstehen völlig neue Aussagen wie: Ein hoher Anteil an sozial schwacher Bevölkerung und ein hoher Anteil an Migranten *führen* per se zu erhöhter Kriminalität im Stadtviertel. Hier ist ganz wichtig zu erkennen, dass solche Kausalitäten vor allem durch die Logik von statistischer Erfassung und Kartierung produziert werden. Denn in solchen Kartensequenzen werden disparate statistische Einzeldaten aus einem bestimmten Stadtteil – der Autodiebstahl in Gasse X, das niedrige Einkommensniveau in Gasse Y, die multiethnische Wohnbevölkerung in Gasse Z – zu suggestiven Aussagen kombiniert. Durch die diskursive Praxis der Verräumlichung verschärft sich die Problematik statistischer Wirklichkeitserfassung; in der flächigen Raumdarstellung verschwindet die Spezifik des Sozialen. Nicht nur

43 Zur Kritik am Berliner Kriminalitätsatlas vgl. Blume, Jutta: Problemkiese und Kriminalitätskarten. Seit Anfang des Jahres wird in Berlin über die Einführung eines „Kriminalitätsstadtplans“ diskutiert. In: MieterEcho (2007), H. 325. Online unter: <http://www.bmgev.de/mieterecho/325/17-kriminalitaetsstadtplan-jb.html> (Stand: 18.6.2010).

44 Ein Download des Sozialstrukturatlas für 2003 ist online verfügbar unter: http://www.efb-berlin.de/download/berliner_sozialatlas_2003_kurz.pdf (Stand: 18.6.2010).

wird das einzelne Ereignis durch die räumliche Darstellung radikal aus seinem sozialen Zusammenhang herausgelöst, sondern darüber hinaus werden die Themen Kriminalität, Unterschicht und Zuwanderung erst über den kartographisch repräsentierten Raum verknüpfbar gemacht. In Form dieser Verknüpfung stehen die Daten dann für mögliche neue Argumentationen und Kausalitätsbehauptungen zur Verfügung.⁴⁵ Mit eben solchen Kausalitäten operieren dann die populären kulturalistischen Diskurse um „Ghettos“ und „Parallelgesellschaften“, „gefährliche Orte“, „rechtsfreie Räume“ und „No-Go-Areas“.⁴⁶

Karten sind also – wie alle Medien – keine neutralen Instrumente. Sie liefern notwendigerweise verzerrende Argumente für die Stigmatisierung konkreter Stadträume.⁴⁷ Vermittelt durch die mit Kartographie verbundene „visuelle Herstellung von Selbstverständlichkeit“ wird der Raum hier zu einem Katalysator und Medium des kulturalistischen Diskurses. Dabei liegt dieser Operation ein deterministischer Raumbegriff zugrunde: Der Raum erscheint als statische, unabhängige Variable, der bestimmte Eigenschaften zugeschrieben werden. Er wird mit sozialen Attributen versehen und dann als Determinante von Kriminalität festgeschrieben. Dabei ist in der soziologischen Forschung längst ein praxeologischer Raumbegriff etabliert, der Raum als Produkt sozialer Handlungen und Aushandlungen begreift. Allerdings erfüllt der deterministische Raumbegriff nach wie vor eine konkrete ordnungspolitische Funktion: Ohne die suggestive schwarze oder rote Fläche auf der Karte wäre es sehr viel schwieriger, das Argument polizeilichen oder politisch-administrativen Handlungsbedarfs in bestimmten Vierteln durchzusetzen. In diesem Sinne resümiert der kritische Kulturgeograph Bernd Belina zum aktuellen „spatial turn“ in der Kriminalpolitik: „In der Praxis (bei

45 In der älteren volkskundlichen Kartographie gehörte die argumentative Verknüpfung von Karten zur anerkannten Methodik. Man spricht dort von der „explikativ informierenden Karte“, bei der „die Beziehungen einer Erscheinung zu einer anderen, beispielsweise die einer volkskundlichen zu einer kulturgeographischen [...], in die Betrachtung miteinbezogen“ werden. Kretschmer, Ingrid: Die thematische Karte als wissenschaftliche Aussageform der Volkskunde mit besonderer Berücksichtigung der Darstellungsmethoden für volkskundliche Stoffgebiete. Eine Untersuchung zur volkskundlichen Kartographie. Wien (unveröff. Dissertation) 1963, 132 f.

46 Vgl. Belina, Bernd: Kriminalität und Stadtstruktur – Städtebauliche Prävention. In: Baum, Detlef (Hrsg.): Die Stadt in der sozialen Arbeit. Ein Handbuch für soziale und planende Berufe. Wiesbaden 2007, 224-233, 227; vgl. dazu auch Best, Ulrich (Hrsg.): Ghetto-Diskurse. Geographie der Stigmatisierung in Marseille und Berlin. Potsdam 2001; ders./Gebhardt 2001 (wie Anm. 39); Ronneberger, Klaus u. Tsianos, Vassilis: Das Ghetto und die Parallelgesellschaft. In: Hess, Sabine u. a. (Hrsg.): nointegration? Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Integrationsdebatte in Europa. Bielefeld 2009, 137-152.

47 Vgl. Best/Gebhardt 2001 (wie Anm. 39).

Strategien wie räumlich selektiver Polizeiarbeit, Aufenthaltsverboten oder der Videoüberwachung öffentlicher Räume) und in deren Legitimierung [...] abstrahiert die verräumlichte Kriminalpolitik tendenziell von den sozialen Ursachen des städtischen Kriminalitätsproblems“.⁴⁸ Und es gehört wenig Phantasie dazu, um sich vorzustellen, was angesichts der Technologie und Reichweite von „Google Earth“ und „Google Maps“ mit statistischem Datenmaterial auf Karten alles visualisiert, konstruiert und behauptet werden wird. Schon längst bedienen sich Versicherungen bei ihren Risikokalkulationen der kartographischen Darstellung von sozialstrukturellen Daten und Kriminalitätsstatistiken. Neuerdings hört man sogar von Versandhäusern in den USA, die in bestimmte Stadtviertel keine Waren mehr auf Rechnung liefern. An diesen und anderen Stellen verselbständigt sich die Logik der sozialen und kulturellen Kartierung der Stadt. Welche Daten irgendwann einmal – und von wem – in die Karten eingespeist worden sind, wird immer weniger nachvollziehbar. Selbst Polizisten, die mit Geoinformationssystemen arbeiten müssen, haben kaum noch Einsicht in die Entstehungsgeschichte ihres Kartenmaterials.⁴⁹ Das heißt: Konkret gehandelt wird vielfach auf der Grundlage frei flottierender und kaum sachlich nachvollziehbarer Behauptungen, die erst durch Kartierungspraktiken festgeschrieben worden sind.

4. Alternative Kartierungen: Ein Ausblick

Zum Schluss möchte ich kurz auf alternative Kartierungspraktiken eingehen, die versuchen, die herrschende Logik der kartographischen Repräsentation zu durchbrechen, zu ironisieren oder auf den Kopf zu stellen. Der Kartographie-Kritiker Denis Wood hat diese Art von Karten als „Counter-Maps“ – also „Gegen-Karten“ – bezeichnet.⁵⁰ Das Spektrum reicht von Scherzkarten, die entweder geographische Ordnungen umkehren oder virtuelle Welten kartieren, bis hin zu Karten, die durch die Form der Darstellung soziale Ungleichheit sichtbar machen. So wurden im Rahmen des Projekts „Worldmapper“ Karten veröffentlicht, auf denen die Proportionen von Staaten auf statistische Daten abgestimmt sind. Der Erkenntniseffekt ist – begünstigt durch die visuelle Evidenz des Mediums Karte – erstaunlich: zum Beispiel, wenn eine nach dem Gesichtspunkt des Bruttosozialprodukts proportionierte Karte einer Karte gegenübergestellt wird, auf der erhöhte Kindersterblichkeit abgebildet wird. Während

48 Belina 2007 (wie Anm. 46), 231 f.

49 Vgl. dazu Töpfer, Eric: Daten, Karten, Lagebilder. Mit dem „spatial turn“ in der Polizeiarbeit schreitet auch ihre Geoinformatisierung voran. Online unter: <http://www.heise.de/tp/r4/artikel/27/27741/1.html> (Stand: 18.6.2010).

50 Vgl. Wood 2010 (wie Anm. 15), 111-155.

der afrikanische Kontinent auf der ersten Karte zu einer dünnen, an das überdimensioniert dargestellte Europa angehängten Landzunge zusammenschrumpft, erscheint Afrika auf der zweiten Karte wie ein aufgeblasener Luftballon, neben dem sich im globalen Maßstab lediglich Indien behaupten kann. Dabei stellen freilich auch solche Kartenbilder selektive und interessengeleitete Derivate bestimmter statistischer Daten dar. Wie die „Crime Maps“ gewinnen sie ihren anklagenden und skandalisierenden Charakter durch Auslassung und Vereinfachung sowie die Überbetonung eines bestimmten, von den Autoren fokussierten Aspekts. Zur *Counter-Map* werden sie einzig und allein dadurch, dass sie das Prinzip der flächentreuen Projektion zugunsten einer politischen Argumentation verlassen und damit ihre eigenen Aussageregeln relativ klar offenlegen. Zahlreiche solcher Weltkarten finden sich etwa im bekannten „Atlas der Globalisierung“, der alljährlich von „Le Monde Diplomatique“ herausgegeben wird.⁵¹ Doch auch auf dem Gebiet der urbanen Kartierung existieren zahlreiche, sehr unterschiedlich angelegte *Counter-Maps*. Eine davon hat die Kulturwissenschaftlerin Elke Krasny für eine Ausstellung der *Wienbibliothek* im Wiener Rathaus gestaltet, indem sie nach Männern benannte Straßen in Wien nach prominenten Frauen neu benannt und damit die Frauengeschichte in den Stadtplan eingeschrieben hat.⁵² Darüber hinaus gibt es experimentelle Stadtpläne, die das Konzept der *Mental Map* so radikal umsetzen, dass dabei sogar der Grundriss der Stadt verschwindet. Im Hamburger Projekt „Offene Kartierung“ wurden beispielsweise sehr subjektive Stadtwahrnehmungen kartiert: mit Einträgen wie „Wohnhaus in Kasernengelb“, „Die berührende Trauerweide“ und „Männer-Turnverein“. Ein anderes Beispiel zeichnet eine Route von „Karstadt – Dach scheint leer“ über „Mehr als man denkt“, „Typ kommt raus mit Lidltüte“, „Eingang der Hölle“, „Bauch der Hölle“ bis hin zu „Witzige Ein- und Ausgangswächter“ nach. Die Macher der „Offenen Kartierung“ fragen auf ihrer Website: „Was zeigen Karten? Was ist auf Stadtplänen nicht zu sehen? Warum darf Kartenmaterial nur gegen Geld benutzt werden, obwohl es mit öffentlichen Mitteln erstellt wird? Wem gehört die Weltsicht? Was ist deine Wahrnehmung des Stadtteils? Welche Spuren entstehen durch Ereignisse und Bewegungen im Raum? Warum meint geradeaus manchmal auch an der nächsten Ecke nach links abbiegen? Wie wäre es, eigene, offene Karten zu erstellen – und dabei diesen Fragen nachzugehen?“⁵³

51 Le Monde Diplomatique (Hrsg.): Atlas der Globalisierung. Berlin 2009.

52 Vgl. dazu Krasny, Elke: Stadt und Frauen. Eine andere Topographie von Wien. Wien 2008.

53 Online unter: <http://offene-kartierung.de/blog/>; dort findet sich auch der Link zu den beschriebenen Karten (Stand: 18.6.2010).

Mein letztes Beispiel ist ein Online-Angebot, welches das Konzept der *Mental Map* kommerziell umsetzt: Auf der Website „City à la Carte“ kann man seinen ganz persönlichen Stadtplan – in dem Lieblingslokale und bestimmte Sehenswürdigkeiten oder auch die genauen Wohnorte von Freunden verzeichnet sind – zusammenstellen und drucken lassen. Die Bandbreite der Möglichkeiten deckt alles ab, was stadträumlich lokalisierbar ist: „How about a romantic map for your loved one to document your journey together? Or: Why not prepare a treasure hunt for the next corporate social event? You could also use the map as a travel diary marking all the places that you liked. Or, or, or ...“.⁵⁴ Mit dem Hinweis auf den hier formulierten Appell „Create your own City“ bin ich nun wieder am Ausgangspunkt angelangt: Denn eines machen alle diese Beispiele von subjektiven Raumbildern und alternativen Gegen-Karten deutlich: Dass im Grunde alle Karten selektive und konstruierte Repräsentationen von Raum sind. Dass die kartographische Logik der Selektion, Auslassung, Vereinfachung und Rekombination notwendigerweise ihre ganz eigene Bildwirklichkeit schafft, die wiederum konkrete Auswirkungen auf Raumerfahrung und räumliche Praktiken haben kann. Dass Kartenbilder mithin sehr problematische Argumente sind, wenn es um soziale und kulturelle Zusammenhänge geht. Dass Kartenbilder aber auch Gegen-Welten entwerfen können, indem sie die Kraft der geographischen Imagination nutzen. Aus der Perspektive einer empirischen Alltagskulturwissenschaft wie der Europäischen Ethnologie wäre an dieser Stelle eine neue Forschungsaufgabe zu formulieren, die mit der Dekonstruktion des Mediums Karte erst beginnt. Denn die Einsicht in die visuelle Logik der Kartierung stellt hier nur einen von vielen Ausgangspunkten dar. Weiter wäre zu fragen: Wie werden Karten rezipiert und genutzt? Wie kritisch werden Karten gelesen? Wie verhalten sich Kriminalitätsstatistiken zu *Mental Maps*, die sich Menschen von ihrer Umgebung machen? Was steckt hinter der Kulturtechnik der Lokalisierung und Verräumlichung sozialer und kultureller Phänomene, die ja immer auch ein Grundbedürfnis nach lebensweltlicher Orientierung befriedigt? Kurzum: Es würde darum gehen, die Kategorie Raum kulturwissenschaftlich und ethnographisch neu zu befragen: nach ihrem Sitz im Leben, aber auch nach ihrer Funktion für kulturalistische Diskurse und Praktiken. Der Blick auf Karten kann dazu einen Beitrag leisten.

⁵⁴ Online unter: <http://www.alacartemaps.com/?id=92&location=28> (Stand: 18.6.2010).

Grenzen mit und ohne Kontrollen: Der Mythos vom ‚sicheren‘ Nationalstaat

Alexandra Schwell

1. Einleitung

Bis zum Beitritt Polens zur Europäischen Union am 1. Mai 2004 unterlagen nicht nur die polnischen Bürger einer strengen Einreisekontrolle an der deutsch-polnischen Grenze. Während Polen allerdings nach kurzer oder eingehender Inspektion der Reisedokumente meist anstandslos passieren konnten, herrschte für die polnische Kartoffel ein umfassendes und vollständiges Einreiseverbot. Begründet wurde dies auf an den Grenzübergängen angebrachten Hinweisblättern mit „phytosanitären“ Bedenken bezüglich der polnischen Kartoffel, die, auf die Europäische Union losgelassen, großes Unheil unter der dort heimischen Kartoffelpopulation anrichten könnte.¹ Am Autobahnübergang Świecko wurde die Aufhebung des Importverbotes zum 1. Mai 2004 jedoch nicht allseitig begrüßt. Dort hatte es sich im Laufe der Jahre eingebürgert, dass Grenzschützer und Zöllner die konfiszierten Kartoffeln säckeweise an einer Säule zwischen zwei Grenzkontrollspuren an der Ausreise nach Deutschland ablegten, die wiederum regelmäßig von Kellnerinnen der im Dienstgebäude des Grenzübergangs angesiedelten polnischen Imbiss-Bar abgeholt und sodann weiterverarbeitet wurden. Mit dem Beitritt Polens zur EU versiegte diese verlässliche Quelle schlagartig. Über Nacht war die polnische Kartoffel vom gefährlichen Krankheitsüberträger zum unbedenklichen Gemüse erklärt worden.

In der Verteidigung der imaginierten nationalen Gemeinschaft werden nicht nur Kartoffeln nationalisiert, sondern auf der anderen Seite menschliche Akteure ihrer Humanität beraubt. Im Extremfall werden Angehörige bestimmter Nationalstaaten biologisiert und auf der Grundlage medizinischer Kategorien klassifiziert. Grenzen- und Seuchenkontrolle sind insbesondere in den klassisch zu nennenden Einwanderungs-

1 Das brandenburgische Ministerium für Umwelt, Gesundheit und Verbraucherschutz (MUGV) berichtet auch weiterhin vom Befall der polnischen Kartoffeln durch den Kartoffelkrebs (*Synchytrium endobioticum*) und die Bakterielle Ringfäule (*Clavibacter michiganensis* ssp. *sepedonicus*). Online unter: <http://www.mugv.brandenburg.de/cms/detail.php/lbm1.c.258113.de> (Stand 16.7.2010).

ländern oft synonym, denn: „Clearly bugs have no respect for borders, so the bodies that carry them must be controlled“.² Diskurse über, oder besser gegen, Migration werden von einer solchen Sichtweise zugeneigten politischen und medialen Akteuren als „Kontamination“ des *Body Politic*³ konstruiert und gerahmt. Innerhalb des Konzepts einer nationalstaatlichen (Sicherheits-)Gemeinschaft spielen Grenzen, und die Kontrolle dieser Grenzen, eine herausragende Rolle. Sicherheits- und Identitätsfragen kulminieren in der rechtlichen Ausgestaltung wie auch in der kulturellen Inszenierung der Grenze und der Grenzkontrolle. An der Weise, wie und vor wem eine Grenze geschützt wird, lassen sich Aussagen über das Selbstverständnis und Fremdbild der angrenzenden Nationalstaaten treffen. Georg Simmels vielzitiertes Verständnis von Grenze soll darum ein weiteres Mal bemüht werden: „Die Grenze ist nicht eine räumliche Tatsache mit soziologischen Wirkungen, sondern eine soziologische Tatsache, die sich räumlich formt“.⁴

Die sozialen Regeln und Strukturen, die eine Gesellschaft zusammenhalten, lassen sich allerdings gerade dann besonders schön beobachten, wenn sie sich in einer Krise befinden: „Periods of social transformation seem to provide simultaneously the best and the worst evidence for culture’s influence on social action“.⁵ Entsprechend stelle ich mir für diesen Text die Frage: Was passiert mit der vorgestellten nationalen (Sicherheits-)Gemeinschaft, wenn Grenzkontrollen plötzlich wegfallen und gleichzeitig sichtbare Grenzen verschwinden? Wenn der vorgestellte mentale Schutzwall der *In-Group*, der mit diesen sichtbaren Grenzen einhergeht, bröckelt und anscheinend nichts mehr die ‚Eindringlinge‘ von außen aufhalten kann? Welche Auswirkungen hat dies auf Identitätsprozesse, auf Eigen- und Fremdbilder? In einem ersten Schritt stelle ich im Folgenden unterschiedliche Konzepte von ‚Grenze‘ vor und erläutere die Rolle von Grenzen für kollektive und nationalstaatliche Identitätsprozesse. Grenzübertritt und Grenzkontrolle werden zweitens als Moment dargestellt, in denen die Verhandlung dieser Identitäten kulminiert. Um zu erfassen, was passiert, wenn Grenzkontrollen wegfallen, ein ungehinderter und unkontrollierter Grenzübertritt möglich wird,

-
- 2 Donnan, Hastings u. Wilson, Thomas M.: *Borders. Frontiers of Identity, Nation and State.* Oxford u. New York 1999, 132.
 - 3 Das Konzept des *Body Politic*, des politischen Körpers als Gesamtheit aller Mitglieder eines staatlichen Gemeinwesens, entstammt der Gesellschaftsvertragstheorie/Kontraktualismus und ist eng mit Theoretikern wie Thomas Hobbes, John Locke und Jean-Jacques Rousseau verbunden.
 - 4 Simmel, Georg: *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung.* Frankfurt a. M. 1992 (Orig. 1908), 697.
 - 5 Swidler, Ann: *Culture in Action: Symbols and Strategies.* In: *American Sociological Review*, 51 (1986), 273-286, 278.

nähert sich der Text der Idee des *Body Politic* als relativ abgeschlossenen und zugleich wehrhaften „Gesellschaftskörpers“. Ein kursorischer Blick auf die Sprache der österreichischen Boulevardmedien und dort veröffentlichter Leserbriefe seit der Erweiterung des Schengen-Raumes liefert den theoretischen Behauptungen eine empirische Basis und zeigt, wie der gefühlte Kontrollverlust durch den Wegfall der Grenzen das Konzept der Bedrohung einer ‚guten‘ *In-Group* und den überholten Mythos des souveränen Nationalstaats bestärkt.

2. Grenzkonzepte

Die deutsche Sprache verfügt nur über wenig Spielraum, wenn es um die Beschreibung von Grenzen geht.⁶ Dabei sind Grenzen vielfältig und mit zahlreichen Bedeutungen aufgeladen. Sie teilen nicht nur die geopolitische und juristisch-legalistische, sondern auch die sozial und kulturell wahrgenommene Welt in ‚Uns‘ und ‚die Anderen‘; Grenzen haben also auch eine ordnende Funktion.

2.1 Drei Begriffe von Grenze

Das allumfassende deutsche Wort ‚Grenze‘ kann für den vorliegenden Zweck durch die Verwendung der englischen Begriffe *Frontier*, *Border* und *Boundary* konkretisiert und differenziert werden. Jeder dieser Termini korrespondiert mit einer bestimmten Bedeutung von Grenze.

- (1) Frederick Jackson Turner hat den Begriff der *Frontier* um die Jahrhundertwende mit der Eroberung des amerikanischen Westens in Verbindung gebracht. Bei ihm meint *Frontier* weniger eine Linie als eine stetig fortschreitende, zivilisierende Grenzzone: „the outer edge of the wave – the meeting point between savagery and civilization“.⁷ Die *Frontier* ist eine stets unsichere Grenzzone, wo „Zivilisation“ und „Barbarei“ ineinander fließen und Aushandlungsprozesse mit ungewissem Ausgang stattfinden. Andre Gingrich beschreibt Österreich als einen spezifischen

⁶ Zu Herkunft und Bedeutung des Wortes ‚Grenze‘ vgl. Medick, Hans: Grenzziehungen und die Herstellung des politisch-sozialen Raumes. Zur Begriffsgeschichte und politischen Sozialgeschichte der Grenzen in der Frühen Neuzeit. In: Eigmüller, Monika u. Vobruba, Georg (Hrsg.): Grenzsoziologie. Die politische Strukturierung des Raumes. Wiesbaden 2006, 37-51, 42-46.

⁷ Turner, Frederick Jackson: *The Frontier in American History*. New York 1996 (Orig. 1920), 3.

Fall von *Frontier Orientalism*, der stark mit dem Erbe des Habsburgerreiches verbunden ist und sich im Unterschied zu Edward Saids „Orientalismus“⁸ auf den „eigenen Anderen“ bezieht, den „close, dangerous, potential intruder of almost equal, albeit very different, skills“.⁹

(2) *Border* bezieht sich entweder auf eine enge Grenzzone oder auf die institutionelle Demarkationslinie, die zwei souveräne Gesetzgebungen voneinander trennt und völkerrechtlich verankert ist. Sie determiniert nicht nur die räumliche Form der zugehörigen politischen Regionen und legt den Geltungsbereich der Legislative fest, sondern sie definiert auch politische Identitäten. Gleichzeitig zeigt sie deutlich, wer nicht dazu gehört, denn die Grenze ist „an institution defining difference with the outside world and attempting, by influencing mentalities, to homogenize the diverse population inside the frontier“.¹⁰ Nicht allein werden *Borders* qua Gesetz festgelegt, sie werden anhand sozialer, administrativer, politischer und ökonomischer Praktiken und Diskurse permanent reproduziert, die sich wiederum stets explizit oder implizit auf diejenigen außerhalb der Grenzen beziehen, für die diese Praktiken und Diskurse nicht gelten können oder dürfen.¹¹ Die nationale Grenze kann deshalb als Territorialisierung kultureller Differenz gesehen werden,¹² wobei Kultur nicht eine allein subjektive Reflektion einer objektiven Realität darstellt, sondern beide Variablen befinden sich in einem dauernden Prozess der Aushandlung.

(3) *Boundary* schließlich wird zur Analyse der Grenzziehung der kollektiven Identität sozialer Gruppen genutzt:

„Generally in anthropology the distinction can be accomplished simply by regarding frontiers and borders as matters of fact; whereas boundaries are the subjects of claim based on a perception by at least one of the parties of certain features which

8 Said, Edward: *Orientalism*. New York 1979.

9 Gingrich, Andre: *Concepts of Race Vanishing, Movements of Racism Rising? Global Issues and Austrian Ethnography*. In: *Ethnos*, 69 (2004), H. 2, 156-176, 169.

10 Bigo, Didier: *Frontiers and Security in the European Union: The Illusion of Migration Control*. In: Bort, Eberhard (Hrsg.): *The Frontiers of Europe*. London 1998, 148-164, 149. Diese „Wir-und-die-Anderen“-Unterscheidung schlägt sich häufig in der Sprache nieder. So bedeutet das polnische *za granicą*, Ausland, nichts anderes als „hinter der Grenze“.

11 Anderson, James u. O'Dowd, Liam: *Borders, Border Regions and Territoriality: Contradictory Meanings, Changing Significance*. In: *Regional Studies*, 33 (1999), H. 7, 593-604, 598.

12 Löfgren, Orvar: *Crossing Borders. The Nationalization of Anxiety*. In: *Ethnologia Scandinavica*, 29 (1999), 1-24, 2.

distinguish it from others. Whether it refers to a collective condition, such as ethnic group identity, or to something as ephemeral as 'personal space', boundary suggests contestability, and is predicated on consciousness of a diacritical property".¹³

Boundaries, verstanden als mentale Vorgänge der Grenzziehung, müssen nicht notwendigerweise mit der institutionellen Grenze zusammenfallen. Sie sind prozessualer als *Borders* und besitzen auch keine absolute Bedeutung. *Boundaries* können vielmehr in weit höherem Maße zu unterschiedlichen Zeiten mit unterschiedlichen Bedeutungen besetzt sein und sind damit komplexer codiert als *Borders*: „It is the consequent diversity of meaning which requires us to make a clear distinction between boundaries in people's consciousness, and the legal representation of their distinction from others through borders or frontiers“.¹⁴ Während geographisch verankerte *Borders* zudem stets eine kulturelle und symbolische Komponente beinhalten, müssen *Boundaries* nicht unbedingt über eine räumliche Dimension verfügen.¹⁵

Die Grenze ist keine natürliche, sondern eine soziale Tatsache, und inwieweit sie Differenz signalisiert, ist eine Frage der sozialen Konstruktion. Was die Grenze für den Einzelnen bedeutet, ist zudem stark von dem ihn umgebenden Diskurs abhängig. Grenzen jedweder Art können sowohl die Begrenzung politischer Identitäten darstellen, als auch neue erschaffen. Grenzen „sind darum nicht nur Abgrenzungen, sondern reziproke Bedingungen der Profilierung des Eigenen des Anderen, also Konturen unseres Selbst. Ohne Grenzen zerfließen wir, erst Grenzen profilieren uns“.¹⁶

2.2 Nationalstaatliche Grenzen

Die sichtbarste Form der Grenzziehung ist sicherlich jene des Nationalstaats. Sie bestimmt die Grenzen souveräner Mächte und definiert die räumliche Form der zugehörigen politischen Regionen. Staatsgrenzen schaffen auf den ersten Blick Ordnung und Klarheit. Ein Blick auf die politische Landkarte zeigt deutlich, wo ein Staatsgebiet auf-

13 Cohen, Anthony P.: Boundaries and Boundary-consciousness: Politicizing Cultural Identity. In: Bort, Eberhard (Hrsg.): *The Frontiers of Europe*. London 1998, 22-35, 26; vgl. Barth, Fredrik (Hrsg.): *Ethnic Groups and Boundaries. The Social Organization of Culture Difference*. Scandinavian university books. Bergen u. London 1969.

14 Cohen 1998 (wie Anm. 13), 33.

15 Vgl. Donnan/Wilson 1999 (wie Anm. 2), 26.

16 Wierlacher, Alois: Grenzen sind nicht nur Grenzen. In: Rösch, Olga u. Hoerschelmann, Axel von (Hrsg.): *Osterweiterung der Europäischen Union und kulturelle Grenzen*. Berlin 2003, 19-30, 25.

hört, und wo damit gleichzeitig ein anderes beginnt.¹⁷ Grenzen sind so gesehen nichts anderes als die Ränder definierter Flächen, sie verfügen allem Anschein nach über keine räumliche Ausdehnung, sondern stellen in ihrer physischen Form die Scheidelinie zwischen zwei unterschiedlichen Territorien dar. Gleichzeitig können Grenzen nie unabhängig von den Gebieten gesehen werden, die sie umfassen. Als Institutionen im weitesten Sinne sind sie die eigentliche Grundlage für soziales, politisches und ökonomisches Handeln in modernen Gesellschaften. Grenzen sind soziale Praxis und Diskurs; selbst scheinbare natürliche Barrieren, wie Gebirgskzüge oder Flüsse, mögen zwar ein Hindernis darstellen, zur Grenze werden sie erst durch politische, historische, kulturelle und soziale Entscheidungen.

Wenige Grenzen betonen deutlicher den Unterschied zwischen ‚Uns‘ und ‚den Anderen‘ als die des Nationalstaats, sie sind „basic markers of identity“.¹⁸ Nationalstaatliche Grenzen sind kodierte Zeichen mit territorialer Verankerung: „borders are both structures and symbols of a state’s security and sovereignty. They are historical and contemporary records of a state’s relations with other states, with its own people, and with its own image“.¹⁹ Die doppelte prozessuale Funktion einerseits der Abgrenzung zum Zwecke der Homogenisierung von Staatsgefügen andererseits wird von einigen Autoren auch als „bordering“, oder auch gleich als „b/ordering“ beschrieben, als „the making of a divisive order in an assumed chaos. It is justified to neglect and be indifferent to what is beyond the border“.²⁰

Grenzen erleichtern die Identitätsfindung. Nationalstaatliche Grenzen implizieren nicht allein unterschiedliche Gesetzgebungen und Regierungssysteme, die in Symbolen staatlich repräsentierte Angebote zur Identifikation liefern (Flaggen, Hymnen, Währungen), sondern auch Sprachen, Essgewohnheiten (Nationalgerichte), Sitten und Gebräuche, Musik, Architektur – eine Liste, die sich fast beliebig fortsetzen ließe, und die uns zeigt, dass ‚die Anderen‘ hinter der Grenze sich tatsächlich von ‚Uns‘ unterscheiden. Grenzen sind ebenso die ‚Container‘ spezifischer kollektiver Erinnerungen,²¹

17 Zur Funktion der Landkarte für die Entwicklung von Nationalstaaten s. Anderson, Benedict: Die Erfindung der Nation: zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. Berlin 1998.

18 Anderson, Malcolm: European Frontiers at the End of the Twentieth Century: An Introduction. In: Ders. u. Bort, Eberhard (Hrsg.): The Frontiers of Europe. London u. Washington 1998, 1-10, 5.

19 Donnan/Wilson 1999 (wie Anm. 2), 15.

20 Houtum, Henk van u. Pijpers, Roos: Towards a Gated Community. In: Eurozine [2005]. Online unter: <http://eurozine.com/pdf/2005-01-12-houtumpijpers-en.pdf> (Stand 16.7.2010), 3.

21 Vgl. Halbwachs, Maurice: Das kollektive Gedächtnis. Frankfurt a. M. 1991 (Orig. 1939).

und da diese stets in Relation und Abgrenzung zu anderen kollektiven Identitäten entstehen, sind sie integrale Faktoren bei der Bildung von Auto- und Heterostereotypen. Staat und Nation werden nicht allein im politischen Zentrum, sondern vor allem an der Grenze gemacht und gestaltet.²²

Das Verbindende und gleichzeitig Trennende nationalstaatlicher Grenzen, wie die Bedeutung lokaler Kräfte für ihre Entstehung, ist in den *Border Studies* ebenso diskutiert worden wie ihre angenommene Auflösung in der globalisierten Welt, wo nationale Grenzen für Transnationale, Migrant*innen, Kriminelle und andere ‚moderne Nomaden‘ an Bedeutung verlieren. Diese Betrachtung von Grenzen als Orten, „where one thing gradually shifts into something else, where there is blurring, ambiguity and uncertainty“,²³ orientiert sich in erster Linie an der symbolischen Bedeutung von Räumen, die durchaus vom Nationalstaat abgekoppelt sein können. Die Entdeckung der Grenze als Forschungsfeld, verbunden mit der sich verändernden Bedeutung des Nationalstaats im Zuge von Globalisierung und Europäisierung, hat dementsprechend manche Autoren dazu verleitet, reflexartig das Ende des Nationalstaats auszurufen und damit in das andere Extrem zu verfallen und unter dem Stichwort der „Hybridisierung“ eine Art *anything goes* in einer grenzenlos gewordenen Welt zu postulieren. Sicherlich war und ist die Bedeutung und Funktion von Grenzen zu jeder Zeit hochgradig ambivalent, und der Blick weg von der staatszentristischen homogenisierenden Charakteristik hin zu deterritorialisierten Praktiken über Grenzen hinweg, die neue Räume jenseits des Nationalstaats erschaffen, hat neue Wege für eine Betrachtung sozialer Praxen eröffnet. Aber: „the significance of borders derives from the importance of territoriality as an organizing principle of political and social life“.²⁴ Nationalstaatliche Grenzen spielen auch in einer globalisierten und vernetzten Welt weiterhin eine entscheidende Rolle für die Konstruktion kollektiver Identitäten.

3. Der Grenzübertritt und die Grenzkontrolle

Grenzen zu überschreiten, bedeutet, den Aufbruch zu etwas Neuem zu wagen, und das auf der anderen Seite Liegende zu entdecken. Grenzen machen neugierig, und erst mit

22 Vgl. dazu Sahlins, Peter: *Boundaries: The Making of France and Spain in the Pyrenees*. Berkeley 1989; Cole, John W. u. Wolf, Eric R.: *Die unsichtbare Grenze. Ethnizität und Ökologie in einem Alpental*. Wien u. a. 1995.

23 Hannerz, Ulf: *Flows, Boundaries and Hybrids: Keywords in Transnational Anthropology*. *Transnational Communities Working Paper*, (2000), H.2, 9.

24 Anderson/O’Dowd 1999 (wie Anm. 11), 594.

dem Grenzübertritt selbst zeigt sich uns, was die andere Seite zu bieten hat.²⁵ Menschen überqueren Grenzen aus verschiedensten Gründen – aus Sehnsucht nach Erholung, nach einem besseren Leben, günstigen Einkäufen oder aus beruflichen Motiven. Jedem einzelnen der potentiellen Grenzgänger scheint der Nationalstaat bemüht, je näher man seiner äußeren Begrenzungslinie kommt, seine Sichtbarkeit auf eine Art zu beweisen, die mit Warnhinweisen gleichzusetzen ist: „Letzte Ausfahrt vor Bundesgrenze“, besagt ein Schild kurz vor der Ausfahrt „Frankfurt (Oder)-Mitte“ auf der Autobahn A 12, und wer sich nicht beirren lässt und trotzdem weiterfährt, fühlt sich angesichts des zunehmenden Schilderwaldes, der den Autofahrer auf Geschwindigkeitsbegrenzungen, die unbedingt einzuhaltende richtige Fahrspur und immer wieder auf die Grenze selbst hinweist, auch als unbescholtener Bürger automatisch von einem zunehmenden diffusen Schuldbewusstsein überfallen. Dies geschieht nicht von ungefähr, denn schließlich ist die nationalstaatliche Grenze der Ort, an dem der Nationalstaat seinen Souveränitätsanspruch, und damit seine Macht, bekräftigt.

Der Vorgang des Grenzübertritts selbst ist im Zuge der Nationalstaatsbildung in hohem Maße ritualisiert worden, und in der Tat entstand hier eine ungewöhnliche Möglichkeit zu einer Art „rite de passage des Raumes“.²⁶ Der Politikwissenschaftler Mark B. Salter untersucht mit Bezug auf Arnold van Genneps Studien zu Übergangsriten aus anthropologischer Sichtweise den Grenzübertritt an internationalen Flughäfen, und seine Beobachtungen können ebenso für andere Grenzübergänge gelten.²⁷ Er teilt den Vorgang des Übertritts in drei, klassischen Übergangsritualen entsprechende, Phasen ein: Die präliminale Phase besteht in der Vorbereitung des Probanden, wie die Beantragung eines Visums für das gewünschte Reiseland. In der Grenzkontrolle folgt die liminale Phase, die neutrale Zone, innerhalb derer der Reisende als Bittsteller auftritt und vorübergehend einen Verlust seiner bisherigen Privilegien erleidet. Salter nennt dies den „confessionary complex“. Den Abschluss des Ritus bildet die postliminale Phase, die beispielsweise in der Speicherung der Passdaten und der Integration in das Datensystem besteht. Es liegt also nahe, Grenzschutz

25 Vgl. Marx, Gary T.: Some Conceptual issues in the Study of Borders and Surveillance. In: Zureik, Elia u. Salter, Mark B. (Hrsg.): *Global Surveillance and Policing: Borders, Security, Identity*. Cullompton 2005, 11-35, 21.

26 Löfgren, Orvar: *Leben im Transit? Identitäten und Territorialitäten in historischer Perspektive*. In: *Historische Anthropologie*, 3 (1995), H. 3, 349-363, 358.

27 Gennep, Arnold van: *Übergangsriten*. Frankfurt a. M. u. Paris 1999; Salter, Mark B.: *At the Threshold of Security: A Theory of International Borders*. In: Ders./Zureik 2005 (wie Anm. 25), 36-50.

und Grenzschutzstrategien als „ritualistic performance“²⁸ zu begreifen, deren symbolische Wirkung sowohl für den Grenzgänger, als auch für Außenstehende, nicht zu unterschätzen ist.

Wer diesen Ritus hinter sich gebracht hat, wird mit festiver Tristesse empfangen. Immer zieren Flaggen, häufig ein ‚Willkommen!‘-Schild den Übergang, mitunter komplettieren zwielichtige Wechselstuben und schlecht gelüftete Imbissbuden das Bild, und was an keiner Grenze fehlen darf, ist das Schild, das über die vorgeschriebenen Höchstgeschwindigkeiten informiert. Schließlich sind Grenzübergänge, trotz zumeist augenfälliger Trostlosigkeit, Orte kultureller Inszenierungen. Hier ist der Nationalstaat am sichtbarsten, und er demonstriert offensiv, wer sich auf seinem Territorium zuhause fühlen soll: „Borders are made to draw attention, they constitute a cultural signal system“.²⁹

Doch bleiben wir bei der Grenzkontrolle, der liminalen Phase des Grenzgängers. Nirgendwo sonst innerhalb eines Nationalstaats ist die Unterscheidung der Ankömmlinge in Willkommene und Nicht-Willkommene in diesem Maße geregelt. Die meisten Staaten fürchten mehr das, was hereinkommt, als das, was geht. Hier verläuft die Unterscheidung nicht ausschließlich zwischen ‚Uns‘ und ‚den Anderen‘, sondern wird ergänzt durch die Kategorisierung ‚Gut‘ und ‚Böse‘, die sich nicht ausschließlich an der Staatsbürgerschaft, sondern ebenfalls am Bedrohungspotential des einzelnen Reisenden festmachen lässt. Aufgrund der homogenisierenden Wirkung der *Europäischen Union* und der „Schengener Abkommen“ ähneln sich die Muster der Gut-Böse-Differenzierung zumindest in den europäischen Nationalstaaten in hohem Maße. Sie stellen eine Grundfunktion der Grenze dar, die die Gründungsmythen des Nationalstaats beinhaltet: „Frontiers of states became territorial based codes of obedience in a binary form – one against the other, ones to be protected and ones to be mistrusted, friends and enemies“.³⁰

Die Eintrittskarte in einen Nationalstaat ist das ‚richtige‘ Reisedokument, und diese Form der Kontrolle ist eigentlich eine relativ neue Entwicklung.³¹ Obwohl bereits seit dem 11. Jahrhundert bekannt, waren Pässe bis Mitte des 19. Jahrhunderts in Europa

28 Andreas, Peter: *Border Games: Policing the U.S.-Mexico Divide*. Ithaca 2001, 144.

29 Löfgren 1999 (wie Anm. 12), 1.

30 Bigo 1998 (wie Anm. 10), 149.

31 Vgl. Torpey, John C.: *The Invention of the Passport: Surveillance, Citizenship, and the State*. Cambridge u. New York 2000; O’Byrne, Darren J.: *On Passports and Border Controls*. In: *Annals of Tourism Research*, 28 (2001), H. 2, 399-416.

eine Seltenheit. In Großbritannien war es beispielsweise vor 200 Jahren so äußerst schwierig und teuer, einen Pass zu bekommen, dass viele britische Reisende sich französische oder italienische Pässe beschafften, wenn sie sich auf die beliebte Kulturreise durch Südeuropa machten. Während des 19. Jahrhunderts existierten in Europa keine einheitlichen Pass- oder Visumvorschriften, und extrem bewachte nationale Grenzen wurden weithin als ein Zeichen von Unterentwicklung gedeutet. Erst mit dem Beginn des Ersten Weltkrieges begann die flächendeckende und verpflichtende Einführung von Reisepässen in Westeuropa, so in Großbritannien 1915 und in Schweden 1917. Der Zusammenhang von Gefährdung der nationalen Sicherheit in Form eines Krieges auf der einen Seite und Überwachung und Kontrolle der Bevölkerung in Form von Identitätsnachweisen auf der anderen Seite ist nicht zufällig. Die Einführung des Reisepasses war ein Teil der Nationalisierung der Grenzen. In zunehmendem Maße wurden kulturelle Differenzen zwischen Bevölkerungen verschiedener Staaten als national-kulturelle, und nicht mehr vornehmlich als lokale, regionale oder Klassenunterschiede gewertet; im Sinne des Soziologen Stein Rokkan wurden existierende Konfliktlinien (*cleavages*) im homogenisierenden Nationalstaat aufgefangen und internalisiert.³²

Die Grenzkontrolle erweist sich damit für den Reisenden nicht allein als notwendiges Übel, das in Kauf genommen wird, um von A nach B zu gelangen, sondern als mächtiges Instrument des Nationalstaats, der dem Grenzgänger nicht einfach die Frage nach seiner Zugehörigkeit stellt, sondern sie selbst beantwortet. Die oft postulierte ‚Hybridität‘ einer globalisierten Welt, dieses „wide register of multiple identity, crossover, pick-’n’-mix, boundary-crossing experiences and styles“,³³ hat hier keinen Platz: „At the border inspection station, there is not much room for the ambiguity of the borderlands – cultural or otherwise“.³⁴ In der liminalen Phase der Grenzkontrolle wird dem Reisenden nicht nur sein Reisedokument aus der Hand genommen, sondern er wird für einen kurzen Moment seines Status’ beraubt, den er kurz zuvor noch sicher geglaubt hatte. Seine Klassifizierung als Tourist, Migrant, Bürger oder Krimineller übernimmt der Nationalstaat, den er betritt oder verlässt. Der Grenzübertritt wird damit für den Nationalstaat zum Instrument der Machtdemonstration und für den Reisenden zur existentiellen Frage.

32 Rokkan, Stein: Staat, Nation und Demokratie in Europa. Die Theorie Stein Rokkans. Frankfurt a. M. 2000.

33 Pieterse, Jan Nederveen: Hybridity, so what? The Anti-hybridity Backlash and the Riddles of Recognition. In: Theory, Culture & Society, 18 (2001), H. 2-3, 219-245, 221.

34 Lugo, Alejandro: Theorizing Border Inspections. In: Cultural Dynamics, 12 (2000), H. 3, 353-373, 357.

4. Die Kontamination des *Body Politic*

Eine der wichtigsten symbolischen Funktionen von Grenzen liegt darin begründet, dass sie den Einwohnern eines Territoriums Sicherheit versprechen. Der Mythos über das „Monopol legitimen physischen Zwanges“³⁵ rechtfertigt die Autorität des Staates, auf der dieses Sicherheitsversprechen basiert. Grenzkontrollen signalisieren: Wir (der Staat) sind da, wir kümmern uns darum, dass Euch (der *In-Group*) nichts passieren kann. Insofern sind Grenzkontrollen und der Nationalstaatsgedanke untrennbar verbunden: „Interdiction is the quintessential expression of the national idea; drawing a strict limit around the body politic, it characterizes goods and people arriving at the border as potential contaminants to be kept out or inspected and allowed in under certain conditions“.³⁶ Was passiert jedoch, wenn diese nicht nur materielle, sondern auch gedankliche Begrenzung wegfällt?

In der Nacht vom 20. auf den 21. Dezember 2007 fielen die Grenzkontrollen zwischen Österreich und seinen osteuropäischen Nachbarstaaten im Zuge der Implementierung der „Schengener Abkommen“. Stationäre Grenzkontrollen wurden durch mobile Überwachung und Streifenförmigkeit ersetzt, während die äußeren Grenzen des Schengen-Raumes verstärkt wurden. Der Nationalstaat verliert also auf den ersten Blick mit der Erweiterung der Schengen-Zone die Möglichkeit, Bewegungen in und aus seinem Territorium zu kontrollieren und zu überwachen. In der funktionalistischen Argumentation von Sicherheitspolitikern und -praktikern entsteht durch den Wegfall der Filterfunktion der Grenzkontrollen ein vermeintliches „Sicherheitsdefizit“, das mit entsprechenden „Ausgleichsmaßnahmen“ wieder gutgemacht werden soll.³⁷ Die Funktionen der Grenze werden immer mehr von ihrem territorialen Bezug gelöst, durch Techniken der *Surveillance* und zunehmende Kontrollmöglichkeiten finden Prozesse der Deterritorialisierung und Delokalisierung von Grenzen statt. Um die Frage zu beantworten, welche Auswirkungen Grenzkontrollen beziehungsweise der Wegfall derselben, auf Eigen- und Fremdbilder haben, ist das Konzept vom *Body Politic*, dem Staat als politischem Körper, als ‚Gemein-Wesen‘ im wahrsten Sinne des Wortes, hilfreich. Es ermöglicht uns, den Blick weg von der funktionalistischen Argumentation

35 Weber, Max: *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*. Frankfurt a. M. 2005 (Orig. 1921), 39.

36 Heyman, Josiah McC.: *Why Interdiction? Immigration Control at the United States-Mexico Border*. In: *Regional Studies*, 33 (1999), H. 7, 619-630, 621.

37 Vgl. dazu die Infobroschüre des Bundesministeriums für Inneres: *Schengen neu, ab 21.12.2007: Die Grenzen fallen. Die Freiheit gewinnt. Die Sicherheit bleibt*. Wien 2007. Online unter: http://www.bmi.gv.at/cms/BMI_Service/Folder_Schengen.pdf (Stand 16.7.2010).

zu lenken und stattdessen ansonsten unhinterfragte identitätspolitische Prozesse, die dieser Argumentation zugrundeliegen, in den Blick zu nehmen, indem sich, wie gezeigt wird, die Vorstellung vom politischen Körper nicht allein auf die juristische und vertragstheoretische Komponente reduzieren lässt, sondern die Grundlage für Grenzbeziehungen, für Imaginationen von Eigenem und Fremdem schafft.

Die Metapher vom *Body Politic* leitet sich von der mittelalterlichen Doktrin von den zwei Körpern des Königs ab, nämlich dem natürlichen und dem politischen Körper. Während der natürliche Körper eines natürlichen Todes sterben kann, lebt der politische Körper weiter und geht auf den nächsten natürlichen Königskörper über. Es war auch diese gedankliche Abstraktion, die einen Legitimationstransfer vom König zum Parlament, zum Volk und zur Nation, und damit sogar im Endeffekt eine Tötung des *Body Natural* des Königs durch den *Body Politic* im englischen Bürgerkrieg 1649 und der Französischen Revolution ermöglichte.³⁸ Die Vorstellung vom Gemeinwesen als politischem Körper ist bei Thomas Hobbes' Monstrum Leviathan besonders einflussreich. Sein durch den Gesellschaftsvertrag, der den Urzustand des Krieges aller gegen alle beendet, entstandener Staat verbildlicht die Vorstellung vom alle Mitglieder einer Gesellschaft umfassenden Körper.³⁹

Die Vorstellung eines derart gewendeten Staatsbegriffs als ‚Körper‘ eröffnet die Möglichkeit, den Nationalstaat als durchaus organisches Gemeinwesen zu fassen: Als ein funktionierendes Ensemble unendlich vieler verschiedener Einheiten, die alle ihren Sinn und festen Platz haben, die wie die Rädchen einer Maschine ineinandergreifen und die in der Gemeinschaft am Wohl des großen Ganzen arbeiten. Der Körper ist nicht völlig von der ihn umgebenden Welt abgeschlossen, er ist semipermeabel: Erwünschtes kann Einlass erhalten, und wenn Unerwünschtes den Weg in den Körper findet, so wird dem Eindringling, wenn möglich, kurzer Prozess gemacht – wenn der Eindringling nicht in der Lage ist, durch List, Tücke oder Übermacht die Verteidigungslinien auszuschalten. Der körpereigenen ‚Grenzkontrolle‘ (Haut etc.) kommt also eine entscheidende Funktion bei der Abwehr äußerer Gefahren zu, indem sie das reibungslose Funktionieren innerhalb ihrer Grenzen gewährleisten soll. Den Staat als ‚Körper‘ zu imaginieren, ermöglicht folglich nicht nur die Vorstellung von politischer und sozialer Ordnung, sondern auch vom Zusammenbruch derselben.

38 Vgl. Manow, Philip: Im Schatten des Königs. Die politische Anatomie demokratischer Repräsentation. Frankfurt a. M. 2008.

39 Vgl. Kersting, Wolfgang (Hrsg.): Thomas Hobbes, Leviathan oder Stoff, Form und Gewalt eines kirchlichen und bürgerlichen Staates. Berlin 2008.

Sicherlich sollte die Körper-Staat-Analogie nicht zu weit getrieben werden. Sie ermöglicht es jedoch, den Mechanismus zu erfassen, welche Rolle die Grenzen eines Nationalstaats für seine Bewohner unter den Bedingungen gesellschaftlicher und sozialer Unsicherheit spielen können. Die Vorstellung vom *Body Politic* als eines relativ geschlossenen funktionierenden nationalen Gemeinwesens rahmt das Verständnis vom Eigenen und Fremden. Entsprechend identifiziert sie automatisch diejenigen, die nicht nur nicht dazugehören, sondern die quasi-automatisch aufgrund askriptiver Merkmale eine potentielle Gefahr für den *Body Politic* darstellen. Die Analogie zum ‚gesunden‘ Körper darf dabei in einigen Fällen durchaus wörtlich genommen werden, wobei auch die vermeintlich objektive Gesundheitspolitik alles andere als unpolitisch und unvoreingenommen agiert. So hat die Historikerin Alison Bashford den Zusammenhang von Gesundheit, Einwanderung und *Citizenship* am Beispiel Australiens anschaulich erläutert.⁴⁰ Sie zeigt, wie die Politik der Gesundheitskontrolle und Quarantäne bei der Einreise nicht allein dazu dient, dem Einschleppen von Krankheiten in den Kontinent vorzubeugen, sondern wie die Vermischung von Ansteckungs- und Migrationsdiskursen die Idee einer Kontamination der reinzuhaltenden imaginierten australischen (weißen) Nation, und damit die Identität dieser ‚gesunden‘ und ‚reinen‘ (weil weißen) Nation selbst, reproduziert.

Auch für Deutschland lässt sich spätestens seit dem Ende des 19. Jahrhunderts zeigen, dass die gesundheitspolitische Behandlung von Migranten zu großen Teilen auf einer Politik basierte, die „die Verschärfung der Gesundheitskontrollen zur indirekten Steuerung der Zuwanderung nutzen wollte und dieses Kontrollinstrument mit dem Argument der Einschleppungsgefahr legitimierte“.⁴¹ Umgekehrt übten spezifische Krankheiten einen stigmatisierenden Effekt auf die von ihnen Betroffenen aus, so im Fall der Tuberkulose, die als ‚Gastarbeiter-‘ und ‚Aussiedlerkrankheit‘ qualifiziert wurde. Die Angst vor einer Kontamination durch Bakterien und Viren bezieht sich also nicht allein auf ein Krankheitsrisiko, das sich in erster Linie schichtspezifisch ausdrückt, sondern die Angst wird kulturalisiert; es wird eine explizit äußere Bedrohung ausgemacht, und die Träger der Gefahr werden, wenn wohl auch unwillentlich, zur Gefahr für das ansonsten ‚gesunde‘ Gemeinwesen: „Both the body and the body politic are at risk“.⁴² Entsprechend dient

40 Bashford, Alison: At the Border. Contagion, Immigration, Nation. In: Australian Historical Studies, 33 (2002), H. 120, 344-358.

41 Riecken, Andrea: Migration und Gesundheitspolitik: Flüchtlinge und Vertriebene in Niedersachsen 1945–1953. Göttingen u. Osnabrück 2006, 29. Zum gesundheitlichen Auswahlverfahren von „Gastarbeitern“ vgl. Mattes, Monika: „Gastarbeiterinnen“ in der Bundesrepublik. Anwerbe-, Migration und Geschlecht in den 50er bis 70er Jahren. Frankfurt a. M. 2005.

42 Donnan/Wilson 1999 (wie Anm. 2), 136.

die Vorstellung vom *Body Politic* als funktionierendem staatlichem Gemeinwesen als Vorlage für die Abwehr ‚äußerer‘ Elemente, die innerhalb des Organismus nichts verloren haben oder, noch schlimmer, deren Eindringen ihn schädigen könnte.

Anti-Einwanderungsdiskurse zeichnen dementsprechend ein Bild von Migranten als „unsuitable participants in the body politic and thus codified their exclusion as a noble pursuit necessary to ensure the well-being and survival of the social body“.⁴³ Die negativ dominierte Konstruktion des Migranten als Risiko und schädlichem Fremdkörper ist ohne die Konzeption vom Staat „as a body or a container for the polity“⁴⁴ nicht denkbar. Der französische Politikwissenschaftler Didier Bigo betont die Einbettung der Metapher vom *Body Politic* in den Souveränitätsmythos: „in the need to monitor borders to reassure the integrity of what is ‚inside‘, in the practice of territorial protection, in the technologies of surveillance – [it] creates an image of immigration associated with an outsider coming inside, as a danger to the homogeneity of the state, the society, and the polity“.⁴⁵ Zudem fällt es schwer, wie zahlreiche Autoren gezeigt haben, sich dieser Konzeption völlig zu entziehen. So weist Pierre Bourdieu auf die „lauernde Gefahr [hin], daß wir von einem Staat gedacht werden, den wir zu denken meinen“.⁴⁶ Die Idee vom Nationalstaat als einem quasi Herder’schen Kulturraum hat sich im Zuge von Nationalisierung und weitgehender Homogenisierung der Staatsgebiete in Europa bis in weite Teile der Bevölkerungen und politischen Klassen durchgesetzt. Damit einher geht die Vorstellung von einer vorgeblichen und weit reichenden Unvereinbarkeit von Kulturen, wobei Kultur im populären Diskurs im Unterschied zu anthropologisch-kulturwissenschaftlichen Ansätzen als etwas Statisches, Ewiges und Unveränderbares begriffen wird, das eine Person ‚hat‘ (oder auch nicht).

Der britische Migrationsforscher Ralph Grillo analysiert die allgegenwärtige Konjunktur des Faktors ‚Kultur‘ und die Rede über die kulturellen Unterschiede unter dem Stichwort des Kulturessentialismus: „By ‚cultural essentialism‘ I mean a system of belief grounded in a conception of human beings as ‚cultural‘ (and under certain conditions

43 Inda, Jonathan Xavier: The Value of Immigrant Life. In: Segura, Denise A. u. Zavella, Patricia (Hrsg.): Women and Migration in the U.S.-Mexico Borderlands. A Reader. Durham 2007, 134-157, 139 f.

44 Bigo, Didier: Security and Immigration: Toward a Critique of the Governmentality of Unease. In: Alternatives, 27 (2002), Special Issue, 63-92, 65.

45 Bigo 2002 (wie Anm. 44), 67.

46 Vgl. Bourdieu, Pierre: Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Frankfurt a. M. 1998, 93; Abrams, Philip: Notes on the Difficulty of Studying the State (1977). In: Journal of Historical Sociology, 1 (1988), H. 1, 58-89.

territorial and national) subjects, i. e. bearers of a culture, located within a boundaried world, which defines them and differentiates them from others“.⁴⁷ Der allgegenwärtige Bezug auf jeweils ‚eigene Kulturen‘ geschieht unter Hinzuziehung eines Kulturbegriffes, den die Kulturanthropologie und verwandte Fächer zwar selbst in die Welt gesetzt, jedoch bereits seit langem hinter sich gelassen haben: „Culture is loose on the streets“.⁴⁸ Die Zunahme dieses „Kultursprechs“, so Grillo, gehe einher mit einer zunehmenden *Cultural Anxiety*, „concern about cultural identity and loss“.⁴⁹ Diese Angst vor dem Verlust der eigenen Identität und Kultur beruhe wiederum auf der Vorstellung, jede Person sei ‚Träger‘ und durchdrungen von einer eigenen Kultur, die sich von anderen klar abgegrenzten Kulturen unterscheide.

Wichtiger Wegbereiter dieser essentialistischen Kulturkonzeption von der Unvereinbarkeit festgeschriebener ‚Kulturen‘ war unter anderem Samuel Huntingtons überaus einflussreiches Buch vom „Kampf der Kulturen“.⁵⁰ Von der *Scientific Community* in weiten Teilen harsch kritisiert, haben der revisionistische Kulturbegriff des Buches und die binäre Codierung von ‚Kulturen‘ in politisch konservativen Zirkeln regelrecht eingeschlagen und dienen als Handlungsanleitung, beziehungsweise Rechtfertigung für die Gegenüberstellung des „Westens“ und der „islamischen Welt“. *Cultural Anxiety* ist sozusagen die Angst vor einer *kulturellen* Kontamination, vor ‚dem Anderen‘, das ansonsten sicher hinter der Grenze verstaubt ist, jedoch plötzlich und ungebeten herüberkommt und sich breit macht. Grenzen, mentale *Boundaries* wie institutionalisierte *Borders*, und damit komme ich wieder zum eigentlichen Thema zurück, sind also der Dreh- und Angelpunkt dieser kulturalistischen Argumentation und Imagination.

5. Grenzenlose Kontrollen?

Die Konzeption vom *Body Politic* als semipermeablem, jedoch größtenteils in sich geschlossenem Gemeinwesen impliziert also, dass „Immigration control has become analogous with enemy infiltration, against which we have to be protected by system-

47 Grillo, Ralph D.: Cultural Essentialism and Cultural Anxiety. In: *Anthropological Theory*, 3 (2003), H. 2, 157-173, 158.

48 Unni Wikan, zit. n. Grillo 2003 (wie Anm. 47), 157.

49 Grillo 2003 (wie Anm. 47), 166.

50 Huntington, Samuel P.: *Kampf der Kulturen: die Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert*. München u. Wien 1996.

atic control at frontiers, by a sort of electronic Maginot line“.⁵¹ Mit dem Wegfall der Grenzkontrollen im Zuge der Erweiterung des Schengen-Raumes steht die symbolische Funktion der Grenze als Schutz vor Bedrohungen und Gefahren auf dem Prüfstand.

5.1 Die Grenze zum Osten

Obwohl sich wohl die wenigsten Bewohner eines Landes tatsächlich mit der Effizienz stationärer Grenzkontrollen im Verhältnis zu anderen Überwachungsstrategien beschäftigt haben, wiegt der Verlust des vorgestellten Schutzwalls schwer. Dass es sich bei dem Abbau um Grenzkontrollen zu den ehemals staatssozialistischen Nachbarstaaten handelt, verleiht dem Ganzen eine eigene Brisanz, denn es ist kein Zufall, dass sich die Befürchtungen auf die östlichen Grenzen konzentrieren.⁵² Zwar „geht im Osten die Sonne auf“, jedoch sind die Vorzeichen der östlichen Charakteristika meist negativ. Die Ost-West-Differenz war stets von einer Vorstellung der östlichen Grenze Europas als *Frontier* gekennzeichnet, und ‚der Andere‘, dem man sich in Westeuropa überlegen fühlen konnte, umfasste Russland und das Konstrukt Osteuropa.⁵³ Geprägt von einer „Ostblock“-Rhetorik, zeitigt diese Differenzierung aus gegenwärtiger westeuropäischer Sicht die Vorstellung eines Wohlstandsgefälles, das nicht durch ausgleichende Fröhlichkeit, wie im Fall des kulturellen Südens, überdeckt wird. Armut, Plattenbauten, schlechtes Wetter, fettiges Essen, allgegenwärtige Tristesse, schwermütige Musik und Literatur sowie Fellmützen prägen ‚den Osten‘, auch wenn die Bedrohung des Kommunismus mittlerweile weggefallen ist. Während ‚der Süden‘ mit allerlei Verzückung lockt, ist ‚Osten‘ ein Merkmal, das sich kaum jemand freiwillig ans Revers heften möchte.⁵⁴ Für Österreich kommen als prägendes Moment noch die geopolitische Lage und historische Nähe hinzu: Österreichs Funktion und Selbstbild als germanisches

51 Bigo 1998 (wie Anm. 10), 154.

52 Ironischerweise hat Österreich selbst die Erfahrung gemacht, als Sicherheitsrisiko tituliert zu werden. So hat insbesondere Bayern vor Österreichs Schengen-Beitritt im Jahr 1997 lautstark dessen Schengen-Reife angezweifelt und Ängste geschürt, Österreich sei nicht in der Lage, seine Grenzen, und damit die Schengen-Außengrenze, hinreichend zu sichern und stelle damit eine Gefährdung des gesamten Schengen-Raumes dar.

53 Eder, Klaus: Europe's Borders: The Narrative Construction of the Boundaries of Europe. In: *European Journal of Social Theory*, 9 (2006), H. 2, 255-271, 264; Wolff, Larry: *Inventing Eastern Europe: The Map of Civilization on the Mind of the Enlightenment*. Stanford 1994.

54 Vgl. Bakić-Hayden, Milica: Nesting Orientalisms: The Case of Former Yugoslavia. In: *Slavic Review*, 54 (1995), H. 4, 917-931.

Bollwerk gegen alles Orientalische ist als „Frontier Myth of Orientalism“⁵⁵ tief in der österreichischen Alltagskultur verwurzelt und übt signifikanten Einfluss auf politische Kampagnen, Meinungen und Entscheidungen aus, wie auch an den folgenden Ausschnitten der österreichischen Boulevardpresse zu sehen sein wird.

5.2 Die österreichische Boulevardpresse und der Wegfall der Grenzkontrollen

Bereits am Tag eins des Wegfalls der Grenzkontrollen hält Kolumnist Herr Strudl in der „Kronen Zeitung“ ein passendes Wortspiel bereit, das eine klare Verknüpfung von Grenzöffnung, Kriminalität und Migration aus Osteuropa vornimmt: „Die Öffnung der Schengen-Grenzen is für die Ostbanden a feines Christkindl, für uns aber a schöne Bescherung!“⁵⁶ Franz Weinpolder aus Wien, Leserbriefschreiber der „Kronen Zeitung“, legt am ersten Weihnachtsfeiertag, etwas ausführlicher, nach:

„Alle Jahre wieder ... kommt das Christuskind, auf die Erde nieder, wo wir Menschen sind. / Heuer aber kommt es nicht mehr ganz allein, denn es kommen Räuber auch noch mit herein. / Kurz noch vor dem Christfest heißt es: Grenzen auf!, und die Kriminellen freuen sich schon drauf. / Und in diesem Sinne wünschen wir uns fest: Liebe Räuber raubt uns nicht den letzten Rest! / Und am Ende sei besonders noch geehrt, wer uns diese Weihnacht heuer hat beschert: / Gusi und Konsorten haben das gemacht, diese große Freude uns damit gebracht. / Doch das allerschönste, was es heuer gab, war die Unterwerfung mit Reformvertrag. / Und somit, du liebe Koalition wünschen wir zum Feste: Scher dich bald davon!“⁵⁷

Der Bezug auf Osteuropa ist nicht explizit, jedoch ist durch die Verknüpfung von offenen Grenzen nach Osten und Kriminalität offensichtlich, dass es sich hierbei um ein äußeres Problem handelt, das zudem von der EU-freundlichen Regierung verschuldet wurde.⁵⁸

55 Gingrich, Andre: Frontier Myths of Orientalism: The Muslim World in Public and Popular Cultures of Central Europe. In: Baskar, Bojan u. Brumen, Borut (Hrsg.): MESS: Mediterranean Ethnological Summer School Piran/Pirano Slovenia 1996. Ljubljana 1998, 99-127.

56 Herr Strudl [= Konwallin, Andreas]: Kolumne. In: Kronen Zeitung, 21.12.2007, 2.

57 Weinpolder, Franz: Leserbrief: In: Kronen Zeitung, 25.12.2007, 32.

58 Zu Euroskeptizismus in Österreich vgl. Pelinka, Anton: Austrian Euroscepticism: The Shift from the Left to the Right. In: Harmsen, Robert u. Spiering, Menno (Hrsg.): Euroscepticism. Party Politics, National Identity and European Integration. Amsterdam u. New York 2005, 207-224.

Leserbriefschreiber Dip. Ing. Peter Kisser aus Wien beobachtet wenige Monate später, wiederum in der „Kronen Zeitung“, sogar einen

„Notstand durch kriminelle Ostbanden! Täglich liest man, was kriminelle Ostbanden in Österreich für ein Unwesen treiben: Einbrüche, Überfälle, Bankraube. Es ist nicht übertrieben, von einem nationalen Notstand zu sprechen. Und ein Notstand erfordert wirkungsvolle Maßnahmen, und zwar, um die Verbrecher erst gar nicht ins Land zu lassen bzw. sie am Verlassen mit der Beute zu hindern. Die notwendige Maßnahme ist, das Schengenabkommen bezüglich der Nachbarstaaten Tschechien, Slowakei, Ungarn und Slowenien aufzuheben und eine rigorose Grenzkontrolle einzuführen. Dann werden schlagartig die Verbrechen durch ausländische Täter zurückgehen.“⁵⁹

Die Forderung nach einer Wiedereinführung von Grenzkontrollen als Allheilmittel gegen die durch den Abbau der Grenzkontrollen verursachte Unsicherheit und das Gefühl der Bedrohung des *Body Politic* durch ‚äußere Gefahren‘ zieht sich durch Berichterstattung und die Leserbriefe der Boulevardpresse seit dem Abbau des ersten Schlagbaums und ist, so scheint es, noch lange nicht verstummt. Dieter Raidl aus Stiefen/Kamp betont in seinem Leserbrief in der „Krone“ im Januar dieses Jahres explizit den *Frontier*-Charakter Österreichs:

„Österreich ist das letzte Grenzbollwerk gegen den ehemaligen Osten. Gerade aus dem ehemaligen Ostblock kommen all diese Verbrecher. [...] Also nochmals, her mit den Grenzkontrollen zu unser aller Sicherheit. Wir Einwohner von Österreich haben das Recht, wieder friedlich schlafen zu können, ohne Angst vor Einbrechern, Dieben und Beinahe-Polizistenmördern zu haben.“⁶⁰

In der Tat können die Mitgliedsstaaten sich in besonderen Fällen, wie es während des G8-Gipfels 2007 in Deutschland an der deutsch-französischen Grenze oder bei der Fußballeuropameisterschaft 2008 in Österreich der Fall war, oder Großdemonstrationen, wenn die öffentliche Ordnung oder die nationale Sicherheit gefährdet scheinen, dazu entschließen, die Grenzkontrollen temporär wieder aufzunehmen. Dies erfolgt unter Anwendung von Art. 2 (2) des „Schengener Durchführungsübereinkommens“:

„Wenn die öffentliche Ordnung oder die nationale Sicherheit es indessen erfordern, kann eine Vertragspartei nach Konsultation der anderen Vertragsparteien beschließen, daß für einen begrenzten Zeitraum an den Binnengrenzen den Umständen entsprechende Kontrollen durchgeführt werden. Verlangen die öffentliche Ordnung oder die

59 Kisser, Peter: Leserbrief. In: Kronen Zeitung, 3.4.2008, 29.

60 Raidl, Dieter: Leserbrief. In: Kronen Zeitung, 27.1.2010, 23.

nationale Sicherheit ein sofortiges Handeln, so ergreift die betroffene Vertragspartei die erforderlichen Maßnahmen und unterrichtet darüber möglichst frühzeitig die anderen Vertragsparteien.“⁶¹

Die temporäre Wiedereinführung von Grenzkontrollen wird von polizeilichen und sicherheitspolitischen Experten jedoch nicht als zielführend für die Bekämpfung grenzüberschreitender Kriminalität betrachtet. Zwar würden Verbringungen und Schleusungen nach dem Zufallsprinzip erfasst, schwerwiegendere Formen, wie Terrorismus und Organisierte Kriminalität, ließen sich jedoch durch die altmodische Grenzkontrolle kaum bekämpfen. Einige Autoren sind der Meinung, dass Grenzkontrollen in der Praxis vor allem Drittstaatenangehörige mit legalem Aufenthaltsstatus in einem anderen Mitgliedstaat in ihrer Reisetätigkeit behinderten.⁶² Ein solcher Diskurs hat mit der tatsächlichen Effizienz von Grenzkontrollen wenig gemein. Apologeten von Grenzkontrollen suggerieren, eine Rückkehr zu geschlossenen Grenzen verhindere automatisch nicht nur Drogen, Einbrüche, Vergewaltigungen und Autodiebstähle, sondern auch die diskursiv mit Migration verknüpften Probleme, wie Arbeitslosigkeit und Sozialstaatsabbau, verschwinden mit einem Mal. All diese Dinge werden als ‚äußere‘ Phänomene dargestellt, oder als Phänomene, die erst im Zusammenhang mit dem Eindringen einer äußeren Bedrohung quasi eingeschleppt werden (wie die eingangs erwähnten Käfer).

Grenzkontrollen sind jedoch nicht das einzige Mittel gegen unerwünschte Eindringlinge. Die kostenlose Tageszeitung „Heute“ beruft sich auf eine selbst durchgeführte „Umfrage zur Sicherheitskrise“ unter der Fragestellung: „Wie kann man unser Land besser vor Kriminellen schützen?“ Dass es sich in der Tat um ein äußeres Problem für Österreich handelt, zeigt der Titel: „Schärfere Kontrollen an den Ost-Grenzen! [...] 58 % fordern härteren Grenzschutz“. Momentan, so der zugehörige Artikel, sei jedoch „eher das Gegenteil zu beobachten, dürfen zum Beispiel Serben visafrei ein-

61 Übereinkommen zur Durchführung des Übereinkommens von Schengen vom 14. Juni 1985 zwischen den Regierungen der Staaten der Benelux-Wirtschaftsunion, der Bundesrepublik Deutschland und der Französischen Republik betreffend den schrittweisen Abbau der Kontrollen an den gemeinsamen Grenzen vom 19. Juni 1990 einschließlich der Erklärungen zur Nacheile gem. Art. 41 Abs. 9 des Übereinkommens. BGBl. II 1993, 1013 ff.

62 Atger, Anais Faure: The Abolition of Internal Border Checks in an Enlarged Schengen Area: Freedom of Movement or a Scattered Web of Security Checks? In: CHALLENGE papers, (2008), H. 8, 6. Ausführlich zur Wiedereinsetzung von Grenzkontrollen vgl. Groenendijk, Kees: Reinstatement of Controls at the Internal Borders of Europe: Why and Against Whom? In: European Law Journal, 10 (2004), H. 2, 150-170.

reisen“.⁶³ An dieser Stelle findet eine pauschale Verurteilung einer gesamten Bevölkerungsgruppe statt, die zudem in keiner Weise mit eventuellen Belegen untermauert wird. Die gleiche Zeitung hatte bereits am 15. Jänner 2010 auf dem Titelblatt kriegsähnliche Zustände heraufbeschworen: „Experte: Ost-Mafia bedroht Österreich. Internationale Top-Fahnder warnen vor Banden in unseren Nachbarländern. Tausende Kriminelle warten nur noch auf den ‚Marschbefehl‘“.⁶⁴

Kommuniziert wird das Bild einer Armee osteuropäischer Einbrecher, die generalstabsmäßig eine Invasion vorbereitet, der Österreich ohne Grenzkontrollen schutzlos ausgeliefert ist. In der gleichen Ausgabe wird jedoch mit dem Hinweis auf die kulturelle Andersartigkeit der „Ostbanden“ vorübergehende Entwarnung gegeben: „Ost-Banden sind auf Urlaub: Weniger Einbrüche in Wien!“ „Heute“ hat nämlich auch herausgefunden, dass die Kriminellen auf „Heimaturlaub [sind], um das orthodoxe Weihnachtsfest zu feiern“.⁶⁵

Wohl wenige vermögen es jedoch, die Verknüpfung von Migration, Kriminalität und Sozialstaat auf der einen Seite und guten, wehrhaften Österreichern auf der anderen Seite so zu fassen wie „Krone“-Kolumnist Wolf Martin, der uns in der Rubrik „In den Wind gereimt ...“ folgendes Gedicht schenkt, dem wahrlich nichts mehr hinzuzufügen ist:

„Also denken die bekannten / sogenannten Asylanten: / ‚Von Italien bis Polen / ist für uns nicht viel zu holen. / Durchgewunken sind wir gleich. / Unser Ziel ist Österreich! / Dort gibt es die meiste Beute / und so viele gute Leute. / Schlampert ist die Politik. / Dort mach unsereins sein Glück.‘ / Wenn die Leute an den Spitzen / schon auf ihren Ohren sitzen, / muss sich wehren halt der Bürger / gegen seines Wohlstands Würger.“⁶⁶

6. Schlussbemerkungen

Im Frühjahr 2010 erfindet das *Innenministerium* die „Sonderkommission (SOKO) Ost“, deren Fokus bereits im Namen erkennbar ist. Innenministerin Maria Fekter „will die Mafia-Köpfe jetzt alle zerschlagen“ und beabsichtigt mit dieser Maßnahme,

63 Lattinger, Peter: Mehrheit der HEUTE-Leser will schärfere Kontrollen an Grenze. In: Heute, 21.1.2010, 5.

64 Heute, 15.1.2010. 1.

65 N. N.: Ost-Banden sind auf Urlaub: Weniger Einbrüche in Wien! In: Heute, 15.1.2010, 13.

66 Martin, Wolf: In den Wind gereimt ... In: Kronen Zeitung, 24.1.2010, 2.

„den Kriminellen keine Luft zum Atmen mehr [zu] lassen“.⁶⁷ Außer spektakulären Hubschraubereinsätzen und durch Straßensperren verursachtes Verkehrschaos kann die „SOKO Ost“ jedoch keine nennenswerten Erfolge vorweisen. Die – mittlerweile wieder aufgelöste – Sonderkommission wurde von Sicherheitspraktikern der Polizei unter vorgehaltener Hand zudem als Ressourcenverschwendung betrachtet, die außer der Beruhigung des subjektiven Sicherheitsgefühls der Bevölkerung keinerlei Nutzen habe.⁶⁸ Das Gleiche gilt für den verfassungsrechtlich umstrittenen, jedoch durchaus öffentlichkeitswirksamen Assistenzeinsatz des österreichischen Bundesheeres an den Grenzen zu Ungarn und der Slowakei, der unter anderem das Burgenland auch weiterhin zum „Sicherfühlland“ (Landeshauptmann Hans Niessl im Wahlkampf 2010) machen soll.

Der Diskurs in den Medien sowie die öffentlichkeitswirksamen Aktionen sicherheitsinteressierter Politiker sagen weniger etwas über die Möglichkeiten des Staates aus, Kriminalität tatsächlich an der Grenze abzufangen, noch geben sie ein adäquates Bild dessen wieder, in welchem Ausmaß grenzüberschreitende Kriminalität existiert und inwiefern sie Leben und Wohlbefinden der Bevölkerung beeinträchtigt. Schließlich lassen sich Bewegungen über Grenzen hinweg nur bedingt von Grenzkontrollen aufhalten. Die Welt wird mobiler; nicht allein die vier Freiheiten der Europäischen Union – also der freie Verkehr von Personen, Waren, Dienstleistungen und Kapital – sorgen für Durchlässigkeit und zunehmende Irrelevanz nationalstaatlicher Grenzen in bestimmten Bereichen des sozialen Lebens, sondern auch Migration (erlaubte wie unerlaubte), Tourismus und andere Formen transnationaler Mobilität untergraben klassische Konzeptionen der Regierungsfähigkeit des Staates. Wenn Politiker und Boulevardmedien von strengen Kontrollen, einer harten Hand und effektiven Ausgleichsmaßnahmen sprechen, dann erzeugen sie damit die Illusion, dass eine effektive Kontrolle von Grenzen und Bewegungen über diese Grenzen hinweg tatsächlich möglich ist, und sie bestärken den Mythos vom souveränen Nationalstaat und der ‚Reinhaltung‘ einer imaginierten Sicherheitsgemeinschaft von unerwünschten ‚äußeren‘ Eindringlingen. Grenzkontrollen sind ein zentrales Element dieses Diskurses, das nicht allein funktionalistisch auf den sicherheitspolitischen Aspekt hin betrachtet werden darf, sondern vielmehr bezüglich ihrer symbolischen Wirkung: „Border control efforts are not only *actions* (a means to a stated instrumental end) but also *gestures* that communicate meaning“.⁶⁹ Und dies gilt selbst dann, wenn überhaupt keine Grenzkontrollen vorhanden sind.

67 Daniel, Isabelle: Fekter: „Ich will die Mafia-Köpfe jetzt alle zerschlagen“. In: Österreich, 21.3.2010, 5.

68 Informelle Gespräche mit Bediensteten des Landespolizeikommandos Wien 2009 und 2010.

69 Andreas 2001 (wie Anm. 28), 11.

Schützen wir die Polizei¹

Georg Kreisler

Wir hab'n den Tierschutzverein, wir hab'n den Kinderschutz,
wir hab'n den Rentnerschutzverein, und der ist gar nichts nutz.
Wir haben außerdem den Mutterfreudenschutzverband
und einen Schutzverband fürs teure Vaterland.
Wir hab'n den Denkmalschutz, wir haben auch den Jugendschutz,
und einen Schutzverband, der schützen soll vor Schund und Schmutz.
Doch es gibt etwas, was man überhaupt nicht schützt.
Ich möchte hoffen, daß man mich da unterstützt:

Schützen wir die Polizei
vor Verdruß und Schererei!
Wenn ein Räuber überrascht wird und das Weglaufen vergißt,
ja, wer schützt den Polizist? Ja, wer schützt den Polizist?
Oder sag'n wir: Ein Student
geht spazieren vorm Parlament.
Ja, was denkt sich der dabei?
Schützen wir die Polizei!

Denn für Studenten haben wir ja sowieso nie Platz.
Die soll'n doch erst was lernen, vorher sind sie für die Katz'.
Und wenn sie protestieren, wer beschützt die Polizei?
Was ist schon ein Revolver und ein Knüppel oder zwei?
Statt der Funkstreifenwagen Panzer!
Wer drin sitzt, kann zwar nichts seh'n,
doch es kann ihm nichts gescheh'n.

¹ Aus: Kreisler, Georg: Notenbände, Bd. 3. Dinslaken 1999. Mit freundlicher Genehmigung von Georg Kreisler.

Außerdem an jeder Ecke zwei Kanonen für die Leut´.
Sie werd´n seh´n, wie sich Ihr Schutzmann drüber freut.
Drauf und dran! Geh´n wir´s an!
Schütztet jeden Mann!

Schützen wir die Polizei!
Sie wär längst schon an der Reih´.
Manchmal läßt sie sich bestechen, und ich weiß ja, das ist trist,
doch wer schützt den Polizist? Ja, wer schützt den Polizist?
Und wer schützt ihn vor dem Schmerz,
wenn er pfeift und keiner hört´s?
Oh, wir schützen jedes Tier, schützen Steuerhinterzieh´r,
schützen Volkdemokratien, schützen Schützenkompanien.
Jeden Tag sind wir beim Schützen frisch dabei,
schütztet auch die Polizei!

„Hässliche Flecken am Herz der Alpen“ Graffiti und seine Gegner in der „Weltstadt“¹ Innsbruck

Alexandra Bröckl

„Wir machn die Kunst die kana von eich sieht
Ihr stehts direkt davor und kriegts es gar net mit,
Rund uman Globus sein Phantome aktiv
Die Züge werden putzt und die Wände werden putzt“²

In Bezug auf Sauberkeit, Ordnung und Sicherheit in der Stadt scheint mir der Diskurs rund um Graffiti spannend wie kein anderer. So oft Graffiti in der Stadt auftaucht, so oft gibt es seine Gegner und Befürworter, seine Akteure, Beobachter, Bewunderer genau so wie jene, die für Graffiti wenig bis gar nichts übrig haben. Geht es um Graffiti in der Stadt, wird oft von Verschandelung und Vandalismus gesprochen und es werden Bilder von Gettoisierung und Verrohung der Gesellschaft strapaziert. Bei Graffiti handelt es sich, so die Überzeugung seiner Gegner, zudem um ein Verbrechen an der Gesellschaft, denn die Entfernung der Schmierereien kostet Privatmenschen oder Steuerzahler viel Geld. Parallel dazu gibt es jedoch auch (immer mehr) Sympathisanten, die die vielen Zeichen, Grafiken und Schriftzüge in der Stadt durchaus als Verschönerung oder auch als (kulturelle) Bereicherung verstehen. Viele erfreuen sich an der Buntheit der *pieces*, der Originalität der *tags*, an der Tiefgründigkeit und dem Witz der *stencils*.

- 1 Innsbruck sollte vor einigen Jahren, nach den Plänen der damaligen Bürgermeisterin, zur „Europäischen Kulturhauptstadt“ gewählt werden. Gleich nach der Ankündigung der Bewerbung hagelte es Proteste von allen Seiten, vor allem von den Kulturschaffenden. Diese empfanden es als lächerlich, dass sich Innsbruck – das sich bis dato immer als Sportstadt begriffen hatte – so etwas zutraute und nun quasi auf Bestellung „Kulturhauptstadt“ und somit irgendwie auch „Weltstadt“ werden wollte. Die Stadt hat ihre Bewerbung schließlich zurückgezogen. Das Weltstadt-Image wurde von offizieller Seite dennoch propagiert – etwa bei der Eröffnung der „Rathausgalerien“, einem dem Innsbrucker Rathaus angeschlossenen Shoppingcenter, mit dem Werbeslogan: „Innsbruck wird Weltstadt“; vgl. Innsbruck. Die Landeshauptstadt informiert, 9a (2002), Sondernummer, 19. Online unter: <http://innsbruck.at/io30/download/Dokumente/Content/Medienservice/Innsbruck%20Informiert/RATHAUSSONDERHEFT.PDF?disposition=attachment> (Stand: 19.4.2010).
- 2 Lyrics aus dem Song „Grafflove“ des österreichischen Musikers Skero. Auf: Ders.: Memoiren eines Riesen. Tonträger Records 2009.

Im Folgenden gebe ich einen Einblick in den Diskurs rund um Sauberkeit, Ordnung, Sicherheit (SOS) und Graffiti in Innsbruck. Denn Innsbruck ist in puncto Graffiti mittlerweile eine lebendige Stadt geworden, in der immer vielfältigere und sich ständig vermehrende Zeichen und Schriftzüge jeglicher Art auftauchen. Diese Entwicklung hat wiederum viele Diskussionen zwischen Befürwortern und Gegnern ausgelöst. Anhand von Zeitungsartikeln und Interviews soll ein Ausschnitt der Diskussionen rund um dieses Thema nachgezeichnet sowie ein Eindruck von der lokalen Szene gegeben werden. Der Blick, der hier nachgezeichnet wird, ist ein fragmentarischer und spezifischer – er erhebt besonders in Bezug auf die Geschichte von Graffiti in Innsbruck keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Die Graffiti-Szene in dieser Stadt hat mittlerweile eine ereignisreiche Geschichte und die Diskussionen darüber gehen über die von mir herangezogenen Zeitungsartikel hinaus.³

Zur Herangehensweise

Um sich dem Feld Graffiti in Innsbruck unter Berücksichtigung des Diskurses rund um SOS zu nähern, gilt es zu Beginn, sich einige methodologische Fragen zu stellen. Wie kann sich die Forscherin informieren, wie findet sie einen Zugang zum Feld? Welche Quellen können herangezogen werden? Sind Interviews möglich, und wenn ja, wie finden sich die InterviewpartnerInnen? Wie soll mit dem Faktor Illegalität umgegangen werden und welches Hindernis könnte er darstellen? Welche Haltung hat die Forscherin selbst zu dem Thema und welche nimmt sie gegenüber potentiellen InterviewpartnerInnen ein? Ist es möglich, sich – bezogen auf das Forschungsfeld Graffiti – „in einen Gegenstand hinein[zu]begeben, [...] dieses Thema, diesen Gegenstand auf Zeit zu leben“,⁴ wie es Rolf Lindner in seinem Aufsatz „Vom Wesen der Kulturanalyse“ nahelegt?

Einige erste Schritte wurden bereits unternommen. Mittels Zeitungsartikel, Internetrecherche, verschiedener Publikationen sowie einiger Interviews konnte ein fragmentarischer Blick auf die Innsbrucker Graffiti-Szene erhascht werden. Die

3 Die Graffiti-Szene in Innsbruck und Tirol war schon mehrfach Thema wissenschaftlicher Arbeiten – etwa in der Europäischen Ethnologie: Geisler, Wolfgang: Graffiti in Innsbruck. Typologie und volkskundliche Bedeutung. Innsbruck (Diplomarbeit) 1994; weiters: Kofler, Astrid u. Peterlini, Karl Hans: Graffiti in Tirol. Brixen 2000; Schaefer-Wiery, Susanne u. Siegl, Norbert: Graffiti-Dokumentation. Teil 1: Städte und Länder. Wien 2001.

4 Lindner, Rolf: Vom Wesen der Kulturanalyse. In: Zeitschrift für Volkskunde, 99 (2003), H. 2, 177-188, 186.

Theoriebezüge werden sich maßgeblich auf den eben genannten Text Rolf Lindners „Vom Wesen der Kulturanalyse“ beziehen, der in dieser Hinsicht interessante Ansätze liefert.

Zum Begriff Graffiti

Der Begriff *Graffiti* wird sich in dieser Abhandlung vor allem auf das gemeinhin als *American Graffiti* bekannte Phänomen beziehen, also jene Form von Botschaften, Signaturen oder Namen, die ihren Ursprung in der Graffiti-Bewegung im New York der 1970er-Jahre hat,⁵ das heißt, ich werde mich vor allem auf *pieces*⁶ und *tags*⁷ konzentrieren. In Innsbruck gibt es mittlerweile natürlich auch eine große Vielfalt an *stencils*⁸ und *wallpapers*,⁹ deren Kreateure stammen jedoch zumeist nicht aus der Sprüher-Szene. Auch in den Interviews mit zwei Sprüherern in Innsbruck bestätigte sich der Eindruck, dass sich diese Techniken von Graffiti zumindest auf der Akteursebene nicht vermischen. Was alle diese Formen jedoch – vom *tag* zum *wallpaper* – vereint, ist das ungefragte Hinterlassen von Botschaften und Zeichen mittels Sprühdosen, Stiften und Markern auf Wänden, Zügen, Schaufenstern, Straßenschildern und so weiter. Sei es nun der eigene Name, eine politische Botschaft oder eine scheinbar inhaltslose Kritzelei. In allen Varianten geht es darum, etwas in den öffentlichen Raum zu setzen, etwas zu hinterlassen, einmal mit einem ästhetischen, einmal mit einem persönlichen oder auch mit inhaltlichem Anspruch.

5 Vgl. Baudrillard, Jean: *Kool Killer oder Der Aufstand der Zeichen*. Berlin 1978 (Orig. 1975), 19-39.

6 *Pieces* sind aufwändig gestaltete Schriftzüge auf Wänden oder Zügen. Dabei werden fast ausschließlich Sprühdosen verwendet.

7 *Tags* sind weniger aufwändig gestaltet als *pieces*, dafür dienen sie vor allem der Verbreitung des Namens des Sprayers. Auch hier ist jedoch die Gestaltung des Schriftzugs nicht weniger wichtig. Als Gestaltungsmittel werden hauptsächlich Sprühdosen oder Textmarker verwendet.

8 *Stencils* sind erst in den letzten Jahren vermehrt aufgetaucht und werden meist der *Street-Art* zugeordnet. Das Motiv wird in eine Schablone geschnitten und anschließend aufgesprüht. Das Auftragen wird somit erleichtert, das *stencil* ist beliebig reproduzierbar. Durch das Vorabproduzieren können komplexere Grafiken und/oder Schriftzüge gefertigt werden.

9 *Wallpapers* sind die neueste Erscheinung in diesem Bereich und werden, so wie *stencils*, als *Street-Art* bezeichnet. Dabei werden Motive vorproduziert und mit Leim oder anderem Klebemittel an Wänden oder Ähnlichem angebracht; teilweise sind die Grafiken sehr aufwändig gestaltet. Um dem Ablösen eines *wallpapers* vorzubeugen, wird das Papier nach dem Auftragen oft noch mehrmals eingeschnitten.

Eine umfangreiche Kategorisierung von Graffiti, wie sie der Wiener Psychologe und Graffiti-Forscher Norbert Siegl betreibt, erscheint mir gerade nach dem kurzen Einblick in die Graffiti-Szene wenig sinnvoll. Zu verschieden sind die Motivationen und Vorlieben der unterschiedlichen Akteure. Und auch meine beiden Interview-Partner aus der Innsbrucker Szene bestätigten mich in der Meinung, dass es heute, vierzig Jahre nach dem Entstehen der *American Graffiti* in den New Yorker Unterschichten, weder den typischen, gar aus einem bestimmten Milieu kommenden Sprayer gebe, noch alle aus den gleichen Motivationen heraus agierten. Ist es für den einen der Nervenkitzel des Illegalen, so kann es für den anderen die Liebe zu Typografie und zu Design sein. Gleichzeitig werden im Feld, in Zeitungsartikeln und anderen Äußerungen über Graffiti, die verschiedenen Varianten – von Graffiti über Street Art – fast immer unter dem Begriff *Graffiti* beziehungsweise *Street-Art* und/oder ‚Schmierereien‘ und ‚Vandalismus‘ subsumiert. Dies lässt eine ausdifferenzierende und kategorisierende Untersuchung nach konkreter Auftragungsmethode oder nach Inhalten fragwürdig erscheinen. Viel interessanter erscheint mir hingegen, wie die im konkreten Feld Handelnden, die Akteure, Befürworter oder die Gegner selbst differenzieren, etwa in ästhetisch ansprechende und weniger ansprechende Graffiti, in Kunst und Schmiererei, in mutwillige Zerstörung oder Jugendsünde.

Graffiti – das Phänomen kennen lernen

Graffiti ist, wenn auch in den letzten Jahren viel verbreiteter und geradezu überall im Stadtbild Innsbrucks präsent, ein Randphänomen, das zwar für alle sichtbar ist, seine Akteure wird man jedoch nur durch Zufall erreichen und ansprechen können. Wichtig ist also eine gewisse Beobachtungsgabe, eine umfangreiche Dokumentation der Graffiti in der Stadt, um einen guten Überblick zu bekommen, – und: ein wenig Glück, um den Zugang zur Szene zu finden.

Sich allgemeines Wissen zum Thema Graffiti anzueignen, ist heute kein Problem mehr. Unzählige Publikationen in Form von Bildbänden, Monographien und Aufsatzbänden beschäftigen sich mittlerweile mit diesem kulturellen Phänomen.¹⁰ In der Szene sind Hochglanz-Magazine und Homepages entstanden, im Netz kursieren hunderte Dokumentationen und selbstgedrehte Videos und in jedem zweiten Jugendzentrum wird oder wurde schon einmal ein Graffiti-Workshop abgehalten. Nicht zu vergessen

¹⁰ Der Internethändler „Amazon.de“ bietet beim Stichwort „Graffiti“ 4.365 deutschsprachige Bücher an (Stand: 18.7.2010).

die mittlerweile recht bekannten Kultfilme der Graffiti-Szene wie „Wild Style“ (1983), „Style Wars“ (1983) oder „Whole Train“ (2006). Die Szene blüht und boomt mehr denn je, eine Entwicklung, die aber auch immer mehr Kritik aus den eigenen Reihen laut werden lässt. Graffiti hat sich über die Jahre, ausgehend von der New Yorker Unterschicht, zu einem globalisierten Kulturphänomen gewandelt. Heute dringt Graffiti vermehrt in die Wahrnehmung der Gesamtbevölkerung ein: als Kunstform, als Werbeillustration, als modisches Element oder (unter entsprechender Aufsicht) als Freizeitbetätigung in Jugendzentren. Dementsprechend haben sich die Kontexte, in denen Graffiti nun oft in Erscheinung tritt, mitunter geändert. Vielen gilt dies auch als eine zunehmende Kommerzialisierung und Entfernung von den Ursprüngen in New York, als Graffiti noch eine Form des Sichtbarmachens der unsichtbaren unteren Bevölkerungsschichten war.¹¹

Graffiti in Innsbruck

Um etwas über die Geschichte der lokalen Graffiti-Szene zu erfahren, konnte ich zwei Sprayer kontaktieren, die mir – obwohl beide erst später dazu gestoßen waren – aus den Anfangsjahren in Innsbruck erzählen konnten. Beide möchten lieber anonym bleiben.¹² Einer davon ist ein Sprayer der zweiten Generation, er hat um 1996 als ungefähr 15-Jähriger mit dem Spraying in Innsbruck angefangen. Mittlerweile hat er seine Sprayer-Tätigkeit stark eingeschränkt, leitet aber immer wieder Graffiti-Workshops für Jugendliche. Der Andere ist etwa 25 Jahre alt und erst einige Jahre später dazugekommen. Er ist nach wie vor aktiv.

Die Anfänge der Graffiti-Szene in Innsbruck gehen laut der Auskunft des älteren Sprüherers auf die frühen 1990er-Jahre zurück. Ein Finne namens Otto alias *ene* brachte die Idee 1994 in die Stadt, er hatte hier als einer der Ersten, gemeinsam mit einigen Leuten aus Innsbruck, begonnen zu sprühen. In dieser ersten *crew*¹³ waren rund fünf *writer* unter dem Namen *c9elcloud9entertainers* aktiv. Über die Jahre sind immer mehr Leute zum Spraying gekommen, vielen haben sich darin ausprobiert, einige sind dabei geblieben, andere haben wieder aufgehört. So sind in den darauffolgenden Jahren einige weitere *crews* entstanden, wie etwa die *itp inntownproductions*, die Gruppe, zu der auch der ältere der von mir befragten Sprüher gehörte, sie war lange Zeit mit ca.

11 Vgl. Baudrillard 1978 (wie Anm. 5).

12 Deshalb werden hier auch keine persönlichen Details über die Auskunftspersonen angeführt.

13 Gruppe von *writern*, die zusammen sprühen und die sich auch einen gemeinsamen Namen geben, den sie dann mit den Anfangsbuchstaben abgekürzt verbreiten.

zehn Sprayern aktiv. Wie in jeder anderen Mittelstadt zu dieser Zeit auch, wurde – in Ermangelung von legalen Flächen (sogenannten *halls of fame*) – illegal gesprüht. Vor allem ging es dabei um *pieces* und *tags*, also darum, den eigenen Namen zu verbreiten, und dies am besten gut sichtbar und an einem ‚guten Platz‘. Zur Anfangszeit wurde allerdings hauptsächlich im Bereich unter der Autobahn gesprüht, weil dies von den Ordnungshütern am ehesten toleriert wurde und man hier auch in Ruhe die Schriftzüge üben konnte. In den Anfangsjahren gab es in Innsbruck allerdings weder geeignete Sprühdosen und *caps*¹⁴ noch Magazine zu kaufen, weshalb man nach München gefahren ist, um sich dort einzudecken. Dadurch entstanden auch Kontakte zur dortigen Szene. Im Jahr 1999 wurde den Sprayern in Innsbruck die erste legale Sprühfläche an den Wänden der Radfahrerunterführung bei der Universität am Innrain zur Verfügung gestellt. Damals mussten die Sprayer für ihre ersten *pieces* noch einige Entwürfe beim Kulturamt zur Absegnung abliefern, heute gibt es vier – über die Stadt verteilte – freigestellte Wände, die auch häufig genutzt werden. Weibliche *writer* hat es in der Graffiti-Geschichte Innsbrucks kaum gegeben. Die von mir befragten Sprüher wussten nur von einigen wenigen, die sich einmal in diesem Bereich ausprobiert hatten, aber nicht lange dabei geblieben waren.

Die Graffiti in Innsbruck, sowohl auf den legalen Flächen als auch im illegalen Bereich, wurden vor allem über die letzten zehn Jahre immer zahlreicher – und langsam wuchs der Unmut bei jenen, die diese als Schmierereien und Vandalismus sahen. Einer, der sich ganz und gar dem Kampf gegen Graffiti verschrieben hatte, war und ist bis heute noch der Innsbrucker Gemeindepolitiker Rudi Federspiel. Der Stadtpolitiker war lange Zeit Mitglied der FPÖ, wurde jedoch vor einigen Jahren ausgeschlossen und kandidiert seither mit einer eigenen Liste. Federspiel selbst hat sich mit seiner Politik von Anfang an ganz dem Recht und vor allem der Ordnung verschrieben und propagiert eine Zero-Tolerance-Politik gegenüber den ‚Verschandelungen‘, die Graffiti für ihn darstellten. Im Jahr 2000 – es war gerade Wahlkampfzeit – setzte er dann eine „Ergreiferprämie“ von 10.000 Schilling für alle namentlichen und auch anonymen Hinweise aus, um Innsbrucks Sprayern habhaft zu werden. Ob und wie viele dann auch verraten wurden, darüber kursieren bis heute viele Gerüchte. Fest steht, dass es zu Hausdurchsuchungen kam, bei denen Sprühdosen beschlagnahmt wurden. Daraufhin eingeleitete Verfahren wurden jedoch nach zwei Wochen aus Mangel an Beweisen wieder eingestellt. Die Sprayerszene reagierte mit einem witzig gemeinten ‚Gegenangebot‘ über 10.001 Schilling für denjenigen, der das Auto von Rudi Federspiel besprühen würde. Dazu sei es dann auch tatsächlich gekommen, wie Rudi Federspiel verlauten

¹⁴ Sprühdosenköpfe, die in unterschiedlicher Sprühstärke zu haben sind.

ließ. Da es aber keine Bilder von dem besprühten Auto gab, wird allgemein bezweifelt, dass das Auto des Politikers wirklich besprüht wurde; jemand wie Federspiel, so der Tenor, hätte solche Bilder sofort an die Öffentlichkeit gebracht. Bis heute hat Rudi Federspiel wiederholt Ergreiferprämien für Sprüher ausgesetzt, jedoch ohne Erfolg. Mittlerweile wird er von der Graffiti-Szene einfach ignoriert und es sind, so viel man weiß, keine weiteren Anzeigen auf Grund der Ergreiferprämien mehr eingegangen.



Diese und die folgenden beiden Abbildungen: privat, Abdruck erfolgt mit freundlicher Erlaubnis.

Hässliche Flecken in Innsbruck

Zur Erforschung des Themas SOS und Graffiti in Innsbruck hat das Feld der Autorin selbst einen Gefallen getan. Rolf Lindner empfiehlt in seinem Aufsatz „Vom Wesen der Kulturanalyse“, zur Nachzeichnung der Prozesse im Feld den Versuch zu wagen, vermeintlich Unpassendes nebeneinanderzustellen und zu vergleichen, um so die Konturen besser herausarbeiten zu können. Durch dieses Vorgehen werden nicht nur die Unterschiede schärfer erkennbar, auch mögliche vorher unentdeckte Gemeinsamkeiten können deutlich werden.¹⁵ Während der Recherche und noch bevor erste Quellen gedeutet und ‚arrangiert‘ werden konnten, drängten sich mir die Graffiti-Gegner und -Befürworter gleichzeitig und nebeneinander auf – und somit auch eine vergleichende Analyse, wie sie Rolf Lindner nahelegt. Das Nebeneinanderstellen und Konfrontieren beider Seiten durch sich selbst förderte etwas zu Tage, das nicht nur den Diskurs rund um Sauberkeit – Ordnung – Sicherheit und Graffiti in Innsbruck hervorragend nachzeichnete, sondern auch die beiden Positionen schärfer hervortreten ließ. Im März 2009 stieß ich auf zwei Zeitungsartikel über Graffiti, *tags* und ‚Schmierereien‘

¹⁵ Lindner 2003 (wie Anm. 4), 183.

in der Stadt. „Wird Innsbruck immer hässlicher?“, lautete die Überschrift des Beitrags in der lokalen Gratis-Wochen-Zeitung „Stadtblatt“ am 18. März 2009. Die „Tiroler Tageszeitung“ titelte im Kultur-Teil der Ausgabe vom 20. Mai 2009 mit der Überschrift „Hässliche Flecken am Herz der Alpen“ zu diesem Thema. Anlass der beiden Artikel war ein Interview mit dem 63-jährigen Innsbrucker Pensionisten und offensichtlichen Anti-Graffiti-Aktivistem Karl Schneider, der seine umfangreiche fotografische Dokumentation von ‚Schmierereien‘ in Innsbruck der Öffentlichkeit präsentierte. Seine Einschätzung zur Präsenz von Graffiti in der Stadt: „Innsbruck wird zur ‚Gstettner halbwilder, asozialer Horden“.¹⁶ Das „Graffiti-Unwesen“ in Innsbruck sei ihm schon länger ein Dorn im Auge, weshalb er es sich zur Aufgabe gemacht habe, die „städtischen Politiker auf diese Unsitte“¹⁷ [die Graffiti] hinzuweisen. Also nahm er einen umfangreichen Lokalausweis vor und hielt auf rund 1.000 Fotos Graffiti in der Stadt fest, um sie anschließend an die damals amtierende konservative Bürgermeisterin Hilde Zach, die örtliche Polizeistelle und den bereits erwähnten rechts-konservativen Gemeinderat Rudi Federspiel zu schicken.

Etwa zur gleichen Zeit sprach ich mit eben jenem Innsbrucker Sprüher der zweiten Generation, der mir – ohne von den Diskussionen über Graffiti und ‚Schmierereien‘ in den hiesigen Zeitungen zu wissen – über seine Aktivitäten erzählte und Fotos seiner früheren *pieces*, *tags* und *trains* zeigte. Als es um die Dokumentation von Graffiti in Innsbruck ging und ich ihm von der Unternehmung Karl Schneiders berichtete, wies er mich auch auf zwei Websites hin, auf denen ebenfalls Innsbrucker Graffiti dokumentiert wird.¹⁸ Gleich waren die Seiten aufgerufen und ich staunte nicht schlecht über die große Fülle an Material. Die bei-



16 Haun, Florian: Wird Innsbruck immer hässlicher? In: Stadtblatt Innsbruck, 18.5.2009, 4.

17 Klausner, Margret: Hässliche Flecken im Herz der Alpen. In: Tiroler Tageszeitung, 20.3.2009, 20.

18 Vgl. <http://home.pages.at/ibk00/> und www.myspace.com/innsbrock (Stand: 18.7.2010).

den Seiten „ibk00“ und „innsbrock“ werden von einem Innsbrucker Sprüher betrieben und dokumentieren auf über 1.000 Bildern Graffiti aus den letzten Jahren in Innsbruck und auch einige aus anderen österreichischen Städten. Die Websites sind einfach gestaltete Foto-Seiten ohne Werbung und wollen Graffiti-Interessierten aus Innsbruck und von außerhalb *pieces* und *tags* aus der Alpenstadt zeigen. Hier finden sich Fotos von Graffiti der *hall of fame* Uni-Mensa-Unterführung, in der Umgebung des Fußballstadions Tivoli, von diversen anderen Unterführungen sowie Fotos der beliebten (aber illegalen) Graffiti-Walls unter der Autobahnausfahrt Innsbruck West, entlang der Bahngleise (*Zuglines*) und natürlich der Graffiti auf den Zügen selbst (*trains*). Die unterschiedliche Qualität der Fotos lässt die Vermutung zu, dass hier über Jahre hinweg dokumentiert wurde, und als ich die Möglichkeit hatte, den Betreiber der Seite zu einem Gespräch zu treffen, wurde mir das auch bestätigt. Er habe von Anfang seiner Sprayer-Zeit an immer eine Kamera dabei gehabt, um Graffiti in Innsbruck, aber auch in anderen Städten zu dokumentieren. Gleichzeitig bekam er immer wieder Fotos von befreundeten Sprayern und so entstand dieses große Archiv. *Stencils*, *wallpapers* oder Ähnliches ist auf den Seiten gar nicht zu finden, was in den persönlichen Vorlieben des Betreibers für *American Graffiti* begründet liegt.



Zwei gleiche Hobbys sind nicht dasselbe

Ich stellte also fest, dass hier zwei sehr ähnliche Vorgänge abliefen, nämlich das Sammeln und Dokumentieren von Graffiti in Innsbruck, jedoch mit Motivationen, wie sie unterschiedlicher nicht sein können. Die Ironie des Gemeinsamen vermag die Unterschiedlichkeit der beiden Seiten jedoch nicht abzuschwächen.

Auf der einen Seite steht Karl Schneider, für den Graffiti von vornherein Schmierereien sind und einen „Verfall des Stadtbildes“ und eine „Unsitte“¹⁹ darstellen. Die Graffiti gelten ihm als ein Zeichen, dass Innsbruck „in der Gesamtheit eine zunehmend desolate Stadt“ wird.²⁰ Alleine die Möglichkeit, vor Ort so viele Graffiti zu dokumentieren, ist ihm Beleg genug dafür, dass seine Auffassung von Sauberkeit, Ordnung und Sicherheit in der Stadt in Gefahr ist. Und die Masse der Graffiti und ‚Schmierereien‘ bezeugt Schneider die Verrohung und das Verkommen der Stadt.

Ganz anders die beiden Sprüher: Der eine, der stolz und mit beinahe rührseliger Nostalgie, wie beim Durchsehen eines Familienalbums, seine ‚Werke‘ herzeigt, ebenso wie der andere, der sich jahrelang die Mühe gemacht hat, Graffiti in Innsbruck zu dokumentieren, Fotos zu digitalisieren und eine Website zu gestalten, um diese für Interessierte zugänglich zu machen. Denn auch wenn die Vorgehensweise ähnlich sein mag, sind die Hintergründe ganz unterschiedliche. Für den Website-Betreiber stellen Graffiti in einer Stadt etwas Schönes und Wichtiges dar. Für die vielen Fotos der Innsbrucker Graffiti von Karl Schneider würde er sich prinzipiell interessieren, da sie ja offensichtlich das gleiche Hobby pflegten. Ob die beiden dabei dieselben Graffiti fotografiert haben, bezweifelt der Sprayer und vermutet eher, dass Schneider einfach alles, was mit der Sprühdose gemalt worden ist, abgelichtet hat, während er selbst nur das dokumentiert, was seinen ästhetischen Kriterien entspricht. In seiner Stimme schwingt aber fast ein wenig Bewunderung mit, als er feststellt, dass Karl Schneider bis in das unwegsame Gelände unter der Autobahn vorgedrungen ist, um seine Dokumentation zu vervollständigen.

¹⁹ Haun 2009 (wie Anm. 16), 4 f.

²⁰ Haun 2009 (wie Anm. 16), 4 f.

Graffiti und die Kunst der Schmiererei

Wie in den Zeitungsartikeln über Karl Schneider und seiner Foto-Dokumentation und anderen Pressebeiträgen zum Thema Graffiti und ‚Schmierereien‘ in Innsbruck zu lesen ist, wird der generelle Vorwurf der „Unsitte“ und „Verschandelung“ gegenüber Graffiti in letzter Zeit jedoch durch ein bestimmtes Attribut aufgehoben. Handelt es sich bei Graffiti nämlich um ‚Kunstwerke‘, wird ihre Präsenz in den jeweiligen geordneten Rahmen akzeptiert – wie etwa auf den legalen, eigens deklarierten Flächen. Die Bildunterschrift unter den Fotos von Karl Schneider zum schon erwähnten Zeitungsartikel in der „Tiroler Tageszeitung“ lautet etwa: „Ob Wände oder Begrenzungsmauern – in ganz Innsbruck finden sich Hunderte von verschmierten Stellen, die meist mit Kunst nichts mehr zu tun haben.“²¹ Interessant ist auch ein Info-Kästchen zum Thema Graffiti, das dem Artikel über Schneiders Foto-Dokumentation im „Stadtblatt“ beigelegt ist. Unter der Überschrift „free walls‘ in der Landeshauptstadt“ ist dort zu lesen: „Es gibt legale Graffiti-Flächen (free walls) in der Stadt Innsbruck, welche auch sehr gut angenommen werden. [...] Echte Graffiti-Künstler geben sehr viel Geld für ihre Kunst aus, denn Farben sind teuer. Was meist im Innenstadtbereich zu sehen ist, hat mit Graffiti nichts zu tun und fällt unter den Begriff ‚Tagging‘ – Hinterlassen von Botschaften und Signaturen.“²²

In Anbetracht der Geschichte von Graffiti ist diese Einteilung in gute und schöne oder schlechte und hässliche Graffiti von außerhalb der Szene fast ein wenig irritierend. Der Grundgedanke von Graffiti dreht sich um das Hinterlassen von Namen und Signaturen im öffentlichen Raum – in Varianten, die sich zumeist mehrheitsgesellschaftlichen Ästhetik-Ansprüchen entziehen. In der Graffiti-Szene, wo Ästhetik und Techniken in Form und Gestaltung sehr wohl eine Rolle spielen, sind die Kriterien dafür, was gute oder schlechte Graffiti sind, hingegen anders gelagert. Nichtsdestotrotz sind die Zeichen auch der äußeren Bewertung ausgesetzt, im Zuge deren wird die Idee einer ganzen Bewegung jedoch erheblich beschnitten und auf rein ästhetische Kriterien (der Mehrheitsgesellschaft) reduziert. Diese Entwicklung ist vielerorts zu beobachten und die *writer* verhalten sich ganz unterschiedlich dazu. Schon lange ist es keine Seltenheit mehr, dass ehemalige illegale Sprayer ihre *pieces* heute auf Leinwand malen und in Galerien ausstellen. Im geschützten Raum der Museen und Ausstellungsräume wirken Graffiti dann nur noch als Kunstobjekte und sind in diesem Sinne auch nicht mehr ‚gefährlich‘. Ein gutes Beispiel dafür sind die gesellschaftskritischen *stencils* des engli-

21 Klausner 2009 (wie Anm. 17), 20.

22 Haun 2009 (wie Anm. 16), 5.

schen Graffiti-Künstlers *banksy*. Seine ‚Werke‘ wurden in den letzten Jahren immer bekannter und es kam auch vor, dass Kunstliebhaber ganze Wände, die mit seinen *stencils* besprüht waren, abtragen ließen und mit diesen auf dem Kunstmarkt hohe Preise erzielten. Obwohl *banksy* mittlerweile auch mit Museen zusammenarbeitet, ist es ihm bis dato gelungen, anonym zu bleiben. Laut einer Pressemeldung in der „Tiroler Tageszeitung“ vom 26. April 2010 wurde in Melbourne versehentlich eines seiner Graffiti von einem Straßenreinigungstrupp entfernt. Dieser Vorfall sei, so die örtliche Stadtratsvorsitzende, „sehr unglücklich“. Zugleich wird darauf hingewiesen, dass „die Stadtangestellten lediglich ihren Auftrag erfüllen wollten, Graffiti von unerlaubten Stellen zu entfernen“.²³ *Banksy* hatte dieses Graffiti jedoch bereits im Jahr 2003 angebracht und dieses wurde jetzt, mit seiner zunehmenden Bekanntheit als Graffiti-Künstler, plötzlich als Kunstwerk angesehen.

Graffiti werden also zunehmend in künstlerisch wertvoll und somit legitim einerseits und in Produkte von „Hobbysprayern“ und „Schmierfinken“²⁴ andererseits eingeteilt. Eine interessante Entwicklung, die nicht nur die Graffiti-Bewegung selbst, sondern auch den Diskurs rund um Sauberkeit – Ordnung – Sicherheit im Zusammenhang mit Graffiti nachhaltig beeinflussen wird.

Die Einen und die Anderen

Neben diesen auf den ersten Blick ersichtlichen Faktoren interessieren aber auch jene Aspekte, die erst beim zweiten Blick auf das Forschungsfeld ersichtlich werden. Die gegenseitigen Bilder und Stereotype, die in diesem Zusammenhang entworfen werden, geben Aufschluss über die Handlungsgrundlagen der je gegnerischen Seiten. Sowohl Innsbrucks Graffiti-Gegner als auch die sprühenden Akteure bringen einige Anhaltspunkte zu den gesellschaftlichen Wertvorstellungen von Sauberkeit, Ordnung und Sicherheit in einer Stadt. In vielen Zeitungsartikeln zu diesem Thema, in denen vielfach BürgerInnen der Stadt mit ihren Meinungen zitiert werden, wird Graffiti als „Unsitte“, „Schmiererei“, „sinnlos“ und auch als ein „Delikt“ bezeichnet. Für quasi selbstverständlich wird es angesehen, dass Graffiti, Tags und Anderes sofort entfernt werden müssen, wobei immer wieder auf die besonders hohen Kosten dafür hingewiesen wird, die ‚der Steuerzahler‘ zu tragen habe. Diese Argumentation wird in den meisten Fällen auch mit

23 APA: Schrupp-Trupp wischte wertvolle Graffiti von Künstler weg. In: Tiroler Tageszeitung, 29.4.2010, 32.

24 Haun, Florian: Kampf den Schmierfinken! In: Stadtblatt Innsbruck, 7.1.2009, 14.

konkreten Zahlen versehen, etwa in einem Artikel aus der „Tiroler Woche“ vom 9. April 2009, in dem von einer ‚Graffiti-Attacke‘ auf die Wand einer Tennishalle im Osten von Innsbruck berichtet wird. Die Halleninhaberin spricht von dem „Kunstwerk“ an der Wand als reine[m] Vandalenakt und Zerstörung von Eigentum“. Dabei sei ein Schaden von 800 Euro entstanden.²⁵ Über diese durch Graffiti verursachten Schäden beziehungsweise die damit verbundenen Kosten wird jede ‚Verschandelung‘ zu einem Verbrechen – zu einem Verbrechen gegen die Allgemeinheit –, werden die Akteure des Graffiti zu Verbrechen erklärt. Als weitere Selbstverständlichkeit kommt in den Zeitungsartikeln auch zum Ausdruck, was als ordentlich, sauber und richtig gilt und was im Gegensatz dazu als unordentlich, schmutzig und falsch gesehen wird. Und es entsteht der Eindruck, dass das Bild, das hier entworfen wird, das einer durchwegs sauberen Stadt ist – was sich vor allem auch an sauberen, nichtbesprühten Wänden zeigen soll.

Die Meinungen über Graffiti können, so scheint es, nicht unterschiedlicher sein. Was für die Einen die selbstverständliche Ordnung der Dinge ist, erscheint den Anderen spießig, normalbürgerhaft, engstirnig und konservativ. Die Vorstellung, wie ein Stadtbild aussehen soll, unterscheidet sich vollständig von der jeweils gegnerischen und wird aber, zum Ärger der Anderen, gelebt. Bei den beiden von mir interviewten Sprayern herrschte die Meinung vor, dass Graffiti selbstverständlich, geradezu natürlich zum Erscheinungsbild jeder Stadt gehöre. Es gebe, so einer der Sprayer, Millionen von Städten auf der Welt, in denen Graffiti zum Stadtbild gehört, und auch wenn mancherorts noch nicht viel Graffiti zu finden sei, werde dieses Phänomen früher oder später auch dort präsent sein. Innsbruck sei also nur einer von vielen urbanen Orten, wo Graffiti mit zum Erscheinungsbild gehöre. Auch der Vorwurf der ‚Schmiererei‘ würde meiner Ansicht nach viele Sprüher hart treffen, da in der Szene sehr wohl ein ästhetischer Anspruch besteht und für Kenner Stile und Techniken ebenso wichtig sind, wie es auch in einem Aquarellmalkreis der Fall wäre. Außerdem, so einer der Sprayer, wenn es darum gehe, vernünftig über Graffiti zu diskutieren, so sollte sich auch das Gegenüber mit für Graffiti wichtigen Bereichen wie Typografie und Design auskennen. Den Schmiererei-Vorwurf lasse man nicht gelten. Kritik an der Einstellung von Graffiti-Gegnern in Innsbruck übt einer der von mir befragten Sprayer auch mit der Argumentation, dass Innsbruck sich zwar gerne als weltstädtische Metropole mit internationalem Flair sehe, ihre Bewohner jedoch offensichtlich ganz und gar nicht urban und aufgeschlossen sein wollten. Ansonsten würden sie nämlich Graffiti als Teil der Stadtkultur begreifen. Er habe den Eindruck, dass alles, was nicht in das ohnehin dominante „Geranien-Bild“ passe, am liebsten verboten werden würde.

²⁵ dw: Geldprämie gegen Sprayer. In: Tiroler Woche, 9.4.2009, 5.

Resümee

Soweit ein Abriss zur Diskussion rund um Graffiti und Sauberkeit, Ordnung und Sicherheit in Innsbruck. Ich habe versucht, den Diskurs anhand von Recherchen – vor allem Interviews und Zeitungsartikel – zu umreißen. An diesem Punkt wäre jedoch noch einiges an Feldarbeit nötig, um weitere Schlüsse ziehen zu können. Das „Denken in Konstellationen, in Nachbarn, Konkurrenten und Vorbildern“,²⁶ wie Rolf Lindner es empfiehlt, drängt sich bei diesem Thema richtiggehend auf. Mit dem Wissen, dass sich das Eigene immer über das Fremde konstituiert und sich so selbst entstehen lässt, wäre noch einiges in diesem speziellen Diskurs zu erforschen, etwa was die Symbolfunktionen von weißen oder mit Graffiti verzierten oder eben verschmierten Wänden anbelangt. Auch wäre noch der Frage nachzugehen, inwieweit Graffiti, wie oft beschrieben, einen Akt der Auflehnung gegen die Mehrheitsgesellschaft darstellt oder nicht vielmehr, wie einer der Interviewpartner erklärte, etwas mit einer persönlichen Lieblingsbeschäftigung zu tun hat, die eben ‚leider‘ illegal ist. Die Interviews und Beobachtungen zeigen jedoch recht unterschiedliche Motivationen der Sprüher. Einen „sensus communis“ beziehungsweise einen „verborgenen Grundgedanken einer Generation“ oder das „kulturell Unbewusste einer Epoche“,²⁷ wie ihm Rolf Lindner auf der Spur ist, wird man also nur schwer herausarbeiten können.

Die Ausführungen über die unterschiedlichen Bilder und Stereotype, welche die verschiedenen Seiten übereinander entwerfen, würden mit Sicherheit noch einige interessante Erkenntnisse hervorbringen. Genauso wie die Frage, ob diese Gegnerschaften, so unversöhnlich sie auch scheinen, sich vielleicht nicht doch eher gegenseitig bedingen und so zur Konstruktion der jeweils eigenen Identität und Handlungsgrundlage beitragen.

Auch der immer breiter werdende wissenschaftliche Diskurs rund um Graffiti bedürfte mittlerweile einer eigenen Erforschung. Besonders bei einem meiner beiden Interviewpartner stieß ich zu Beginn auf Ablehnung, als ich erklärte, dass ich eine wissenschaftliche Annäherung an das Thema anstrebe. Ähnlich wie die zunehmende Kommerzialisierung wird auch die Intellektualisierung von Graffiti mit Argwohn betrachtet. So wird etwa – nach Auskunft der Interviewpartner – dem österreichischen Graffiti-Forscher Norbert Siegl im Allgemeinen wenig Respekt aus der Szene entgegengebracht. Seine Kategorisierungen und seine Vereinnahmung von Graffiti, vor allem aber sein

²⁶ Lindner 2003 (wie Anm. 4), 180.

²⁷ Lindner 2003 (wie Anm. 4), 182.

respektloser Umgang mit Urheberrechten im Rahmen seiner dokumentarischen Arbeit, also die ungefragte fotografische Erfassung von Graffiti, hat ihm zum Teil viel Unmut aus der Szene eingebracht.

Vielleicht kann diese negative Stimmung zukünftigen ForscherInnen in diesem Bereich auf den Weg gegeben werden. Die Forscherin/der Forscher möchte alles genau wissen, in der Vergangenheit genauso stöbern, wie Aktuelles bis auf das kleinste Detail erfragen. Er/sie möchte aber auch auf die Forschungsergebnisse verweisen und sie verbreiten. Die Beforschten sind oftmals hilfsbereit und aufgeschlossen, manchmal aber auch verschlossen – auch weil sie sich nicht vereinnahmen lassen möchten. Dies gilt es zu respektieren, den Menschen das nötige Feingefühl entgegenzubringen, um auch einmal abzulassen, wenn es nötig ist – damit die Forschung das Feld noch weiteratmen und weiterleben lässt.

Sinnlose Ordnung sprengen Zur Zerstörung der Graffiti-Kultur als inoffizieller Begleiterin offizieller Diskurse

Thomas Northoff

Je mehr sich die westlichen Gesellschaften seit der Nachkriegszeit bei zunehmendem Sauberkeits- und Ordnungswahn in einem scheinbar gesunden Gleichgewicht von Wohlgefühl und Wohlstand wiegten, umso mehr musste geradezu zwanghaft auf alles hingedroschen werden, was gehorsamst entkeimte Gehirne erinnern könnte, dass weder die Menschen noch die von ihnen übel zugerichtete Welt in harmonischer Symbiose leben. Eines der Phänomene, auf welche man die gesellschaftlichen Unsicherheiten, das gesellschaftliche Unverständnis von Schmutz oder gar Ordnung projizierte, sind Text-Graffiti. Das sind jene an den Wänden des öffentlichen und halböffentlichen Raums sowie an allen prinzipiell beschreibbaren Flächen der Stadtmöblage angebrachten inschriftlichen Objektivierungen, die erstmals Karl Zangemeister dank tausender Fundstellen bei den Ausgrabungen Pompejis und Herculaneums wissenschaftlich charakterisierte.¹ Seine ausführliche, 1871 in Latein verfasste Definition ist in ihrem Grundzug bis heute gültig. Kürzest zusammengefasst lautet sie so: Graffiti werden nicht auf Grund eines öffentlichen Auftrags, sondern nach dem Gutdünken Privater verfertigt, je nach momentaner Emotion, entweder weil die Schreiber jemandes Verhalten öffentlich aufzeichnen oder eine Erregung ableiten wollten.

Beispiele für die zumeist anonymen verbalen Botschaften an Wänden und Mobiliar des öffentlichen Raums sind sogar aus der Pharaonenzeit nachweisbar. In großer Zahl fungieren sie seit der Antike als Vermittlungsträger politisch oder gesellschaftlich unterdrückter Inhalte genauso wie als Medium der Verbreitung von Scherzen, Schimpf und Verleumdung oder von Liebesbezeugungen. Wort-Graffiti sind eine der Kulturkonstanten schriftmächtiger Gesellschaften. Kein System vermochte sie noch völlig zu verhindern.

¹ Vgl. Zangemeister, Karl: *Inscriptiones Parietariae Pompeianae, Herculaneenses, Stabianae*. Berlin 1871, IX.

Man kann von Graffiti also von Zeugnissen privater Provenienz sprechen, die von keiner offiziellen Stelle erfragt wurden. Sind sie beim Anschreiben Kommunikationsversuche, handelt es sich meines Erachtens bereits um Kommunikation sobald sie gelesen werden, spätestens aber bei ihrer Beantwortung – auch wenn diese nur in einem Durchstreichen besteht. In einer sehr groben Kategorisierung kann man sie in überzeitliche und zeitbezogene Graffiti einteilen, also in solche, die die Essenzen des Lebens behandeln, wie Glück/Unglück, Liebe/Hass, Gesundheit/Krankheit, Leben/Tod, und in solche, die auf irgend eine Weise Bezug nehmen zu dem, was der jeweilig historische Zeithintergrund an sozialer, gesellschaftlicher, politischer und wirtschaftlicher Problematik den Menschen zu- oder in sie einträgt.

Schmutziges Geschmiere

Ein älterer Tourist beobachtete mich einmal beim Fotografieren der auf Sitzbänken an der Wiener Prater Hauptallee angebrachten Graffiti. Misstrauische Blicke gewohnt, lasse ich mich bei der Feldforschung kaum mehr aus der Ruhe bringen. Als ich seinem Rastplatz näher kam, bemerkte der Mann, beifällig nickend, in lobendem Tonfall: „Sie sind gewiss vom Ordnungsamt!“ Er glaubte, ich dokumentiere diese „hässlichen Beschädigungen“ zwecks Anzeige und um die Reinigung in die Wege zu leiten. In der Graffiti-Forschung kommt es nur zufällig zu Gesprächen mit Menschen im Feld, ist sie doch eine Disziplin zur nonreaktiven Erforschung² inschriftlicher Äußerungen oder Gesprächen unter Abwesenden und als solche eine Analyse von durch ihre UrheberInnen nicht zur Erforschung bestimmter Spuren, in welchen in der Regel Meinungen und Empfindungen offener zum Ausdruck gebracht werden als von Angesicht zu Angesicht. Im Gegensatz zu den American Graffiti, den bunten und teils künstlerischen Sprühbildern, die verstärkt Akzeptanz finden, werden die Wort-Graffiti von vielen BürgerInnen als schmutzige und primitive Spuren von Vandalismus angesehen, nicht zuletzt von vielen Writern selbst, wie mir zum ersten Mal 1992 bei den Vorbereitungen zu einem Graffiti-Symposium junge Sprayer versicherten. Sie stritten zum einen ab, dass schriftliche Graffiti überhaupt Graffiti seien und behaupteten zum anderen, es wären diese Kritzler von Parolen, die ihren, der Writer, Ruf zerstören. Anderen Menschen gerät durch Graffiti sogar ihr subjektives Sicherheitsgefühl ins Wanken.

2 Das Nonreaktive Verfahren befasst sich mit nicht für die Untersuchenden hinterlassenen Spuren, deren Setzung ohne Einfluss der Forschenden getätigt worden war. Beschrieben und theoretisiert wurde es von und in: Webb, Eugene J. u. a.: Nichtreaktive Meßverfahren. Weinheim u. Basel 1975.

Meine Entgegnung, bei uns kenne man kein „Ordnungsamt“, und ich sammle hier nur Basismaterial für die Graffiti-Forschung, kommentierte der deutsche Tourist mit enttäuschem „Ach?!“ Sein Blick veränderte sich blitzschnell, etwa ähnlich jenem des Leiters eines Wiener Bezirksmuseums, dem ich mein Ansinnen vorgetragen hatte, historische Haus-Ansichten auf alten Fotos ansehen zu dürfen, um eventuell zeitgenössische Graffiti zu entdecken. „Denen gehören ja die Hände abgehackt!“, ließ er spontan seiner Ansicht freien Lauf, wie mit Graffiti-SchreiberInnen verfahren werden sollte. Wenig anders reagierte die Direktorin eines als fortschrittlich gepriesenen Wiener Gymnasiums, eine in SchülerInnen-Graffiti der Schulhausumgebung auffallend oft und emotionell attackierte Person. Auch die Gänge im Schulgebäude selbst waren dicht beschrieben. Auf meine Bitte hin, für Forschungszwecke und ohne kommerziellen Hintergrund fotografieren zu dürfen, ereiferte sie sich über „Dreck“ und „Vandalismus“. Sie werde, zürnte sie, frisch ausmalen lassen: „Das müssen mir [sic!] die Schüler bezahlen! Sie sollen sehen, dass das Haus nicht ihnen gehört!“ Verwundert über diese Pädagogik erinnerte ich auch den in die gleiche Richtung zielenden Computerausdruck „Letzte Warnung“ der Direktion in der Aula einer Innsbrucker Schule: Dort war anscheinend wiederholt Unliebsames an Stellwände geschrieben worden, die für offizielle Mitteilungen und Aushänge freier SchülerInnen-Äußerungen gedacht waren. Kein Wunder, dass in solchem Klima der offizielle Hinweis „Fluchtweg“ zu „Fluchweg“ umgestaltet wurde. Für pseudo-inoffizielle Botschaften war Platz – zu sehen waren unter anderem unter pädagogischer Anleitung entstandene Zeichenstunden-Produkte: „Wenn du deinen Traum leben willst, wach auf“, jeder Buchstabe feinsäuberlich in anderer Farbe gehalten, „Love forever“ und „Boys and Girls Club“. Als wildes Graffiti findet man „Träume dein Leben und lebe deine Träume“ im ganzen deutschen Sprachraum immer wieder, nur im völlig anderen Kontext benachbarter Graffiti.

Zum Glück lassen sich speziell im schulischen Bereich Gegenbeispiele finden. Jugendliche neigen dazu, ihre Aufenthaltsplätze für sich zu adaptieren. An zahlreichen Schulen versteht man durchaus, welch aufschlussreiches Material diese Sprache an den Wänden birgt, wiewohl vereinzelte Lehrkräfte zweifeln, ob offenkundiges Interesse daran nicht die „Schmierereien“ fördere. Im von unterschiedlichsten Gruppen frequentierten öffentlichen Teilräumen vertreibt man Jugendliche mitunter, indem die Bezirksverwaltungen Sitzgelegenheiten abtransportieren. So geschehen zum Beispiel an der U-Bahnstation Mariahilferstraße/Neubaugasse in Wien, ein ehemals beliebter Sammelplatz von Punks, die den im Ausgangsbereich der Station affichierten großen Werbepublikaten stets – und nicht selten objektiv haltbare – inschriftliche Kritik befügten, die insbesondere gegen die Konsum- und Geldgier der Gesellschaft gerichtet war.



Dieses und die folgenden Fotos: Archiv Thomas Northoff

Insgesamt arbeitet die ‚Löschmaschinerie‘ im Öffentlichen Raum immer radikaler. Vor allem in Wien wurden zuletzt die überdachten Wartepplätze an den Haltestellen der öffentlichen Verkehrsmittel – seit ihrer Einführung Hot Spots für die Anbringung von Text-Graffiti – fast zur Gänze durch die der Werbewirtschaft dienlicheren „City Lights“ ersetzt, an denen nur mehr mit sehr dickem Filzstift geschriebene Graffiti lesbar wären. Selbst in den Universitäten, bislang Hochburgen kreativer Graffiti-Produktion, oder in bis vor kurzem stark beschriebenen Lokalen wird gelöscht, was das Zeug hält. Dies geschieht obendrein mit Hilfe von Einrichtungen der Hochkultur – wobei sich widersprüchliche Konstellationen ergeben können. Beispiele aus Linz sollen dies illustrieren:

Bei meinen wiederholten Feldforschungen in Linz während der letzten drei Jahrzehnte bezeugte (wie im Grunde in allen österreichischen Städten) die Unzahl von Löschungs Spuren den zu Grunde liegenden regen inschriftlichen Äußerungswillen zahlreicher Personen aus der Bevölkerung. Obwohl der Bestand an Wort-Graffiti in Linz stets beträchtlich war, sind einige für die Stadt typische Graffiti-Stellen bereits verschwunden.

Das *Lentos-Museum* leistete dazu seinen Beitrag. Seinem Bau fielen nämlich ein mit Kacheln oder glasierten Ziegeln verkleidetes Mauerwerk und eine alte Toilettenanlage zum Opfer. Generationen von LinzerInnen hatten den Ort aufgesucht und sich hier eingeschrieben. Die Themenpalette der Inschriften erstreckte sich vom Ausdruck tiefsten Weltschmerzes und Liebesleids bis zu einer Palette politischer Botschaften, zum Teil auch extremen Gedankenguts. Die Stelle war (ohne religiösen Bezug) „die Linzer Klagemauer“ und erfüllte offensichtlich eine wichtige Ventilfunktion. Nunmehr sind die Grundfesten des *Lentos* in ödem Weißgrau wachsam sauber gehalten. Eine der frühen Ausstellungen dieses Museums trug 2005 ausgerechnet den Titel „Just do it! Die Subversion der Zeichen von Marcel Duchamp bis Prada Meinhof“. Die Schau beschäftigte sich folgerichtig auch mit Graffiti. Ein namhafter Künstler beschrieb in Auftrag die Wände der Eingangshalle. Es war wie im Zoo. Das zuvor dezimierte Wildwüchsige wurde in domestizierter Form plötzlich museal als wertvoll präsentiert. Die neue Toilettenanlage unterhalb des Museums ist übrigens bestens gewartet und videoüberwacht.

An der Ernst-Koref-Promenade, ein Stück Weges vom *Lentos* entfernt, befindet sich das bei Sonnenlicht gleißende Stahlkunstwerk „Die Welle“, ein Graffiti-Fundort, wie er in Österreich von der Lage und Oberflächenbeschaffenheit her kein zweites Mal vorkommt. Schon in meinen früheren Notizen vermerkte ich ihn als „Kultplatz“. Sofort ich ihn im Laufe der Jahre aufsuchte, erwies er sich über die Graffiti als spezieller Ort zur Zusammenkunft Jugendlicher. Zwar sind auch in Linz die ‚modernen Höhlengebiete‘ – also Betonstelenbereiche unter Autobahnzubringern, Bachverbauungen oder Bahndämme und in Fußgeherwege mündende Gassen in weniger dicht besiedelten Gebieten als als primäre Orte anzuführen, wenn es um die Anbringung von Graffiti geht, aber doch zog die für manche versteckte, für andere jedoch von weitem sichtbare „Welle“ in Linz über all die Jahre schreibfreudige Jugendliche an. Erwachsene besahen das Kunstwerk vom asphaltierten Promenadenweg aus und nahmen dabei die Beschriftungen gar nicht wahr, die bis in etwa drei Meter Höhe reichte und überwiegend aus jugendlich-philosophischen Sprüchen bestanden, meist Zitate aus Texten zur Musik der Grufties und ihrer Geistesverwandten. Bei einem Vortrag in einer Linzer Oberstufenklasse bestätigte mir dies ein Schüler, der sich selbst als „Gruftie“ bezeichnete. Ideologische Grufties lesen viel und beschäftigen sich grüblerisch mit Jenseitigem, das in den „Welle“-Graffiti Generalthema war.

Für 2009, das Jahr in dem Linz Kulturhauptstadt war, unterzog man die Skulptur einer Generalsäuberung und nahm dem Ort damit sein spezifisch subkulturelles Flair. In den folgenden Monaten schien sich eine andere Gruppe den Platz angeeignet zu ha-

ben.³ Neben Fußballfan-Graffiti waren auch Swastika und rechts-aggressive Botschaften vorzufinden. Ob in der Zwischenzeit wieder gelöscht wurde, entzieht sich meiner Kenntnis. An der „Welle“ jedenfalls konnte man eine Transformation der Symbole eines Identifikationsortes verfolgen und damit die Änderung der Bedeutung des Ortes für eine spezifische Gruppe.

Dem Verschwinden von Graffiti können auch gesellschaftlich positive Veränderungen vorangegangen sein. Da erste Kritiken an der infolge des Industrieausstoßes gesundheitsschädigenden Linzer Luft von den offiziellen Stellen entweder ignoriert oder als übertrieben hingestellt wurde, blieb im Rahmen der damaligen Kommunikationsmöglichkeiten den KritikerInnen anfangs nichts anderes über, als Protest und Argumente mittels der inoffiziellen Form Graffiti an frequentierten Orten anzubringen. Die Forderung nach reiner Luft wurde zum Konsens, das Problem wurde angepackt. Ein einziges Graffito zu diesem Thema existierte als Überbleibsel noch bis 2005 in unmittelbarer Nachbarschaft einer Apotheke.

Bis in die späten 1990er Jahre, solange das Internet kein Allgemeingut war, hatten neue und kritische Bewegungen wenige Chancen, ihre Gedanken in den Massenmedien unverzerrt oder überhaupt berücksichtigt zu finden. Sie in der expressiven Kurzform der Graffiti an den Wänden zu veröffentlichen, war ein naheliegender Weg zu demonstrieren: „Uns gibt es“. Man erinnere die frühe Anti-Atomkraft- oder die frühe Umwelt- und (Zweite) Frauenbewegung, deren Graffiti der offiziellen Meinung weit voraus und entsprechend angefeindet waren. Im Rückblick stellen sie als „Geschmiere“ bezeichnete Vorausbelege von Kommendem dar. Die Grundforderungen dieser Bewegungen sind heute offiziell gesellschaftlicher Konsens, den allerdings die verschiedenen Bevölkerungsgruppen lebenspraktisch in unterschiedlichem Maße beherzigen. Der Makel gerichtlicher Vorstrafen, welche einige ertappte „SchmiererInnen“ einstecken mussten, blieb jedoch an ihnen haften, obschon sie sich als ProtagonistInnen eines inzwischen positiv konnotierten Wertewandels betätigt hatten.

Eine ‚denkende‘ Öffentlichkeit und deren Verwaltung sollte, statt Löschrupps und Chemie zu mobilisieren, das diesen Sprachbotschaften Implizite reflektieren. Wenn also, um Beispiele aus Innsbruck anzuführen, während der 1980er Jahre auf dem „Vaterlandsdenkmal“ vor der Haupt-Uni unter das halbreliefartig gemeisselte Wort „Vaterland“ das Wort „Mutterland“ gesprüht wurde, oder auf dem Asphalt mehrerer Straßen der noch mit Kalkfarbe gepinselte Satz „Die Autos sind eine Pest“ zu lesen stand,

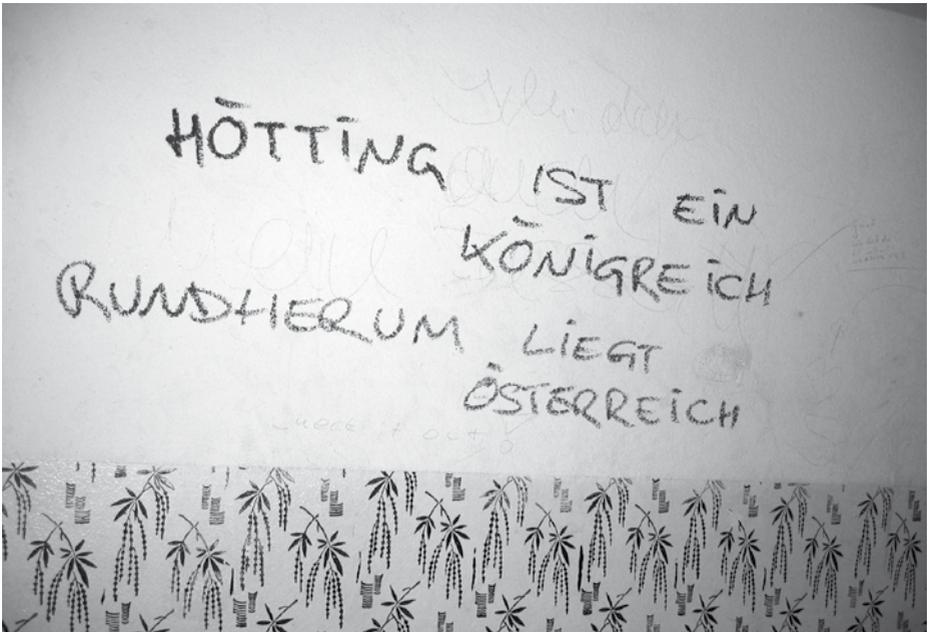
³ Zuletzt suchte ich diese Stelle im September 2009 auf.

dann ist die Interpretation dieser Objektivierungen vor dem Hintergrund der damals vorherrschenden gesellschaftlichen Meinung eher als Notwehr denn als Vandalenakt berechtigt. Die aktuelle Fortsetzung ist Tradition unter geänderten äußeren Umständen. 2005 zum Beispiel entdeckte ich unweit des Innsbrucker Autobahnzubringers unter anderem ein etwa neun Meter langes Graffiti, in dem es hieß: „Stop dem freien Personen + Warenverkehr durch Europa! Schafft nur große Probleme“, oder – an den Wänden des „Sozialzentrums Dreieiligen“ – das Graffiti „Mehr Bildung für Faschisten“, welches überdies die trotz der Kurzform des Genres mögliche Subtilität in Ausdruck und Inhalt sichtbar macht.

Sichern und Ordnen

Auch außerhalb gesetzlich definierter Verstöße und Sachbeschädigungen sind Text-Graffiti auf vielfältige Weise mit Ordnung, Sicherheit und Sauberkeit verknüpft. Oft sprechen sie selbst diese Punkte an, indem sie Ordnungen und Sicherheiten sowohl propagieren als auch kritisieren, indem sie ethische, moralische und soziale Sauberkeit fordern oder verhöhnen und ad absurdum führen. Emittiert werden sie gerne an sogenannten aktiven Orten des öffentlichen und halböffentlichen Raumes, an Orten also, die aus unterschiedlichsten Gründen von vielen Menschen frequentiert werden. Mittels der transportierten Meinungen, Absichten und über die Anbringungsschwerpunkte dringt man auf der Spurensuche in entsprechend differenzierbare Teilöffentlichkeiten ein.

In Linz beispielsweise störte ich selbst die Ordnung auf einer öffentlichen Herrentoilette. Im Wissen um die zahlreichen Graffiti dort – überwiegend Annoncen –, suchte ich wieder einmal diesen souterrain liegenden Ort auf. Vor der geöffneten Eingangstür standen zwei Männer als warteten sie auf eine irgend Art günstiger Gelegenheit. Unbehelligt kam ich an ihnen vorbei und steuerte die drei Kabinen an, hinter welchen das erst nach weiteren Schritten sichtbare Pissoir lag. Die zwei Herren betrachteten mich verdutzt, da ich beim Fotografieren aufgrund der Enge des Ortes und der Spiegelungen ungewöhnliche Positionen einnahm. Beim Wechsel zur zweiten Kabine vernahm ich Schritte. Neben mir stand plötzlich ein onanierender Mann. Er besah mich unverhohlen befremdet. Während er den Fokus meines Interesses herauszufinden suchte, spürte ich den Windhauch seiner Armbewegungen. Er maß mich nochmals von oben bis unten und verzog sich mit der Feststellung, was es nicht alles gebe, kopschüttelnd und sich befriedigend wieder ins Pissoir.



Anders geartet war jene Ordnung, der ich in der *Villa Kuntabunt* in der Innsbrucker Höttinger Au begegnete. Eine handvoll sehr junger Leute hielt das 2006 innen noch mehr als außen herabgekommene Gebäude inmitten eines fast undurchdringlich verwilderten Gartens besetzt. Bereits im Gartenschungel stieß ich in einer ehemaligen Laube auf ein mit Filzstift beschriebenes und von Speiseresten übersätes Tischchen. In Abwandlung eines Liedtextes hieß es da: „Unter der Laube muss der Müll wohl grenzenlos sein“. Graffitistische Ausrufe wie „We can go to bed as late as we want“ lieferten erste Hinweise auf das Alter der BesetzerInnen, die sich im Laufe der weiteren Recherchen bestätigen sollten. Scherzhaftes aus der Spruchkultur war zu entdecken, wie „Lieber Gras rauchen als Heu schnupfen“ oder der Reim „Ablutophobie, wir waschen uns nie“, den ich unter anderem auch in Wien, gleich ums Eck neben dem *Österreichischen Museum für Volkskunde* gesehen hatte. Andererseits trug das Laubentischenchen philosophische Sprüche berühmter Menschen, mit denen sich die Mehrheit nur selten auseinandersetzt. An der Aussage „Es gibt nix Richtiges im Falschen“ ist wenig zu rütteln.

Das Haus selbst war weithin sichtbar mit Reizwörtern und politischen Parolen besprüht. In Anspielung an die damalige Bürgermeisterin der Stadt beklagte man „Zache Zeiten“, rief nach Frieden, ironisierte sich selbst als „Partysahne“ und repetierte in Form langer Bänder den Namen des „1984“-Autors „Orwell“ oder den Begriff „Paranoia“. Graffiti gegen die Ordnungsmacht, sprich Polizei, und für die Freiheit aller Menschen, wie die Forderung „Keine Macht für Niemand“, als im deutschsprachigen Raum zwischenzeitlich traditionelles Graffiti-Zitat eines Liedtitels der 70er Jahre-Politrock-Gruppe „Ton, Steine, Scherben“, waren hier künstlerisch ausgeformt. Wie stets in derartigem Umfeld durfte „Fuck Authority“ nicht fehlen. Die Silhouette eines Gummiknüppel schwingenden Uniformierten verdeutlichte das Bedrohungsgefühl und bezeichnete die angesprochene Autorität und den gemeinsamen Feind.

Alle genannten Beispiele aus der *Villa* fanden sich mehrfach im ganzen Stadtraum, am dichtesten an jenen öffentlichen Plätzen, die der Rekreation oder der alternativen Kultur sowie der Jugend dienen sollen, wozu in Innsbruck beispielsweise das *Salett* im Hofgarten, das *Cafe Sub*, *Juze 6* und das *Leo Kino* zählen. Insofern gleichen Emission und Vorkommen solcher Graffiti durchaus jenen der anderen österreichischen Landeshauptstädte und bringen auch dem Fremden die bevorzugten Aufenthaltsorte bestimmter Altersgruppierungen und Gesinnungsgemeinschaften zutage.

Zurück zur *Villa*: Es dauerte geraume Zeit, bis mein Klopfen das Erscheinen eines Kopfes aus einem Fenster im oberen Stockwerk hervorrief. Nach ausführlicher Erläu-

terung, ja geradezu Rechtfertigung der Absicht meines Besuchs ließ man mich in das finstere Haus. Nachdem der Wortführer der vorgeblich Gleichen meinen Fotoapparat untersucht und sich überzeugt hatte, dass ich keine geheime Tonaufnahme mache, erteilte er mir, ohne die fünf anderen Personen zu fragen, die Erlaubnis, die unzähligen, in der Finsternis teils unlesbaren Graffiti im Hausinneren abzulichten. Von den Anwesenden durfte ich keine Fotos machen, was auch nicht meine Absicht war. Dieses Ablichtungsverbot wurde auf den Hund erweitert, der mir einmal ins Bild rannte. Der Wortführer verlangte meine Digikamera und löschte persönlich. Zu meiner Überraschung stellte er sich ohne Zögern zur Verfügung, als ich seine Tattoos fotografieren wollte („Love“ auf den Fingern der rechten, „Hate“ auf den Fingern der linken Hand). Mit den Graffiti „Recht und Ordnung ist Mord und Sklaverei“, „Ya Basta!“⁴, „Wenn kaputt Wir Spass“, „Wir werden nie so sein, wie ihr uns wollt“, „Bullen an den Galgen, ohne Diskussion“, „Consume, don't Think“, „Krieg denen, die ihn führen“, „I hate your reality“, „Wenn dir wieder mal der Magen knurrt, ruf 133 statt Call a Pizza, die schicken gleich 3 Mann, da kauft du länger dran“ sei eine kleine für den inhaltlichen Tenor repräsentative Auswahl angeführt.

Interessant ist die Beobachtung eines allgemein verbreiteten und durchaus aussagekräftigen Phänomens, welches an diesem Ort des vermeintlich gleichen Rechts für alle („Alles für Alle“) nicht hätte aufscheinen dürfen: Mit Ausnahme etlicher feministischer und ausdrücklich lesbischer Graffiti an Außenwänden sind die inschriftlichen Hinterlassungen von Frauen in der Regel kleiner und optisch unauffälliger, was zum Beispiel in Schulklassenzimmern oder in Frauenklos vielfach merkbar ist und auch schon aus älteren wissenschaftlichen Untersuchungen aus Deutschland hervorgeht.⁵ Man schreibt dies unter anderem der durch rigidere Erziehung größeren Selbstbeschränkung der Frauen im Raumgreifen zu. In der *Villa Kuntabunt* stand ein einzi-

4 Frei übersetzt „Es reicht“ bzw. „Jetzt reicht's“ – ein Graffiti und Ausruf der Zapatistas; der Slogan wurde sehr rasch von den neuen Protestbewegungen popularisiert. Im November 1999 fand in Seattle eine Tagung der *World Trade Organisation* (WTO), statt, die von einer Vielzahl gegen Globalisierung und die Tagungsziele auftretenden Protestgruppen aus vielen Ländern behindert wurde. Einer der gemeinsamen Kampfrufe lautete auch hier „Ya Basta!“ Die meisten über die Formierung der neuen Protestbewegungen schreibenden AutorInnen sehen „Seattle“ als Drehpunkt der neuen Bewegungen an, die seitdem weltweit an Breite und Dynamik gewannen.

5 Vgl. dazu: Baacke, Dieter: Heimliche Kommunikation auf dem Hochschulkampus; Schaeffer-Hegel, Barbara u. Straate, Ulrike: Zwischen Zorn und Zärtlichkeit: Zur Besonderheit weiblicher Toilettenkommunikation. Ein Vergleich; Hennrich-Krah, Angelika: Sprüche im Turm. Psychoanalytische Deutung von Graffiti der Universität Frankfurt. Alle in: Müller, Siegfried (Hrsg.): Graffiti. Tätowierte Wände. Bielefeld 1985.

ges Graffito, welches erfahrungsgemäß weiblicher Urheberschaft zuzuordnen ist: „Sexismus bekämpfen – auch in den eigenen Reihen!“ Die Parole nahm vergleichsweise geringen Raum ein. Sie war mit dünnem Stift unter eine affichierte Einladung zu einer Diskussionsveranstaltung platziert. Ergänzend sei als österreichische Ausnahme hervorgehoben, dass in Innsbruck über beinahe zwei Jahrzehnte meterlange Frauen-Graffiti in der Josef Hirn-Straße ungelöscht blieben, die trotz Überschreibungen 2006 noch halbwegs lesbar waren, neben anderem: „Kapitalismus + Patriarchat produzieren Krieg“.

Ob im *Bauwagendorf* am Mainzer UniversitätsGelände, im *Institut für Irrelevante Studien* neben dem Uni-Turm in Frankfurt am Main, in der Innsbrucker *Villa Kuntabunt* oder im *Ernst Kirchweger-Haus* in Wien, überall waren und/oder sind bezüglich Sauberkeit geradezu demonstrativ Zustände vorzufinden, die das Empfinden der sogenannten Norm-BürgerInnen zutiefst erschüttern müssen. Im *Kirchweger-Haus* stärkt man sich selbst das Rückgrat mit dem straßenwärts gerichteten Zuruf: „Kopf hoch! Auch wenn der Hals dreckig ist.“ An einem Nachbarhaus prangte der sehr poetisch gefasste Wunsch: „Drinne + Draussen Eine Bewegung“. Eine alte Frau aus der Nachbarschaft ärgerte sich darüber, dass ich „so was“ fotografiere. Sie keifte im Wiener Dialekt, dass „überall alles angeschmiert“ sei, dass die Leute die Häuser frisch „anmalen“ würden und schon seien die „wieder voll mit dem Zeug“. Da solle der Bürgermeister herkommen und nicht „woanders g’scheit reden“, was alles getan werde. In solchen Fällen ist jeder Kommentar verschwendete Zeit (öfter erprobt), doch ließ ich mich hinreißen und behauptete, dass dies eine interessante Botschaft sei. Was da interessant sei, erregte sich die alte Dame und schlenkerte unheilvoll ihre Einkaufstasche: „Jedes Mal Putzen müssen die Leute bezahlen, die da wohnen!“ Wütend ging sie ihres Weges und ich konnte in Frieden fotografieren.

Persönlich lernte ich erst einen einzigen Menschen kennen, der bekannte, sich in graffiti-reichen Gegenden verunsichert zu fühlen. Ich kann dies nicht nachvollziehen. Wissenschaftlich nachweisen konnte ich aber das Potential mancher Graffiti, Menschen zu kränken, zu bedrohen oder ängstigen, und dies aus kalkulierter Absicht ihrer UrheberInnen. Solche Botschaften rühren in der Regel von nazistischen, nationalistischen und von sich über Ethnizität definierenden Gruppen her. Sie sind geradeheraus oder implizit so gut wie immer fremdenfeindlichen und/oder rassistischen Inhalts. Zwar begegnet man ihnen auch außerhalb des deutschsprachigen Raums, doch stechen sie in letzterem mengenmäßig nirgends so hervor wie in Österreich und vor allem in Wien.

Verunsicherung verordnen

Die Zahl der Graffiti mit nationalsozialistischen Inhalten begann in den frühen 1980er Jahren dramatisch anzusteigen. Dass diese Graffiti Symbole des Herannahenden waren, das glaubte bis in die 90er Jahre kaum jemand. Dann war die Kuh aus dem Stall, und das ‚freie‘ Reden in diesem Stil stand vielfach den aggressiven Botschaften aus der NS-Zeit nicht mehr nach. Es widerspricht den Tatsachen, dass – wie es PolitikerInnen heute immer wieder betonen – das nazistische und rassistische „Geschmiere“ heute verbreitet sei wie noch nie. Der Ausstoß expliziter Nazi-Botschaften blieb seit den späten 80er Jahren vom Umfang her etwa gleich. Auch die fremdenfeindlichen Graffiti ohne Nazi-Propaganda erreichten zunächst Mitte der 80er Jahre zahlenmäßig ihren Zenit. In diesem Bereich begann jedoch um 1990 eine neue Welle hasserfüllter Äußerungen, die sich den bisher eindeutig österreichischer Provenienz zuzuordnenden Graffiti zur Seite stellte und insbesondere in Wien diese zahlenmäßig bereits 1998 hinter sich ließ. Dabei handelte es sich in erster Linie um Symbole und Botschaften migrantischer Gruppen aus dem zerfallenden Ex-Jugoslawien, welche bis heute das Bild nationalistischer, fremdenfeindlicher und gewaltfreundlicher Graffiti dominieren. Ähnlich wie bei den Nazi-Graffiti kommen Meinungen und Empfindungen zum Vorschein, die beispielsweise in einem Interview, also von Angesicht zu Angesicht, nicht ausgesprochen würden. Es zeigen sich, durch die hohe Anzahl unterstrichen, repräsentative Bilder in den Köpfen von Teilen der Bevölkerung. Gleich den Nazi-Graffiti treten rigide und in der österreichischen Gesellschaft wesentlich überwunden geglaubte Werthaltungen hervor, die auch durch die vielfach geforderte und teils verordnete prompte Löschung der sie repräsentierenden Graffiti keineswegs verschwinden oder etwa beim Verlassen der Parks, die zentrale Stellen dafür sind, am Ausgang abgegeben werden. Zu den Charakteristika beispielshalber der Graffiti von Personen aus dem serbisch-stämmigen Teil der Bevölkerung oder jenem mit kosovarisch-migrantischem Hintergrund gehören die besonders zahlreichen Beantwortungen. Die Beschwörungen gnadenlos gegeneinander gerichteten Kampfes- und auch Tötungswillens sprengen die übliche Kurzform der Graffiti durch Wortreichtum und Ausführlichkeit. Dabei macht zumeist die Austauschbarkeit gleichartiger Parolen die Stupidität stereotyper Vorurteilhaftigkeit und ethnischer Feindschaften offensichtlich.

Geht man in der Analyse feindseliger Graffiti über die teils mörderischen Inhalte hinaus, erkennt man eine nicht zufällige Positionierung dieser Botschaften zu- und gegeneinander im öffentlichen Raum, die, wie Graffiti überhaupt, in der Zusammenschau eine interpretierbare Textur ergeben. Seit etwa 2005 kommt merklich anwachsend der inoffiziell geschriebene Diskurs bezüglich Religionen hinzu, der vor allem den Islam, die Moslems sowie das Christentum und seine Gläubigen betrifft.

Die Diskussionen um rassistische Graffiti entzündeten sich seit etwa 2003 an den namentlich in Wien tausendfach angeschriebenen Parolen gegen Schwarze. Den *Grünen*, *ZARA* (Verein für Zivilcourage und Antirassismuarbeit), *SOS-Mitmensch* und verwandten Organisationen kommt einerseits das Verdienst zu, das Problem in die breitere öffentliche Diskussion eingebracht und eine Sensibilisierung in Teilen der Bevölkerung bewirkt zu haben. Ihre beharrlichliche Forderung in Sachen gesetzlicher Löschung rassistischer und fremdenfeindlicher Graffiti, zwischen denen sie keinen Unterschied machen, beruht jedoch auf mehreren Missverständnissen. Folgenreich ist die Uneinsichtigkeit, dass die stereotyp angeschriebenen Parolen gegen Schwarze fast ausschließlich und graphologisch nachweisbar von maximal vier Personen emittiert werden. In fast derselben Ausschließlichkeit werden von den genannten Gruppen diese Parolen dokumentiert und zur Anzeige gebracht. In den Diskussionen schob sich durch dieses Vorgehen mit der Zeit eine pauschale Verurteilung und Stigmatisierung der autochthonen Bevölkerung als rassistische in den Vordergrund. Die überaus zahlreicheren, im ganzen Land anzutreffenden rassistischen und fremdenfeindlichen Markierungen jedoch, die nicht Schwarze betreffen, werden in diesen Diskussionen ausgespart. Ein Großteil der Letzteren geht jedoch nicht auf die autochthone Bevölkerung zurück, sondern auf sich über ihre Ethnizität definierende Gruppen. Die Antirassismus-Organisationen lassen unbeachtet, dass eine beträchtliche Anzahl und räumliche Verbreitung von rassistischen und fremdenfeindlichen Graffiti, die immer aus derselben Hand einer Person oder einer winzigen Gruppe entstanden sind, markant weniger repräsentativ für gesellschaftliche Einstellungen ist als eine große Anzahl von rassistischen und fremdenfeindlichen Graffiti aus einer erheblichen Zahl an Händen und in räumlich weiter Verbreitung. Zwar sind Erstere im Alltag präsent, die anderen allerdings zeugen von einer alltäglichen Verbreitung bestimmter Gesinnungen in der Bevölkerung.

Beim Besuch einer HausmeisterInnenversammlung erfuhr ich von der seitens der verwaltenden Instanz der Wiener Sozialbauten bereits ausgegebenen Weisung, rassistische, fremdenfeindliche und sexistische Graffiti im Bereich der Gemeindebauten umgehend zu übermalen. „Kommen ohnehin gleich wieder hin“, klagte eine Hauswartin über die Nutzlosigkeit solcher Aktionen. In Wien war es die *Grüne Jugend* des 7. Bezirks selbst, die bereits 2004 in der jährlichen Publikation von *ZARA* dieses Phänomen beschrieb.⁶ Auch die Graffiti-Forschung gibt der Hauswartin recht, nicht nur meine eigene, auch andere Arbeiten führen den Nachweis, zuletzt eine aus England.⁷

6 Bericht der Grünalternativen Jugend Wien. In: Verein ZARA – Zivilcourage und Anti-Rassismus-Arbeit (Hrsg.): *Rassismus Report 2004*. Wien 2005, 43-45, 44.

7 Vgl. Lynn, Nick u. Lea, Susan J.: „Racist“ graffiti: text, context and social comment. In: *visual communication*, 4 (2005), H. 1, 39-63.

Ein Nebenresultat ist erwartungsgemäß überall die Löschung der gesamten Graffiti-Kultur. Wie beispielsweise sollten ältere HauswartInnen auch differenzieren, dass es sich um ein antirassistisches Graffiti eines HipHoppers handele, wenn sie mit dem Begriff „Niggaz“ konfrontiert sind.

Als bisher einzig wirksames Mittel, die Graffiti gegen Schwarze einzudämmen, hat sich deren Beantwortung im gleichen Symbolsystem erwiesen. Löschen macht nur neuen rassistischen Graffiti Platz. Diese von mir lange behauptete Erkenntnis trug mir untergriffige Anfeindungen ein, von der Behauptung, ich halte rassistische Graffiti für Kunst, bis zur Verdächtigung des Sympathisierens mit Rassisten. Obwohl ich lange Zeit glaubte, es sei offensichtlich, dass die Problematik Rassismus und Fremdenfeindlichkeit zielführend nur in ganzheitlichem Verfahren angegangen werden kann, widmete ich mich an anderer Stelle ausführlicher den inkriminierten „Schmierereien“ gegen Schwarze und konnte belegen, dass dort, wo man diese Parolen löscht, damit in erster Linie nur Platz für gleichartige geschaffen wird, dort aber wo sie beantwortet werden, fast nie neue hinzu kommen.⁸

Das Bild der sauberen Stadt meint nicht allein die Abwesenheit von Schmutz, als solcher wird vielfach auch Graffiti empfunden. Die Sauberkeit einer Stadt steht für viele Menschen und die Verwaltung auch für die Makellosigkeit der sie bewohnenden Gesellschaft selbst. Es wäre die gesetzliche Löschung der rassistischen Parolen nichts als Camouflage jener Realität, deren Spiegel Graffiti zum Gutteil sind. Ein Politiker aus den Reihen der Löschesetz-Befürworter verteidigte in einer E-mail an mich seine Einstellung damit, dass es gesetzwidrig sei, Graffiti zu beantworten – und sei es nur mit einem (Durch-)Strich. Zugleich gehört er jenem Personenkreis an, dem das Wort Zivilcourage gegenüber anderen locker über die Lippen kommt. Es wäre, so gesehen, die Praxis der Ausblendung gesellschaftlicher Realität durch VolksvertreterInnen an sich ein relevantes Thema unseres Fachs.

Ein volkskundlich interessantes Ergebnis meiner Untersuchungen ist weiters die Tatsache, dass auch ohne das von den diversen Organisationen vehement geforderte Löschesetz die wesentlich sinnvollere und effektivere Beantwortung der inkriminierten Parolen bereits 2004 umfangreich eingesetzt und ab 2008 über die Neuemissionen ‚gesiegt‘ hatte. Die zwei bis vier fanatischen Parolenschreiber hatten die Abstimmung

8 Northoff, Thomas: WortGraffiti: Texturen inoffizieller Botschaften im Öffentlichen Raum. Identitätsrepertoires und Transportmittel der ethnischen Abgrenzung. Dissertation in Europäischer Ethnologie. Wien 2009, 301-378.



auf der Straße gesucht und verloren. Dieses Faktum gibt nicht nur meiner These des Antwortens im gleichen Symbolsystem recht, sondern bezeugt, dass in diesem Falle eindeutig die Basis den sich fortschrittlich wählenden PolitikerInnen voraus war. Da die Volkskunde sich auch mit widerständigen Strömungen im Volk beschäftigt, halte ich dieses Ergebnis Graffiti betreffend für das überraschendste und Hoffnung wek-
kendste der letzten Jahre.

Die Einbettung der von vielen Individuen und Gruppen als geistiger Abfall angesehenen rassistischen und fremdenfeindlichen Graffiti in die Gesamttextur, die ja eine genauso beträchtliche Anzahl fremdenfreundlicher Botschaften und Gegenpositionen enthält, erlaubt also zu berücksichtigen, dass auch in der Sprache an den Wänden ein Gutteil der fremdenfeindlichen oder rassistischen Graffiti gewissermaßen demokratisch neutralisiert wird. Dies geschieht allerdings, wie ich feststellen musste, fast ausschließlich von Seiten autochthoner SchreiberInnen. Aus den Reihen des Bevölkerungsteils mit migrantischem Hintergrund wird der Fremdenfeindlichkeit in Graffiti so gut wie ausschließlich wiederum Fremdenfeindliches entgegengesetzt. Während sich die Spaltung in RassistInnen/FremdenfeindInnen und VertreterInnen der Gegenposition im autochthonen Bevölkerungsteil unübersehbar in den jeweiligen Graffiti spiegelt, scheint rassistisch anmutende Fremdenfeindlichkeit in den Graffiti sich ethnisch definierender Gruppe der Bevölkerung geradezu ein Konstituens der je eigenen Identität zu sein.

Ein Beispiel aus vielen möchte ich beschreiben: In einem Park dokumentiere ich eines der in Wien zahllos vorzufindenden Cetnik-Zeichen. Ein etwa zwölfjähriger Junge bemerkte dies. Stolz wies er mich auf die gleichen Zeichen im Nahbereich hin und wollte, dass ich sie alle fotografiere. Ich dokumentierte aber auch die Zeichen der ebenfalls rechtsextremen Ustascha. „Nein!“ rief er, „Das nicht, das ist böse, das ist Dreck!“ Er stellte sich so vor das ‚feindliche‘ Graffito, dass ich es nicht fotografieren konnte.

Im Zusammenhang mit den zahllosen, auffallend oft mit aggressiver Sexualität konnotierten nationalen Fremdenfeindlichkeiten dieser Graffiti-Kategorie, erhebt sich die Frage, weshalb bereits Kinder im Alter dieses Jungen (der bestens Deutsch sprach und, wie er erzählte, in Österreich geboren und aufgewachsen war) derartige Hassgefühle entwickeln, die sich in Form von Unsicherheit, Gewalt und Obszönität kanalisieren und sie bereits die Symbole der Anderen als „Dreck“ wahrnehmen lässt. Derlei findet man – in weit milderem Maß – ansonsten nur in Wahlzeiten, in denen Persönlichkeiten durch angebrachte Zuschreibungen wie „Rabenmutter“, „Ehebrecher“, „Tschuschenhure“ etc. als menschlich minderwertig und unwählbar hingestellt werden sollen.

Weltweit bewegt die starke Expressivität der verbalen Graffiti insbesondere in angespannter Situation mit- oder nebeneinander lebende Bevölkerungsgruppen, wie in Europa beispielsweise im Baskengebiet oder in Nord-Irland, zum Teil auch in Sardinien oder extrem stark nach wie vor in Teilen der Balkanländer. Über die Sprache an den Wänden signalisieren einander die, die nicht miteinander sprechen können oder wollen, ihren Hass. Graffiti können also kollektive Gefühle von Gruppen ausdrücken. Sie bilden für sich selbst eine Realität und spiegeln Realitäten. Sie sind Zeichen und Objektivationen im Raum, die sowohl den Schreibenden als auch den SympathisantInnen helfen, sich ihrer Identität zu versichern. Umgekehrt bewirken sie das Gleiche bei den GegnerInnen. Die bestärkten Identitäten wiederum können Verhalten steuern. Auf diese Weise vermögen Fremd- und Feindbild-Graffiti reale Kampfzonen zu sein, die das ‚Säbelrasseln des Krieges‘ an eigentlich friedvolle Orte tragen. Die Analyse solcher Graffiti kann daher als Indikator für schwelende und vor dem akuten Ausbruch befindliche Konflikte dienen. Die Wände von ihnen zu säubern, beendet nicht den Konflikt, sondern blendet ihn lediglich aus und verschiebt das ‚Brodeln‘ unter die Oberfläche.

Das junge Alter vieler EmittentInnen (vorwiegend männlich) mit migrantischem Hintergrund bezeugt, was selten zugegeben wird: Der verächtliche bis feindliche Blick auf andere ist bereits Teil ihrer Identität und ihres Seins. Hier noch würde es Sinn machen pädagogisch anzusetzen und die Jugendlichen in der Konfrontation mit ihrer eigenen Ausdrucksweise, ihren im Grunde ähnlichen Graffiti, in gemischten Gruppen zu Reflexionen anzuleiten.

Pfui!

Die notorisch in Graffiti auftauchenden Schimpfwörter sind nahezu immanente Bestandteile dieser Äußerungsart, ungeachtet ob sie Ethnien, Nationen, Einzelpersonen oder irgendwelche Gruppierungen beschreiben oder treffen sollen. Schimpfwörter gehören gewissermaßen zum Alltag und sind in ihrer ‚Softform‘ geduldet. Primär sind es die sogenannten „schmutzigen Wörter“, an welche Menschen denken, wenn sie sich über die „Schmierereien“ empören. Mit dieser Entrüstung geht die breit vertretene Meinung einher, nur auf niedrigster Stufe stehende Subjekte würden Wände beschreiben. Die Menschen hören mit Unverständnis, dass „so etwas“ Gegenstand von Forschung ist. Der Gebrauch bestimmter Schimpfwörter ist allgemein von großem wissenschaftlichem Interesse.⁹ Ein Teil dieses Sprachguts ist in seiner Anhäufung typisch

⁹ Vgl. u. a. Kretzenbacher, Leopold: Schimpfwörter aus nationaler und aus religiös-konfessioneller

für bestimmte Gruppen. Es zeigen sich beispielsweise Bilder über die Geschlechter und somit auch über Lebenswirklichkeiten.

Welche Macht der Zeitgeist in der Forschung ausübt/e, kann man dem bedeutenden Sammelwerk „Anthropophyteia“¹⁰ entnehmen, dessen Herausgeber, der Volkskundler Friedrich Salomo Krauss, wiederholt Graffiti-Sammlungen aufnahm und schon 1904 auf das nonreaktive Verfahren hinwies. Obwohl er in den ausführlichen Vorworten zu jedem einzelnen Band der Rechtfertigung seiner vor allem auf die Sexualität fokussierenden Forschung reichlich Platz einräumte, war er eminenten Anfeindungen und Schwierigkeiten ausgesetzt (u. a. vom Berliner *Volksbund zur Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild*). Eine Vergegenwärtigung dieser Schwierigkeiten und Angriffe macht die jahrzehntelange Hemmung der Europäischen Ethnologie begreiflicher, sich mit Graffiti zu befassen – sie sind oft extrem sexuell konnotiert, drücken kontroversielle politische Inhalte oder sonstige Meinungen aus, die es offiziell nicht gibt oder geben darf, sie verbreiten Sichtweisen über die ‚man‘ nicht spricht, Wörter, die ‚man‘ nicht verwendet. Leopold Schmidt jedoch kommt die Ehre zu, bereits 1940 zur Beachtung der „Mauerinschriften“ ermuntert zu haben.¹¹ Krauss replizierte auf die Anwürfe in den Vorwörtern seiner „Anthropophyteia“, er betrachte Volkskundler nicht als „Sittenrichter“, sondern als „Sittenergründer“, die hinzusehen haben, wo das „Volk“ unbewusst sein Fühlen und Treiben offen lege.¹²

-
- Gegnerschaft. In: Gerndt, Helge (Hrsg.): Stereotypvorstellungen im Alltagsleben. Beiträge zum Themenkreis Fremdbilder – Selbstbilder – Identität (= Münchner Beiträge zur Volkskunde, Bd.8). München 1988, 67-82, 68; Read, Allen Walker: Classic American Graffiti. Lexical Evidence from Folk Epigraphy in Western North America. A Glossarial Study of the Low Element in the English Vocabulary. Wisconsin 1977 (Orig. Paris 1935; Privatdruck, limitiert auf 75 nummerierte Exemplare), 17; Reitani, Luigi: Vielvölkerstaat vs. Ausländerfeindlichkeit. In: Swoboda, Hannes (Hrsg.): Wien. Identität und Stadtgestalt. Wien u. a. 1990, 111-118; Thiel, Axel: Sprüche und Kommunikation aus Damen- und Herrentoiletten aus einer Hochschule der BRD und aus einem großen Industriebetrieb. Beiträge zur Graffiti-Forschung (= Quellenmaterial zur Sexualpädagogik. Arbeitsgruppe Psychosoziale Probleme und visuelle Kommunikation). O. O. 1982; Welzig, Werner: Wie ein Schimpfwort zum Schimpfwort wird (Interview). In: Thema. Das Forschungsmagazin der österreichischen Akademie der Wissenschaften, (2009), H. 3, 8 f.
- 10 Krauss, Friedrich Salomo: Anthropophyteia. Jahrbücher für folkloristische Erhebungen und Forschungen zur Entwicklungsgeschichte der geschlechtlichen Moral. 10 Bde. Leipzig 1904–1913.
- 11 Schmidt, Leopold: Wiener Volkskunde. Ein Aufriß (= Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Ergänzungsbd. 16). Wien 1940, 114.
- 12 Krauss, Friedrich Salomo: Vorwort. In: Anthropophyteia. Jahrbücher für folkloristische Erhebungen und Forschungen zur Entwicklungsgeschichte der geschlechtlichen Moral, 1 (1904), VII-XXI, IX.

Müll – die Bedrohung unserer geordneten Kultur. Oder: ist unsere Welt auf Müll gebaut?

Anny Franzelin und Thomas Rupert Winkler

Kulturanalyse setzt sich auch mit den vermeintlichen ‚B-Seiten‘, den weniger attraktiv eingeschätzten Elementen von Kultur auseinander, wie etwa mit dem Thema Abfall und Müll. Diese Befassung mit Abfall und Müll ist für die Europäische Ethnologie eigentlich nichts Neues. Bereits in der Anfangszeit des Faches interessierte man sich besonders für das Altbackene, Ausgediente und Verworfenen der vorindustriellen Gesellschaft. Im Gegensatz zur aktuellen Auseinandersetzung begegnete man den ausgedienten Artefakten jedoch auf ganz andere Art und Weise: Durch Konservierung und gezielte museale Inszenierung erfuhren die materiellen Artefakte vergangener Kulturen eine Neu- und Umnutzung sowie, damit verbunden, eine Überhöhung.¹

Auch heute kommt dem Phänomen Müll im Fach große Bedeutung zu – vor allem als Ausgangspunkt für historische und kulturanthropologische Überlegungen. Nicht zuletzt die Rede über die ‚Wegwerfgesellschaft‘ befördert dieses Forschungsinteresse. Ganz in diesem Sinne wertet auch Aleida Assmann Müll als nicht intendierte Überlieferung unseres „unscheinbaren Alltag[s]“² und damit als Überlieferung im diametralen Gegensatz zu schriftlichen, also bewusst verfassten Dokumenten. In dieselbe Richtung führten bereits in den 1960ern die Überlegungen von Herbert Freudenthal – er hielt fest: „Eine Zivilisationsstufe dokumentiert sich nicht nur in ihren positiven Leistungen, sondern auf der Gegenseite – auch in dem Strandgut, das sie als wertlos ausscheidet. [...] D]a es sich [bei Müll] um eine durchgängige Erscheinung handelt, sollte sich auch die Volkskunde einmal mit ihr beschäftigen.“³

1 Vgl. Windmüller, Sonja: Abfallkultur. Volkskundliche Aspekte des modernen Mensch-Müll-Verhältnisses. In: Fansa, Mamour u. Wolfram, Sabine (Hrsg.): Müll-Facetten von der Steinzeit bis zum Gelben Sack. Oldenburg 2003, 113-121, 113.

2 Assmann, Aleida: Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses. München 2006, 213.

3 Freudenthal, Herbert: Der „Wohlstandsmüll“. In: Beiträge der deutschen Volks- und Altertumskunde 10 (1966), 123; zit. n. Windmüller 2003 (wie Anm. 1), 113.

Wertvorstellungen, Machtstrukturen und gesellschaftliche Tabus. Mithilfe der Kategorie ‚Müll‘ wird schließlich eindeutig zwischen Wert und Wertlosigkeit, Sauberkeit und Schmutz entschieden; vielleicht aber auch zwischen Vernunft und Unvernunft sowie zwischen Sicherheit und Gefahr.

1. Müll ist nicht gleich Müll

Müll wird nicht nur als etwas Unangenehmes, sondern oft regelrecht als eine Bedrohung wahrgenommen, die jeder möglichst weit weg von seinem unmittelbaren Umfeld haben will. Obwohl alle Müll produzieren und wissen, dass dieser auch entsorgt werden muss, gibt es stets heftige Proteste der BürgerInnen, wenn in ihrer Nähe eine Mülldeponie oder eine Müllverbrennungsanlage geplant wird. Diese Reaktionen erscheinen durchaus berechtigt, denn die nähere Umgebung derartiger Einrichtungen wird schnell zu einer Problemgegend, in der Grundstücke und Häuser rapide an Wert verlieren und aus der jene, die es sich leisten können, wegziehen.

Als Teil der Volkswirtschaftslehre beschäftigt sich die Umweltökonomie schon seit geraumer Zeit mit dem „NIMBY-Effekt“; Politik und Wirtschaft versuchen dem Phänomen mit Hilfe von Anreizsystemen, meist finanzieller Natur, Herr zu werden. Das Akronym steht für „Not in my Backyard“, und der Slogan bringt auf den Punkt, dass die Notwendigkeit von Müllverbrennungsanlagen und -deponien der Bevölkerung zwar einleuchtet, niemand solche Einrichtungen jedoch in seiner Umgebung haben will. Jene Kompensationen, die als Entschädigung angeboten werden – etwa Veranstaltungsräume, Betreuungsinstitutionen oder andere soziale Einrichtungen – werden von den AnrainerInnen meist als unmoralisch und nicht akzeptabel angesehen. Über Müll und Abfall, so darf man unter Ausblendung der Tatsache, dass die wenigen Betroffenen die Last der Gesamtheit tragen müssten, mutmaßen, soll nicht weiter verhandelt werden, sie sollen am besten einfach verschwinden.

Dieser Verdrängungs- und Ausblendungsmechanismus lässt sich auch im Nahebereich der inzwischen liebevoll mit dem didaktischen Euphemismus „Wertstoffinsel“ befrachteten Müllsammelstationen nachzeichnen. Wie schon zuvor angemerkt, befürwortet beinahe jeder diese Sammelstellen für Altpapier, Glas und Metall – jedoch keinesfalls vor der eigenen Haustür. So werden die Inseln hinter dichten Hecken und Ähnlichem versteckt, um das ästhetische Empfinden und das Stadtbild nicht weiter zu beeinträchtigen. Ein Ausblenden, das in Zeiten, denen Transparenz als Garant von Sicherheit gilt, aber mit einem großen Unsicherheitsempfinden an solch versteckten, uneinsehbaren

Orten bezahlt wird. Angesichts des oftmals ungepflegten Erscheinungsbildes derartiger Einrichtungen könnte man weiter folgern, dass dieses verschämte Ausblenden auch eine nachlassende Wirksamkeit der sozialen Kontrolle nach sich zieht und dazu verleitet, den Müll nicht den Anforderungen entsprechend zu trennen, sondern ihn ‚wild‘ abzulagern. Ein noch ungepflegteres Erscheinungsbild ist die Folge, denn chaotische Plätze lassen eine geordnete Entsorgung absurd erscheinen. Hier muss freilich auch auf die Entsorger verwiesen werden, die die Entleerungen meist nicht bedarfsorientiert durchführen, sondern betriebswirtschaftlich ausrichten. So werden Orte, die eigentlich der Sauberkeit und Ordnung dienen sollen, mitunter zu Orten des Schmutzes, der Unordnung und Unsicherheit.

Dass Mülltonnen als Gradmesser für Wohlstand dienen können, wird im Roman „Monsieur Ibrahim und die Blumen des Koran“ deutlich hervorgehoben. Monsieur Ibrahim erklärt seinem jungen Freund Moses:

„Oh, Momo, hier sind wir bei den Reichen: Schau mal, die haben Mülltonnen.“

„Mülltonnen. Na und?“

„Wenn du wissen willst, ob du in einer reichen Gegend bist oder in einer armen, dann schau dir die Mülltonnen an. Siehst Du weder Müll noch Tonnen, dann ist sie sehr reich. Siehst Du die Tonnen und keinen Müll, dann ist sie reich. Siehst Du den Müll neben den Tonnen, dann ist sie weder reich noch arm, sondern von Touristen überlaufen. Siehst du den Müll ohne Tonnen, dann ist sie arm. Und leben Menschen im Müll, dann ist sie sehr, sehr arm. Hier ist es reich.“

„Sicher, wir sind ja auch in der Schweiz.“⁴

Eine aufmerksame Beobachtung, die sich ebenfalls am Lokalbeispiel Innsbruck nachzeichnen lässt – in von TouristInnen vielbesuchten Bereichen wie in den exklusiveren, den ‚besseren‘ Wohngegenden werden Müllcontainer eher versteckt. Insgesamt drängt sich dadurch die Vermutung auf, dass nicht alle Gegenden dieselbe Behandlung bezüglich Sauberkeit und Ordnung erfahren. Überdies verfügen die öffentlichen Mülleimer in elitären Stadtteilen nicht selten über ein ansprechenderes Design und werden zudem häufiger geleert. Im Seminar „SOS – Sauberkeit – Ordnung – Sicherheit“ wurde von Johanna Rolshoven in diesem Zusammenhang auch auf ansprechend gestaltete Mülleimer verwiesen, wie sie beispielsweise in Zürich zu finden sind. Die hinter dem Design stehenden Überlegungen sind dabei überraschend weitreichend, denn die Mülleimer sollen sich nicht nur harmonisch in das Stadtbild einfügen, sondern hin-

⁴ Schmitt, Eric Emmanuel: Monsieur Ibrahim und die Blumen des Koran. Frankfurt a. M. 2004, 81 f.

ter der Gestaltung steht zudem ein Vermittlungsansatz, der den Akt des Wegwerfens durch gezielte Stilbrüche mit einem ‚gewissen Etwas‘ versehen will. Die Mülleimer sollen durch ihre ungewohnte Form gleich ‚ins Auge stechen‘, sie sollen also auffallen. In Zürich fordern „Abfallhaie“,⁵ die an ein offenes Haimaul erinnernden öffentlichen Abfallerimer, außerdem durch Aufkleber mit doppelbödigen Aussagen wie „Nimm mich“ zur Benützung auf.



Verkleidete Müllinsel im Innsbrucker Villenviertel Saggen; Foto: Franzelin

Aber nicht nur die Entsorgungsvorrichtungen und deren Entleerungsfrequenzen teilen Städte sichtbar in Quartiere unterschiedlicher Qualität. Der Müll selbst stellt ebenso einen Wohlstandsindikator dar. Müll ist nicht gleich Müll – hier lässt sich quasi auf einer Skala der ‚bessere Müll‘ („a better class of garbage“) vom ‚schlechteren‘ unterscheiden.⁶ Die ‚Qualität‘ des Mülls ist abhängig davon, in welchem Stadtteil er anfiel

5 Jaggi, Daniel: „Haie“ fressen Züricher Abfall. In: Zürcher Unterländer, 9.1.2003. Online unter: http://www.bruco.ch/fileadmin/user_upload/Presseberichte/Zeitungen/030109%20090103%20Z%FCrcher%20Unterl%E4nder%20Hai%20gewinn%20Preis.pdf (Stand: 1.8.2010).

6 Lindner, Rolf: Vom Wesen der Kulturanalyse. In: Zeitschrift für Volkskunde, 99 (2003), H. 2, 177-187, 186.

und welche soziale Schicht ihn produzierte. In dem US-amerikanischen Spielfilm „A Thousand Clowns“⁷ kommt dieser Sachverhalt ganz gut zum Ausdruck. Der Protagonist Murray Burns, ein seit fünf Monaten arbeitsloser TV-Drehbuchautor, lebt zusammen mit seinem 12-jährigen Neffen Nick in einem unordentlichen New Yorker Ein-Raum-Appartement; zuletzt schrieb er die Gags für einen Komödianten, der eine Kindersendung moderierte. Burns ermahnt seinen Nachbarn:

„This is your neighbour speaking. I'm sure I speak for all of us when I say that something must be done about your garbage cans in the alley here. It is definitely second-rate garbage. Now, by next week I want to see a better class of garbage, more empty champagne bottles and caviar cans!“⁸

Eine leere Flasche Champagner evoziert jedenfalls andere Bilder als verbeulte Billigbierdosen. Erinnert die Flasche an rauschende Feste und romantische Abende, ruft die Dose womöglich eher die Assoziation eines tristen Besäufnisses alkoholkranker Subjekte hervor. Was wir wegwerfen, spielt also durchaus eine Rolle für das, wie wir wahrgenommen werden.

2. Das ‚Herauskehren‘ eines Stadtteils – eine Stadt und ihre Gesichter

Als touristisches Zentrum der Alpen- und Olympiastadt Innsbruck ist, wie bereits erwähnt, die historische Altstadt ein gutes Beispiel für eine sorgsam gepflegte und bevorzugt behandelte Gegend. Es ist auffällig und interessant, wie penibel in den Touristenflaniermeilen auf Sauberkeit, Ordnung und Sicherheit geachtet wird. Dies beginnt etwa damit, dass regelmäßig – auch nachts und in den frühen Morgenstunden – die Straßenreinigung Plätze und Wege säubert, und zieht sich weiter bis zur polizeilichen Wegweisung unliebsamer Personengruppen wie BettlerInnen und Obdachlosen. Aus Sicht der EntscheidungsträgerInnen wäre es ein Imageschaden, wenn unter dem Goldenen Dachln, dem Wahrzeichen der Stadt, etwa Bettelnde sitzen würden. Das könnte nicht nur den Geschäftsgang der umliegenden Shops stören, sondern auch das Ordnungs- und Sicherheitsempfinden der zahlenden Gäste beeinträchtigen. Doch das eigentliche soziale Problem wird durch das Wegweisen lediglich verlagert – im konkre-

7 A Thousand Clowns, Regie: Fred Coe, Buch: Herb Gardner, USA (United Artists) 1965.

8 McNamee, Gregory: Academy Award-Winning Films of the Past: For Fans of A Serious Man, There's A Thousand Clowns (2010). Online unter: <http://www.britannica.com/blogs/2010/03/academy-award%e2%80%93winning-films-of-the-past-for-fans-of-a-serious-man-theres-a-thousand-clowns/> (Stand: 14.6.2010).

ten Fall an den Bahnhof oder in die Parkanlagen der Stadt. Die Lösung der sozialen Probleme bedürfte mehr als Eingriffe kosmetischer Art.

Verlässt man die Touristenpfade, so finden sich in Innsbruck auch Stadtteile, die allein durch den dortigen Umgang mit Müll ein anderes Bild abgeben. Nicht, dass von ‚Vermüllung‘ gesprochen werden könnte, aber der Kontrast zu den touristischen Zentren ist augenfällig. Der erste Eindruck wird nicht nur durch den mancherorts herumliegenden Müll hervorgerufen, sondern auch dadurch, dass die Häuser – im Vergleich zu den für Hochglanz illustrierte und Werbeprospekte präparierten touristischen Fotokulissen der Innenstadt – zum Teil vernachlässigt wirken. Der Verputz bröckelt, die Farbe an der Fassade blättert, die Fensterrahmen und Fensterstöcke sind schon etwas marode.

Exemplarisch soll hier der nur wenige Straßenzüge umfassende und zwischen Autobahnzubringern und Bahntrassen gedrängte Bereich südwestlich des Stadtteils Wilten angeführt werden. Ortsfremden, die nicht wissen, dass sich hier mehrere Schulen befinden, drängt sich leicht der Verdacht auf, dass hier mehr Menschen, die in sozial schwierigen Verhältnissen leben, anzutreffen wären als anderswo. Ein Missverständnis, das durch das vergleichsweise schmutzige Ambiente und überbordende Mülleimer weiter verstärkt wird und mitunter ein gewisses ‚ghetto feeling‘ und damit verbunden ein subjektives Gefährdungsempfinden nach sich ziehen kann. Also: Solange sich der Müll ‚unsichtbar‘ in seinen speziellen Sammelbehältern und Mülltonnen befindet, ist er „sozusagen ‚gebändigt‘ und nicht mehr bedrohlich“.⁹ Doch wenn die Behälter überquellen oder der Müll gar außerhalb davon verstreut abgelagert wird, stört Unrat nicht nur, sondern dann verwandelt er sich in eine ausgewachsene Bedrohung. Weggeworfenes und Wertloses ist allzu sichtbar da und offensichtlich wird dieses äußerliche Merkmal allzu leicht auf vor Ort befindliche Personengruppen übertragen – und seien es SchülerInnen, die lediglich ihre Pausen außerhalb der Schulgebäude verbringen.

3. Die ungeliebten Müllbeseitiger

Menschen, die den Müll entsorgen, wurden zwar immer als sehr nützlich angesehen, aber sozial nicht gewürdigt. Die Arbeit galt und gilt als schmutzig, wurde und wird

9 Meyer, Lieselotte Sirikit: Alltagsproblem Müll – Vom Loswerden der Dinge. In: bricolage. Innsbrucker Zeitschrift für Europäische Ethnologie, 2 (2004), Müll/Abfall. Kulturwissenschaftliche Betrachtungen, red. v. Reinhard Bodner u. Kathrin Sohm, 74-79, 78.

deshalb gesellschaftlich nur wenig akzeptiert. Um dem abzuweichen, bedient sich die Politik mehrerer Strategien: Zum einen auf Ebene der Sprache, indem der Müllmann in einen „professionellen Abfallentsorger“ verwandelt wird. Zum anderen wird aus Müll (geordnet) eine Reihe von „Wertstoffen“.

Innerhalb der Riege der Entsorger kommt allerdings auch jenes Phänomen der Differenzierung zwischen ‚guten‘ und ‚schlechten‘ Gegenden wieder zum Tragen, das bereits anhand der Müllqualität festgestellt wurde. Den Angestellten der Münchner Müllabfuhr wurde deshalb vor einiger Zeit die Annahme von Trinkgeldern untersagt. Konkreter umrissen lag der Grund dieser Maßnahme im Unterschied zwischen ‚reichen‘ und ‚armen‘ Stadtvierteln, der den im reichen Münchner Süden tätigen Müllmännern zu Weihnachten manchmal Trinkgelder von mehreren hundert Euro bescherte, während die Kollegen in ärmeren Vierteln leer ausgingen, was zu erheblichen Spannungen innerhalb der Belegschaft führte.¹⁰ Zudem ging man in der Vorbereitung dieser Verbotsmaßnahme auch davon aus, dass sich die Wohlhabenden aufgrund der Trinkgelder unberechtigterweise eine bevorzugte Behandlung in Belangen der Müllbeseitigung erwarteten. Durch diese Diskrepanz gewinnt der Ausdruck „a better class of garbage“ eine neue Dimension, da es hier nicht bloß auf die Art des Mülls, sondern vielmehr auch auf die mit ihm verbundene Dienstleistung ankommt.

4. Saubere Werbekampagnen und Sauberheitskampagnen – wie blütenrein ist Tirol?

Wenn für bereits bezahlte Konsumgüter beim Wegwerfen ein zweites Mal Kosten anfallen¹¹ und sich Begriffe wie „Müllwirtschaft“ in unseren Sprachschatz eingebürgert haben, wenn es weder billig noch bequem ist, seinen eigenen Müll richtig zu entsorgen,¹² kann schon mal etwas im Straßengraben landen – vor allem, wenn keiner zuschaut. Galten Müllablagerungen im Wald vor Jahrzehnten noch als Kavaliersdelikt, so würde sich heute niemand offiziell dazu bekennen. Dennoch und parallel dazu passiert illegale Deponierung wieder verstärkt. Könnte es sein, dass die Menschen des exakten Trennens und des vielleicht sogar überfordernden Umgangs mit verbrauchtem Material überdrüssig sind und sich auch von der Verwertungsindustrie betrogen fühlen?

¹⁰ Vgl. Lenders, Julia: Trinkgeld-Stopp für Müllmänner. Online unter: <http://www.abendzeitung.de/muenchen/69760> (Stand: 10.6.2010).

¹¹ Vielfach werden die Müllgebühren exakt nach der Quantität des Mülls verrechnet.

¹² Die Wertstoffinseln bezeugen diese Verantwortungsübertragung auf die VerbraucherInnen an jeder Ecke.

„Ich bin die L 13 und kein Müllplatz“, wendet sich die Straße zu den AutofahrerInnen und richtet sich dabei in einer sehr persönlichen Form an die VerbraucherInnen – ganz ähnlich wie die vorhin erwähnten Züricher Hai-Mülleimer. Die Transparente sind Teil der „Bleib sauber Tirol“-Kampagne und erinnern an ähnliche Ansätze, wie etwa die Aufforderung, bei Bergtouren anfallenden Müll wieder mitzunehmen, die schon früh im Alpentourismus propagiert wurde. Doch noch einmal gefragt: Warum sind solche Mahnschilder heute überhaupt noch notwendig?



„Bleib sauber Tirol“-Kampagne an Tirols Straßen; Foto: Franzelin

Die Marketingabteilung des „Tiroler Tourismusverbandes“ ist sich des Werbe-Wertes eines sauberen Tourismuslandes Tirol offensichtlich bewusst. Durch ästhetisch ansprechende, aber gewiss überzogene Werbekampagnen wird genau dieses saubere und natürliche Tirol propagiert. Gleichzeitig wird anhand derartiger Werbemaßnahmen auch definiert, was es zu schützen gilt: Saubere, saftig grüne Wiesen leuchten von den Plakatwänden, ein reines Weiß prägt das Bild der kalten Jahreszeit. Kein trüber Fleck stört den guten Eindruck. Ist Tirol wirklich so sauber, wie es zu sein vorgibt?! Das Image des Landes wird in Prospekten und Internetauftritten hochpoliert, die Verheißung des perfekten Urlaubs – eine romantische Projektion des ‚natürlich‘ Schönen findet hier ebenso statt wie Identitätsstiftung unter den Attributen Sauberkeit und Natürlichkeit.

Griechenland und Italien werben auch mit azurblauem Wasser und sauberen Stränden, doch die Wirklichkeit empfängt UrlauberInnen oft anders. Im Hinterland finden sich bald einmal Bauruinen und Bauschuttablagerungsplätze und auch der Strand

selbst hat oft wenig Ähnlichkeit mit dem präsentierten Werbebild. Fällt einem aus der Distanz die Diskrepanz zwischen Werbeversprechung und Realität schneller auf, oder ist bei uns wirklich ‚alles besser‘? Wie sieht es bei uns hinter den (touristischen) Kulissen aus? Diese Frage stellte auch der gesellschaftskritische Autor und Dramatiker Felix Mitterer im vierten Teil der Fernsehserie „Piefke-Saga“¹³ auf satirische Art und Weise. Unter dem Titel „Die Erfüllung“ erlebt die deutsche Familie Sattmann ein Tirol, das scheinbar zu seinen Wurzeln und Traditionen zurückgefunden hat. Alles mutet perfekt an: Die Vorzüge des Winter- und Sommertourismus können gleichzeitig genossen werden, Trachten und Bräuche werden hochgehalten, „alles bio!“ lautet der omnipräsente Slogan. Doch die vorgegaukelt ideale Welt fängt bald zu bröckeln an und die Enttäuschung gipfelt in der Entdeckung, dass das gesamte Tirolerland mitsamt seiner Berge und Wälder auf Müll erbaut ist.

Wie wenig überzeichnet diese Dystopie ist, lässt sich – nur zum Beispiel – anhand eines saftig grünen Lärmschutzwalls im Tiroler Unterland bei Kramsach feststellen. 2009 wurde durch die Medien bekannt gemacht, dass der seit dreißig Jahren bestehende Wall neben der Autobahn aus Müll gebaut und demnach nichts anderes als eine oberflächlich begrünte Mülldeponie ist.¹⁴

Sind die auf die Selbstwahrnehmung bezogenen Reinlichkeitsvorstellungen also nichts weiter als positive Stereotype; wird der Müll in Tirol einfach nur geschickter versteckt? Mit Abfall und Müll müssen alle umgehen, aber wie unterschiedlich dies geschehen kann und was ein Mülleimer über die Mentalität eines Landes, einer Region aussagt, wurde vorhin schon anhand des Gesprächsausschnittes zwischen Monsieur Ibrahim und Moses angedeutet.

5. Müllfiguren in Kinderfilmen und Kinderbüchern

Müll und Abfall bergen viele Informationen über unser Leben. Ein Gedanke, mit dem die US-amerikanische Kinderfernsehserie „Fraggles“¹⁵ bereits 1983 spielte. Außerhalb der Fraggles-Welt und nur auf gefahrvollem Weg erreichbar, befindet sich ein Mist-

13 Die Piefke-Saga. Teil 4: Die Erfüllung. Buch: Felix Mitterer; Regie: Wilfried Dotzel. Österreich 1990 (DVD: Eurovideo, 2007).

14 Vgl. Lärmschutzwall vollgestopft mit Müll (2009). In: orf.at. Online unter: <http://tirol.orf.at/stories/386512/> (Stand: 20.6.2010).

15 Fraggles Rock. Idee: Jim Henson; TV-Serie/Puppenfilm, Canada u. United Kingdom, 1983–1987 (DVD: Universum Film GmbH, 2008)

haufen, eine Ansammlung von altem Obst, Gemüse, Konservendosen, Kaffeefiltern, Kartoffelschalen und sonstigem Müll. Diese Müllhalde namens Marjorie wurde eines Tages auf mysteriöse Weise zum Leben erweckt. Die Fraggles besuchen die Müllhalde in Situationen der Ratlosigkeit und bitten sie um Hilfe – denn Marjorie sieht alles, weiß alles und ist alles: Sie ist die ‚Allwissende Müllhalde‘, genießt quasi den Status eines Orakels. In dieser Hinsicht lässt Marjorie durchaus an Aleida Assmans Ansatz denken, Müll als intentionstfreie Quelle für die Rekonstruktion von Vergangenheit zu verstehen. Nicht mehr nur schriftliche Überlieferungen, Relikte oder Spuren sollen in die Vergangenheit führen, sondern gerade die Reste des Alltags – der Abfall – erlauben einen ungelenkten Blick zurück.¹⁶ Zurück zum Vergleich mit den Fraggles, der weiter vertieft werden kann: Marjorie, die Müllhalde, tritt nie alleine auf, sondern nur im Geleit zweier Ratten. Die Aufgabe dieser Begleiter besteht in der Deutung der Orakelsprüche und mit einem Augenzwinkern könnte man wohl festhalten, dass sie die Semiotiker sind, die Kulturanthropologen, die aus dem Chaos des Allwissens, Weisheit zu destillieren versuchen.

Ein etwas anderes Beispiel ist die sehr erfolgreiche Kinderbuchreihe „Die Olchis“ von Erhard Dietl, in der seit 1990 bis heute bereits 14 Bücher und ein Musical veröffentlicht wurden. Die Olchis sind eine Großfamilie von Phantasiewesen, die auf einer Müllhalde leben und sich von Abfall ernähren. Dieser Lebensraum erscheint nur im ersten Moment als Gegenwelt unseres Alltags, vielmehr sind die Olchis komplementäre Elemente unserer westlichen Wohlstandsgesellschaft: Sie essen gerne Dosen, Ofenrohre, Autoreifen, Regenschirme und Nägel und trinken dazu ein Fläschchen Fahrradöl, sie atmen gerne Autoabgase ein und baden bevorzugt in Schlammputzen.¹⁷ Umgeben von dem, was wir wegwerfen und aussondern, haben sie ihre Welt, in der sie zu Hause sind und sich wohl fühlen. Die verschiedenen Geschichten zeigen den jungen LeserInnen, dass nicht alles, was in ihrer Umgebung als schlecht und ekelhaft angesehen wird, auch für andere so gelten muss. Mit Augenzwinkern weist Dietl darauf hin, dass Müll auch seine guten Seiten haben kann, wenn man ihn nur zu schätzen weiß.

¹⁶ Vgl. Assmann 2006 (wie Anm. 2), 213.

¹⁷ Vgl. Dietl, Erhard: Das ist ein Olchi. Online unter: <http://www.erhard-dietl.de/html/olchiset.htm> (Stand: 30.6.2010).

6. Unsere Angst vor dem Müll besiegen

Die Europäische Ethnologie interessiert sich nicht nur für den Müll an sich, sondern auch für den Umgang mit ihm. Wir müssen alle mit Müll leben, obwohl ihn keiner haben, sehen oder riechen möchte. Müll wird in Säcken verpackt und gut verschlossen und seine Aufbewahrungsorte (Mülltonnen) werden aus dem Blickfeld genommen, denn Müll gilt auch als etwas Privates. Niemand lässt sich gerne in die Mülltonne schauen; wir sehen ihn als einen ausgesonderten privaten Teil, der niemanden oder gerade jetzt niemanden etwas angeht.¹⁸ Müll wird in einem Ausmaß versteckt, dass wir beinahe die Begriffe Scham und Tabu für dieses Handeln strapazieren möchten. Müll steht aber auch für um sich greifendes Chaos, das die gesellschaftliche Ordnung und Sicherheit gefährdet.¹⁹ Überspitzt formuliert: Müll ist der Anfang vom Ende. Sonja Windmüller hat aus den Reaktionen auf die prinzipielle Bedrohlichkeit von Müll zwei kulturelle Grundmuster identifiziert: Durch Wiederverwertung und Müllverbrennung können „einerseits die möglichst vollständige Abdrängung und Vernichtung des als gefährlich Ausgemachten, andererseits seine angestrebte Kontrollierbarkeit durch Zerlegung in überschaubare Bestandteile sowie deren sozioökonomische Wiedereingliederung“²⁰ erreicht werden. In den technischen Verfahren zur Aufbereitung und Wiederverwertung sieht Windmüller Parallelen zur Müllforschung als Zeichen- und Bedeutungswissenschaft: „funktionieren doch beide letztlich über eine möglichst umfassende Transformation von Abfällen in Werte, ihre Rücküberführung in die gesellschaftliche Sphäre“.²¹ Lassen wir uns vom Müll nicht abschrecken, wer weiß, wofür er uns noch nützt und wohin er uns führt.

18 Vgl. Silberzahn-Jandt, Gudrun: Zur subjektiven Wortbedeutung von Müll und Abfall – Narrative Skizzen. In: Mentges, Gabriele u. a.: Geschlecht und materielle Kultur. Frauen-Sachen Männer-Sachen Sach-Kulturen (= Münsteraner Schriften zur Volkskunde/Europäische Ethnologie, Bd. 6). Münster 2000, 111-124, 120 f.

19 Vgl. Windmüller, Sonja: Zeichen gegen das Chaos: Kulturwissenschaftliches Abfallrecycling. In: Zeitschrift für Volkskunde, 99 (2003), H. 2, 237-247, 243.

20 Windmüller 2003 (wie Anm. 19), 243.

21 Windmüller 2003 (wie Anm. 19), 246.

Es lebe die Stadt!¹

Notizen zur Widersprüchlichkeit halböffentlicher Räume im städtischen Kontext am Beispiel des Wiener Museumsquartiers

Anna Stoffregen

Service, Sauberkeit und Sicherheit sind häufig Argumente für die Umgestaltung städtischer Räume.² Diskutiert wird in diesem Zusammenhang auch die Verschiebung der Kategorien privater und öffentlicher Räume, vor allem unter dem Aspekt einer immer stärker anwachsenden dritten Kategorie, die als halböffentlich und/oder teilprivatisiert bezeichnet wird.³ Diese Kategorie bezieht sich auf Räume, die zwar als öffentliche präsentiert und wahrgenommen werden, sich jedoch in Privatbesitz befinden, wodurch auch das Verständnis von Öffentlichkeit verändert wird, da Nutzungsbefugnisse von Privatpersonen bestimmt werden können. Das bedeutet, Normen und Regelungen können ohne Mitspracherecht der Öffentlichkeit beschlossen werden. Das Wiener *Museumsquartier* ist ein solcher halböffentlicher Raum: Es ist rechtlich gesehen Privatgrund mit öffentlichem Durchgangsrecht – bis auf Widerruf.

Für meine Diplomarbeit, die sich mit der Wahrnehmung von Überwachungskameras im städtischen Kontext auseinandersetzt, befasste ich mich schon einmal mit dem Wiener *Museumsquartier*.⁴ Meine Aufmerksamkeit wurde bereits in diesem Zusammenhang auf die Hausordnung des *Museumsquartiers* gelenkt; eine geplante Erweiterung/Änderung der Hausordnung führte im Sommer 2009 zu teils heftigen Reaktionen, mit denen ich mich im Folgenden auseinandersetzen werde. Im Vorfeld wird die Entstehungsgeschichte und -debatte der Einrichtung thematisiert, die für die Betrachtung des Selbstverständnisses des *Museumsquartiers* eine Rolle spielt.

-
- 1 Das Motto einer Werbekampagne der Wiener Stadtwerke, einem Hauptsponsor des Museumsquartiers, lautete: „Es lebe die Stadt. Kultur verbindet.“ In: Wiener Stadtwerke. Online unter: <http://www.wienerstadtwerke.at/wstw/ep/programView.do/channelId/-18568/programId/12480/pageTypeId/11080> (Stand: 10.8.2010).
 - 2 Vgl. Kammerer, Dietmar: Wer kontrolliert den öffentlichen Raum? In: RAUM. Österreichische Zeitschrift für Raumplanung und Regionalpolitik, 72 (2008), 31-33, 31 f.
 - 3 Vgl. Kammerer 2008 (wie Anm. 2), 31.
 - 4 Vgl. Stoffregen, Anna: Ethnographie der Sichtbarkeit. Videoüberwachung und Alltag. Wien (Diplomarbeit) 2007.

1. Die Mission Museumsquartier

Wenn man die Selbstdarstellung und Beschreibung des Wiener *Museumsquartiers* betrachtet, unter anderem das Mission Statement auf der Internetseite der dort zusammengeschlossenen Kulturbetriebe,⁵ dann entstehen hohe Erwartungen: Das MQ, wie es kurz genannt wird, ist Kunstraum, Schaffensraum und Lebensraum; es ist urban, international und ein „Kraftfeld österreichischer Identität“;⁶ es ist alt und gleichzeitig neu.

Betrachtet man die Entstehungsgeschichte und die Kontroversen, die es zunächst bezüglich der inhaltlichen, später hauptsächlich wegen der architektonischen Gestaltung gab, löst sich die vermittelte Dualität zwischen alt und neu ein wenig auf. „Die äußere Gestaltung dieses Museumskomplexes wurde in erster Linie vom Denkmalschutz bestimmt, dem wohl mit Fug und Recht die wichtigste gestalterische Rolle in der österreichischen Architektur zugeschrieben werden kann.“⁷ Basis des heutigen MQ sind die ehemaligen Hofstallungen, errichtet im 18. Jahrhundert.⁸ Seit 1921 wurden die Gebäude hauptsächlich als Messepalast genutzt, zwischen 1980 und 1986 kam es zu einer langen und intensiven Diskussion über die zukünftige Nutzung des Areals nach dem geplanten Auszug der Messe AG 1986. 1981 wurde von der Stadt Wien eine Arbeitsgruppe beauftragt, die sich um die Möglichkeiten der künftigen Verwendung Gedanken machen sollte.⁹ Drehte sich die öffentliche Diskussion zunächst um das Für und Wider, den Messepalast zu einem Kongresszentrum auszubauen,¹⁰ rückte die Idee eines Freizeit- und Kulturzentrums in den Vordergrund – die Rede war von einem

5 Ein Kulturviertel neuen Maßstabs: Das Mission Statement. In: MuseumsQuartier Wien. Online unter: <http://www.mqw.at/de/das+mq/die+vision/> (Stand: 8.8.2010); Über das MQ. In: MuseumsQuartier Wien. Online unter: <http://www.mqw.at/de/das+mq/ueber+das+mq/> (Stand: 8.8.2010).

6 Eine gebaute Vision. In: MuseumsQuartier Wien. Online unter: <http://www.m-q.at/fset.html?129.htm> (Stand: 8.8.2010).

7 Mokre, Monika: Wo rechtskonservative Kulturpolitik passiert. In: Becker, Konrad u. Wassermair, Martin (Hrsg.): *Kampfbzonen in Kunst und Medien. Texte zur Zukunft der Kulturpolitik*. Wien 2008, 98-109, 100.

8 Mokre 2008 (wie Anm. 7), 100.

9 Vgl. Redaktion der Arbeiter Zeitung: *Zukunft des Messepalastes*. In: Arbeiter Zeitung, 7.5.1980, 9; Knapp, Marion: *Österreichische Kulturpolitik und das Bild der Kulturnation. Kontinuität und Diskontinuität in der Kulturpolitik des Bundes seit 1945*. Frankfurt a. M. 2005, 201.

10 Vgl. u. a. Redaktion der Arbeiter Zeitung: „Messepalast als Zentrum ungeeignet“. In: Arbeiter Zeitung, 11.1.1982, 1.

„austriifizierten Centre Pompidou“,¹¹ in dem Ausstellungsräumlichkeiten sowie Museen als auch Gastronomie und Einkaufsmöglichkeiten untergebracht werden sollten.

Doch weder über das konkrete Konzept noch darüber, welche Museen dort untergebracht werden sollten, konnten sich Bund und Stadt einigen. Zwar legte Wissenschaftsminister Fischer 1984 ein Museumskonzept für den Messepalast vor,¹² die erste Phase des Architektenwettbewerbs wurde jedoch 1986 vom Bund ausgeschrieben, ohne dass die Diskussion über die Details der Nutzung abgeschlossen war.¹³ Eine internationale Jury wählte sieben Architekten des Wettbewerbs für die zweite Phase aus, deren Ausschreibung sich aber aufgrund von Budgeteinsparungen bis 1989 verzögerte.¹⁴

Die Pläne des Siegerprojektes der zweiten Wettbewerbsphase für das *Museumsquartier*, die im April 1990 der Öffentlichkeit präsentiert wurden,¹⁵ stießen zunächst von allen Seiten auf Zustimmung. Der Entwurf des Architektenteams Ortner und Ortner beinhaltete einen hohen Turm, der weithin sichtbar gewesen wäre und mit dem gleichförmigen Bild der repräsentativen Bauten an der Ringstraße gebrochen hätte – laut Meinung der Gegner dieses Vorhabens, die sich wenige Wochen nach der öffentlichen Präsentation formierten. In dem sogenannten „Leseturm“ hätte eine öffentlich zugängliche Freihandbibliothek untergebracht werden sollen.

Eine Bürgerinitiative, die von einigen der „Alt-Grünen“ gestartet wurde, sprach sich gegen die Umsetzung des Turms aus.¹⁶ Die „Kronen Zeitung“, die zu Beginn noch zu den Fürsprechern des Projekts zählte, schwenkte mehr und mehr um, bis sie schließlich eine Hetzkampagne,¹⁷ vor allem gegen den Turm, führte – ähnlich agierte die

11 Kulturstadtrat Zilk, zitiert nach: Redaktion der Arbeiter Zeitung: „Austriifiziertes Centre Pompidou.“ Einigkeit bei Kulturgespräch: Museums-, Ausstellungs- und Kulturzentrum an der Lastenstraße. In: Arbeiter Zeitung, 9.2.1982, 9.

12 Vgl. Redaktion der Arbeiter Zeitung: Historische Chance für Wien nützen. Wissenschaftsminister Dr. Fischer legt sein Museumskonzept vor. In: Arbeiter Zeitung, 17.2.1984, 11.

13 Vgl. Knapp 2005 (wie Anm. 9), 201.

14 Vgl. Knapp 2005 (wie Anm. 9), 202.

15 Vgl. Ankowitsch, Christian: Von der Museumsinsel zum Kunstquartier. In: Der Standard, 28./29.4.1990, 11; Tabor, Jan: Architektur der demokratischen Gegenwart für monarchistische Kulisse. In: Kurier, 28.4.1990, 14.

16 Vgl. Redaktion Kurier: Vor Kulturkrieg um das Museumsquartier. Bürgerinitiative kontra Wissenschaftsministerium. In: Kurier, 14.9.1990, 21.

17 Vgl. Rauterberg, Hanno: Der wilde Kunstmix. Wiens Museumsquartier will den Kulturbetrieb revolutionieren. In: Zeit online, 18.1.2001. Online unter: http://www.zeit.de/2001/04/Der_wilde_Kunstmix (Stand: 8.9.2010).

konservative Partei FPÖ, die sich vor allem auf den Denkmalschutz und die Erhaltung des repräsentativen Ensembles an der Ringstraße stützte.¹⁸ Die SPÖ, die zwar grundsätzlich zu den Befürwortern des Projektes zählte, hielt sich auf Bundesebene in der medialen Diskussion zurück und entzog sich somit auch einer eindeutigen Positionierung.¹⁹ Die ÖVP war bezüglich der Kontroverse geteilter Meinung: hör- und sichtbar waren jedoch vor allem die Gegner des Projekts.²⁰

Nach einem jahrelang andauernden *Kulturkampf* wurden die Umbaupläne schließlich modifiziert. Obwohl der Wiener Gemeinderat 1993 zunächst für das Projekt stimmte, wurde der Turm nicht gebaut – Wissenschaftsminister Busek und der Wiener Bürgermeister Zilk hielten nicht weiter daran fest. Für seine Befürworter wurde der Leseturm zum „Symbol demokratischer Architektur“,²¹ eine weitere „symbolische Bedeutung resultierte aus der unbürokratisch benutzbaren Freihandbibliothek“.²² Auch die inhaltliche Gestaltung rückte nach und nach zurück in Richtung einer sehr konservativen Auffassung von Kunst und Kultur,²³ auf das geplante Museum zur *Ideengeschichte österreichischer Moderne* und das Medienzentrum wurde verzichtet. 2001 wurde das *Museumsquartier* in seiner heutigen Erscheinung eröffnet.

Nähert man sich dem *MQ* vom Ring aus, wird ersichtlich, dass es noch heute „in seiner äußeren Erscheinung durch die 350 Meter lange Hauptfassade des barocken Altbaus von Fischer von Erlach geprägt“²⁴ wird. Die Bauten der ehemaligen Hofstallungen, in denen sich gastronomische Betriebe, Geschäfte und Ateliers befinden, umranden das komplette, circa 58.000 Quadratmeter große Areal. Das *MQ* wird sowohl von den Bewohner/innen der Stadt Wien als auch von den Tourist/innen stark frequentiert und gut angenommen. Nicht zuletzt, da drei der großen und bekannten Museen Wiens sich auf dem Areal befinden: Vis-a-vis des Haupteingangs die *Kunsthalle*, sie bildet die Rückseite des Hofes 1 (Haupthof) und erstreckt sich auf der rechten Seite bis zum *Museum für Moderne Kunst* (MUMOK), eine großzügige Treppe markiert neben der unterschiedlichen architektonischen Beschaffenheit die Grenze der beiden Museen.

18 Vgl. Knapp 2005 (wie Anm. 9), 204 f.

19 Vgl. Knapp 2005 (wie Anm. 9), 207.

20 Vgl. Knapp 2005 (wie Anm. 9), 207.

21 Knapp 2005 (wie Anm. 9), 204.

22 Hübl, Lukas: Der Turm als Symbol. Das Verhältnis von Kunst, Kultur und Gesellschaft am Beispiel der Auseinandersetzungen um das Projekt Leseturm. Wien (Diplomarbeit) 2001, 29.

23 Vgl. Knapp 2005 (wie Anm. 9), 209.

24 El Khafif, Mona: Inszenierter Urbanismus. Stadtraum für Kunst, Kultur und Konsum im Zeitalter der Erlebnisgesellschaft. Wien (Dissertation) 2008, 167.

Das *MUMOK*, ein großer, moderner, monolithischer dunkelgrauer Baukörper, steht weit in den Hof hinein und markiert dadurch die Trennung zwischen Hof 1 und einem der Nebenhöfe, Hof 8. Auf der anderen Seite der Kunsthalle, ebenfalls durch eine großzügige Treppe getrennt, wenn auch durch einen Gang darüber miteinander verbunden, das *Leopold Museum*, das eine der größten privaten Kunstsammlungen Österreichs beherbergt. Auch dieser Bau erstreckt sich weit in den Hof hinein und verjüngt dadurch die Breite des Haupthofes, wenngleich er durch die dezente beige Farbgebung nicht so mit der Umgebung bricht wie das *MUMOK*. In den Höfen des *MQ* befinden sich einige Gastgärten der anliegenden gastronomischen Betriebe, außerdem die für das *MQ* bekannten Sitz- und Liegemöbel, die aus Hartschaum angefertigten „Enzis“.²⁵ Jedes Jahr in einer neuen Farbe werden sie in unterschiedlichen Formationen für die warmen Jahreszeiten im Hof aufgestellt, winters wird aus ihnen eine Art von Iglu gebaut, in dem Punschstände eingerichtet werden.

Das Spektrum der angesprochenen Zielgruppen reicht von Kindern (beispielsweise das *ZOOM Kindermuseum*) bis hin zum Fachpublikum (*Architekturzentrum Wien*). Diese beiden Orte stehen einander nicht nur vom angesprochenen Publikum sondern auch räumlich diametral gegenüber, zwischen ihnen liegt die größtmögliche Distanz innerhalb des *MQ*. Die inhaltliche und geographische Spannweite des *MQ*, durch die Struktur der alten Hofstallungen, die beibehalten wurde, ein in sich geschlossener Raum, verdeutlicht jenen in Hinblick auf die Selbstpräsentation dieses Kulturbetriebs bereits angedeuteten Aspekt: Das *Museumsquartier* soll ein möglichst heterogenes Publikum anziehen. Dabei steht der Besuch eines Museums nicht immer im Mittelpunkt. Im Gegenteil: Neben den Möglichkeiten sich beispielsweise auf einem der *Enzis* niederzulassen sind auch die Museumscafés und Restaurants selten *nur* Aufenthaltsraum für die Besucher/innen der Museen. Sie richten sich durch beispielsweise modernes Design, vom Museumsbetrieb losgelöste Öffnungszeiten, bestimmte Musik, das Angebot an Getränken und Speisen aber auch durch das Personal und eigene Events (im Sinne von Konzerten, DJ-Line Ups) explizit an eine junge, dynamische, *urbane* Zielgruppe.

25 Durch einen Brand im Winter 2009 wurde ein Großteil dieses Mobiliars vernichtet; seit Sommer 2010 werden die restlichen „Enzis“ nun nach und nach von den „Enzos“ ersetzt, die zwar eine ähnliche Form haben, aber aus einem anderen, wenig leicht brennbarem Material bestehen; vgl. APA: „Enzis“ weg, „Enzos“ her. In: *derStandard.at*, 9.8.2010. Online unter: <http://derstandard.at/1280984335170/Museumsquartier-Enzis-weg-Enzos-her> (Stand: 9.8.2010).

2. „Gepflegter Urbanismus“

Als Ort eines „gepflegten Urbanismus“ wird in der Tageszeitung „Der Standard“ das winterliche *MQ* beschrieben, das sich mittels Angebot und Gestaltung zwar auf die Weihnachtszeit einließe, sich „aber auf angenehm urbane Weise“ vom Kitsch der übrigen Wiener Weihnachtsmärkte abhebe.²⁶ Urban ist mittlerweile ein Ausdruck im Repertoire des Städte- und Standortmarketings, der oft und bewusst eingesetzt wird: im Kontext von Stadterneuerungen genauso wie in gastronomischen Bereichen oder im Zusammenhang mit Veranstaltungen. Urban wird hauptsächlich als positives Merkmal verstanden und häufig als Schlagwort genutzt, um einen bestimmten Pool an Assoziationen zu wecken und um sich zu positionieren; als Ereignis, als Quartier, als Stadtteil.²⁷ Ein breites Anwendungsgebiet, das es schwer durchschaubar macht, was der Terminus *urban* meint, und die Frage aufwirft, was der Einsatz des Begriffes evozieren soll und will.

Urbanität bezeichnet, stark verkürzt, die städtische Lebensweise.²⁸ Der Begriff ist jedoch stark aufgeladen. Der Soziologe Markus Schroer kritisiert, dass Verhaltensweisen innerhalb der heutigen Großstadt, oftmals nicht durch diesen Terminus transportiert werden.²⁹ Nur bestimmte Räume werden als *Urban* bezeichnet und folglich auch so wahrgenommen. Die Assoziationen, die geweckt werden (sollen), verringern den Inhalt, da andere städtische Aspekte und Lebensweisen sowie Räume ausgeklammert werden. Die als *urban* bezeichneten Räume sind meistens geplant und inszeniert. Der Faktor Kultur spielt hier eine entscheidende Rolle: „Kultur wird als „Stadterleben“ zum konsumierbaren, verkaufbaren Produkt weiterentwickelt. Kultur „auratisiert“ zuerst Räume [...], preist diese Räume dann als kulturelles Produkt an und macht sie dadurch besser verkaufbar.“³⁰ Diese Räume evozieren eine geringe „Überschneidung

26 Fluch, Karl: Gepflegter Urbanismus statt Kitschorgien. In: Der Standard, 12.11.2009. Online unter: <http://derstandard.at/1256744615039/Gepflegter-Urbanismus-statt-Kitschorgien> (Stand: 19.8.2010).

27 Zum Beispiel: *Urban Art Form Festival*. Online unter: <http://www.uaf-festival.at/> (Stand 23.8.2010); *Carpe Diem Urban Yoga*. Online unter: <http://www.carpediemurbanyoga.com/> (Stand 23.8.2010); *URBAN II: Dynamisierung städtischer Krisengebiete*. Online unter: http://ec.europa.eu/regional_policy/urban2/index_de.htm (Stand: 23.8.2010).

28 Vgl. Häußermann, Hartmut u. Siebel, Walter: *Stadtsoziologie. Eine Einführung*. Frankfurt a. M. 2004, 19 ff.

29 Schroer, Markus: *Räume, Orte, Grenzen*. Frankfurt a. M. 2006, 229 ff.

30 Kirchberg, Volker: *Stadtkultur in der Urban Political Economy*. In: Ders. und Göschel, Albrecht (Hrsg.): *Kultur in der Stadt. Stadtsoziologische Analysen zur Kultur*. Opladen 1998, 41-55, 49.

unterschiedlicher Lebensstile“,³¹ sie sind nur an bestimmte, meist kaufstarke Bevölkerungsgruppen gerichtet.

Das *Museumsquartier* wähnt sich ebenso unter den pulsierenden und kulturellen Orten der Stadt, wird mitunter auch so wahrgenommen. Dennoch bleibt es ein Ort, der zwar das Gefühl des Aufenthalts an einem öffentlichen Platz vermitteln soll (und sich als öffentlicher Raum bezeichnet), an dem jedoch alles geregelt und kontrolliert ist. Es wird eine eingeschränkte Öffentlichkeit und eine eingeschränkte Urbanität produziert.³² Die offenen Durchgänge suggerieren Zugang für jeden, doch kommt es zum Beispiel nicht vor, dass sich auf einem „Enzi“, das aufgrund seiner Form, Beschaffenheit und Funktion als Liegemöbel ein idealer Platz zum Schlafen wäre (im Gegensatz zu vielen Parkbänken, die extra so gestaltet sind, dass es unmöglich ist, auf ihnen zu schlafen),³³ ein Obdachloser seine Schlafstätte einrichtet. Auch Sauberkeit spielt eine große Rolle, das zeigt sich unter anderem nach einem genauen Blick auf die Hausordnung des MQ – tatsächlich herrscht hier: *gepflegter Urbanismus*.

3. Die Hausordnung

Egal von welcher Seite, durch welchen der vielen Eingänge man das MQ betritt, immer findet man sich sehr offensiv mit einem bestimmten Schild konfrontiert, auf welchem neben dem Hinweis, in deutscher und englischer Sprache, dass man Rücksicht auf die anliegenden Wohnungen nehmen soll, einige Piktogrammen zu sehen sind. Diese Piktogramme greifen bestimmte Punkte der Hausordnung auf, die sich auf die Nutzung der Freiflächen des MQ beziehen, und sind auch im schnellen Vorübergehen erfassbar – die komplette Hausordnung hingegen beinhaltet 51 Punkte und hängt zwar auch am Haupteingang, ist jedoch aufgrund ihres Umfangs und der Schriftgröße nur lesbar, wenn man stehenbleibt. Gleichzeitig wird man mittels Überwachungskameras beobachtet – dies geschieht weit weniger offensiv; die Kameras sind so angebracht, dass sie Besuchern/innen nicht sofort ins Auge fallen. Zwar enthält die Hinweistafel unter anderem den Hinweis auf die Videoüberwachung,³⁴ doch verliert sich dieser Vermerk in der Fülle von Piktogrammen, Hinweisen und Verboten. 2007 befanden sich auf dem Schild sechs Piktogramme: drei blau gefärbte Hinweise und drei rot eingefärbte

31 El Khaff 2008 (wie Anm. 24), 293.

32 El Khaff 2008 (wie Anm. 24), 293.

33 Vgl. Kammerer 2008 (wie Anm. 2), 31.

34 Auf Videoüberwachung muss laut Gesetz hingewiesen werden. Vgl. Simoner, Michael: Keine Kamera ohne Kontrolle. In: Der Standard, 3.5.2007, 8.

Verbote, mittlerweile sind zwei weitere Verbote, das Tragen von Badekleidung und die Benutzung von Skateboards, hinzugekommen. Diese Zunahme an Satzungen, Verordnungen und Beschränkungen ist eine Erweiterung des Sicherheitsdiskurses, wodurch „die Grenze zwischen Kriminalität [...] und bisher nicht strafbewehrten Handlungen aufgelöst“³⁵ wird und wurde.

Trotz der seit Eröffnung des MQ bestehenden Hausordnung gab es bisher keine wahrnehmbaren Proteste gegen diese und die auf dem zusätzlich angebrachten Hinweisschild aufgeführten Ge- und Verbote. Eine Ausnahme, die sich im Sommer 2009 ereignete, betraf das angestrebte Verbot der *Museumsquartier Errichtungs- und Betriebs-gesmbH*, im Areal des MQ selbstmitgebrachte alkoholische Getränke zu konsumieren. Die Ankündigung stieß auf regen Widerstand der Museumsquartiernutzer/innen, der sich unter anderem als Flash-Mob ausdrückte: Das Event wurde über „Facebook“ angekündigt ; die Initiatoren forderten dazu auf, friedlich das MQ zu belagern und jedenfalls Getränke mitzubringen, um so den Unmut über das geplante Alkoholverbot zu zeigen. In Diskussion gerieten des Weiteren auch Verbote, die bereits viel länger existierten und durch diverse Schilder proklamiert waren, nun jedoch restriktiver durchgesetzt werden sollten (etwa die Aufforderung, Fahrräder über den Hof zu schieben/das Verbot, über den Hof zu fahren).³⁶ Die unerwartet heftigen Reaktionen, Protest- und Boykottankündigungen sowie etliche Berichte in der lokalen und nationalen Tagespresse brachten die Geschäftsführung des Museumsquartiers sehr schnell dazu, in die Defensive zu gehen. Es sei nie die Rede von einem kompletten Alkoholverbot gewesen, jedoch sei man einem Rat der Polizei nachgegangen, da es wiederholt zu Alkoholexzessen im Hof gekommen sei, die Gewalt und Verwüstung nach sich gezogen hätten.³⁷ Ausgangspunkt und Intention der Maßnahme sei, wie es in den Presseausendungen vom Juni 2009 heißt, „jene Sicherheitsmaßnahmen zu setzen, die eine gefahrlose Benutzung der Außenflächen gewährleistet (Reinigung, Instandhaltung etc.) und eine Gefährdung der BenutzerInnen durch andere BesucherInnen (z. B. durch

35 Eick, Volker u. a.: Kontrollierte Urbanität: Zur Neoliberalisierung städtischer Sicherheitspolitik. In: Dies. (Hrsg.): Kontrollierte Urbanität. Zur Neoliberalisierung städtischer Sicherheitspolitik. Bielefeld 2007, 7-39, 11.

36 Vgl. Marits, Mirijam: Museumsquartier: Aufruhr um neue Hausordnung. In: DiePresse.com, 8.6.2009. Online unter: <http://diepresse.com/home/panorama/wien/485664/print.do> (Stand: 9.8.2010).

37 Neue Sicherheitsmaßnahmen im Museumsquartier. Kein Alkoholverbot im MQ. Stellungnahme zum angeblichen Alkoholverbot im MQ und den Richtlinien. Presseausendung vom 9.6.2009. Online unter: http://www.ots.at/presseausendung/OTS_20090609_OTSO274/kein-alkoholverbot-im-mq (Stand: 23.8.2010).

Randalierer, Betrunkene etc.) abwendet.³⁸ Sicherheit und Ordnung zum Schutz der Besucher/innen und als Rechtfertigung, nicht gewollte Gruppen fernzuhalten und nicht gewolltes Verhalten zu unterbinden. Die dadurch losgebrochene Debatte über Sinn und Unsinn privater Securities, die durch das *MQ* patrouillieren, sowie um die wesentlich grundsätzlichere Frage, wie viele Regeln es geben muss und darf oder soll, als auch die Frage, welche Räume öffentlich sind oder als solche genutzt werden und wie damit umgegangen werden darf oder soll oder muss, verstummte jedoch schnell, denn nachdem das *MQ* so schnell einlenkte, gab sich die, überspitzt formuliert, wütende, freiheitsliebende Meute genauso schnell zufrieden mit dem Erreichten – das Trinken der selbst mitgebrachten alkoholischen Getränke ist wieder erlaubt. Thomas Rottenberg, Redakteur der österreichischen Tageszeitung „Der Standard“, bezeichnete die mehreren tausend Teilnehmer/innen des Events, bei dem auf dem Boden gesessen wurde und mit Gitarrenbegleitung gesungen wurden, als „mündige Zivilgesellschaft“.³⁹ „Diese Leute, die kultivierte, kritisch-mündige Elite von heute, morgen und übermorgen, sei eben so gut rundumunterhalten, dass sie andere, echte Einschränkungen oder Ungerechtigkeiten gar nicht bemerke.“⁴⁰ Tatsächlich entstanden Unmut und Protest über die Normen des *MQ* erst, nachdem sich Personen, die das *MQ* als Aufenthaltsort und Treffpunkt nutzen, in ihren Konsumrechten eingeschränkt fühlten. Zwar war ansatzweise die Aufmerksamkeit auch auf andere, neue und alte Verbote gelenkt worden, doch nach dem gefeierten Teilerfolg verstummten diese Ansätze. Es wurde wieder ruhig – die unmittelbare, spürbare Betroffenheit war vorbei. Dass das Management des *Museumsquartiers* weiterhin bestimmte Handlungen mittels Normensetzung und Überwachungstechnik unterbindet und bestimmte Menschen ausgrenzt, verschwand wieder aus dem öffentlichen Bewusstsein.

4. Prinzip Shopping Mall

Ein im Sicherheitsdiskurs oft behandeltes Thema ist die Shopping Mall,⁴¹ die gleichzeitig „exemplarisch für den Typus des semi-öffentlichen Raumes“⁴² steht. Bei näherer

38 Presseaussendung 2009 (wie Anm. 37).

39 Rottenberg, Thomas: Enziprohibition III. In: DerStandard.at, 14.6.2009. Online unter: <http://derstandard.at/1244460592972/Enziprohibition-III> (Stand: 9.8.2010).

40 Rottenberg 2009 (wie Anm. 39).

41 Vgl. Helten, Frank: Reaktive Aufmerksamkeit. Videoüberwachung in Berliner Shopping Malls. In: Ders. u. Metelmann, Jörg (Hrsg.): Bild – Raum – Kontrolle. Frankfurt a. M. 2005, 156-173.

42 Wehrheim, Jan: Die überwachte Stadt – Sicherheit, Segregation und Ausgrenzung. Opladen 2006 (2. Aufl., Orig. 2002), 125.

Betrachtung ist sie in den Punkten Kontrolle, Sicherheit und Ausgrenzung mit dem *Museumsquartier* vergleichbar. Vordergründige Absicht dort ist, den Besucher/innen das Einkaufen in sicherem und geordnetem Ambiente zu ermöglichen. „Unter Ausschluss von Autos, Straßenhändlern, Tieren und anderen potentiellen Störfaktoren und unterstützt von Überwachungstechnologie, verkörperte die Shopping Mall [...] die idealtypischen Werte suburbanen Lifestyles – Ordnung, Sauberkeit und Sicherheit.“⁴³ So charakterisiert Anette Baldauf die Idee der Shopping Mall in Amerika zu ihren Anfangszeiten in den 1950er-Jahren. Das Prinzip ist, in Variationen und mit zunehmender Bedeutung von Freizeitmöglichkeiten, grundsätzlich gleich geblieben. Erweitert wurde die Einbringung angenehmer Faktoren. Diese zum Shoppen anregenden Einflüsse, wie leise und ruhige Musik, angenehme Temperatur (meistens im Kontrast zur Außentemperatur – im Sommer klimatisiert und kühl, im Winter geheizt und warm) –, aber auch Gerüche, sollen ein besonders positives Erlebnis evozieren, es geht um den sogenannten „feel good“-Faktor.⁴⁴ Meistens nach außen hin geschlossen, manchmal unter freiem Himmel (Outlet-Center), handelt es sich um inszenierte Räume, bestehend aus unterschiedlichen Shops, Restaurants, aber auch Kinos und anderen Freizeitbeschäftigungsmöglichkeiten.

Überwachung und Ausgrenzung sind in Shopping Malls selten hinterfragte, sehr selbstverständliche Elemente.⁴⁵ Zudem verfügen die meisten Malls über eigene Sicherheitsabteilungen, deren Mitarbeiter/innen an Ein- und Ausgängen der Mall stehen und weitere Security-Kräfte, die das Innere des Einkaufszentrums oder einzelne (teurere) Geschäfte überwachen. Das Prinzip Shopping Mall soll den Besucher/innen ein Gefühl von Sicherheit vermitteln: Es wird darauf geachtet, wer den Raum betritt – nicht jeder darf hinein. Meistens wird der Eintritt denjenigen verwehrt, die auf das allgemeine Gefühl von Sicherheit und Sauberkeit störend einwirken könnten.⁴⁶

Das *Museumsquartier* ist durch ähnliche Elemente charakterisiert: Konsum steht im Vordergrund. Spezielle wochentagsgebundene Vergünstigungen für die Museen, Lesungen unter freiem Himmel, Buchhandlungen, Designer, Restaurants und Cafés

43 Baldauf, Anette: Shopping Town USA. Victor Gruen, der Kalte Krieg und die Shopping Mall. In: L'HOMME. Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaften, 17 (2006), H. 2, 81-98. Online unter: <http://www.eurozine.com/articles/2007-05-25-baldauf-de.html> (Stand: 19.9.2010).

44 Vgl. Wehrheim 2006 (wie Anm. 42), 126 ff.

45 Vgl. Wehrheim 2006 (wie Anm. 42), 126.

46 Vgl. Klauer, Francisco: Die Videoüberwachung öffentlicher Räume. Frankfurt a. M. 2006, 147.

sowie sportliche Unterhaltungsmöglichkeiten (Eisstock oder Boule) sollen den Besucher/innen einen möglichst abwechslungsreichen Aufenthalt garantieren. Auch das *MQ* ist ein in sich geschlossener Raum, der zwar jederzeit begehbar ist, auch außerhalb der Öffnungszeiten der Museen und Geschäfte, aber durch die vorher genannten (An-)Ordnungen von Handlungsvorschriften ein bestimmtes Verhalten implizieren soll(te). Videoüberwachungskameras filmen sowohl die Innenräume der Museen als auch die gesamten Hofflächen. Eine Sicherheitszentrale befindet sich am Eingang.

Abweichend ist jedoch der Umgang und die Kommunikation dieser Art von Sicherheitsherstellung: Während Shopping Malls Sicherheit durch die weithin sichtbare Überwachung herstellen und damit bestimmte Zielgruppen ansprechen, betrachtet sich das *MQ* als öffentlichen, frei zugänglichen Ort und wird großteils auch so wahrgenommen. Vom „am intensivsten genutzten öffentlichen Raum“,⁴⁷ der plötzlich gefährdet ist, war in der Berichterstattung rund um die Diskussion zur Hausordnung die Rede.

„Es lebe die Stadt“, der Titel dieses Beitrags, zitiert die Aufschrift eines Werbebanners, der seit Jahren an dem Balkon über dem Eingang zum Haupthof des *MQ* hängt. Schaut man genau hin, erkennt man am unteren Rand versteckt eine kleine, schwarze Kugel – eine Überwachungskamera, die den gesamten Hof überblickt: das Urbane, Lebendige, Öffentliche, wofür das *MQ* stehen soll, überpräsentiert, das kontrollierende, überwachende, regelnde Element, die Kamera, als kleiner, lieber wenig sichtbarer Teil davon.

⁴⁷ Marits 2009 (wie Anm. 36), 1.

Zur Kontextualisierung der Triade Sauberkeit, Ordnung, Sicherheit Am Beispiel des Innsbrucker Rapoldiparks

Sarah Sailer

In der hier schon mehrfach erwähnten Lehrveranstaltung im Fach Europäische Ethnologie an der Universität Innsbruck, „SOS: Sauberkeit, Ordnung und Sicherheit in der Stadt“, wurde – unter der Leitung von Johanna Rolshoven –, diskutiert, welche gesellschaftspolitischen, kulturellen, sozialen und ideologischen Faktoren und Akteure jeweils Teil dieses Diskurses sind. Dabei nahmen wir vor allem auf Rolf Lindners Gedanken zur Kulturanalyse Bezug – und diese Gedanken dienen mir auch im Folgenden als Ankerpunkt und Reibungsfläche. Den Kern von Kulturanalyse bilden nach Lindner „kulturelle Konstellationen“ oder „*cultural conjunctures*“, „bei denen soziale, kulturelle und biographische Komponenten auf eine zeitspezifische Weise zusammenreffen“.¹ Er spricht sich für ein „Denken in Konstellationen, in Nachbarn und Konkurrenten“² aus, um die Komplexität eines Phänomens erfassen zu können. Um diese Zusammenhänge zu verstehen, bedürfe es der Übung in einem „Experiment historischer Gleichzeitigkeit“, das vor allem darin bestehe, die Gefühlsstruktur (*structure of feeling*) einer konkreten Zeit zu erkennen – etwa sich wiederholende Topoi empirisch festzustellen. Der klassische Quellenkanon würde damit erweitert und infolgedessen auch die Erkenntnismöglichkeiten.³ An diese Vorschläge zur Kulturanalyse angelehnt, wurde in oben genanntem Seminar das Konzept Sauberkeit – Ordnung – Sicherheit als (gegenwärtiges) Phänomen behandelt, das in einem Beziehungsgeflecht von sozio-politischen, kulturellen und historischen Faktoren sowie in den parallel dazu stattfindenden Diskursen der verschiedenen Disziplinen zu verorten ist.

Das Konzept SOS ist Teil einer Politik, die aktuell in vielen europäischen Städten angewandt wird. Es geht dabei unter anderem um die Wegweisung unliebsamer Menschen, wie DrogendealerInnen, Obdachlosen, BettlerInnen, ‚SchnorrerInnen‘ oder ‚herum-

1 Lindner, Rolf: Vom Wesen der Kulturanalyse. In: Zeitschrift für Volkskunde, 99 (2003), H. 2, 177-188, 179.

2 Lindner 2003 (wie Anm. 1), 181.

3 Lindner 2003 (wie Anm. 1), 183 ff.

lungernden⁴ Jugendlichen. Die Geschichte der Zuschreibung von Schmutz, Krankheit und Kriminalität an Menschen aus den sogenannten unteren sozialen Schichten, der Assanierung und ‚Hausmannisierung‘⁴ in den europäischen Städten des 19. Jahrhunderts, findet sich in gegenwärtigen Tendenzen wieder, die darauf abzielen, Sauberkeit, Ordnung und Sicherheit herzustellen – etwa mit aufwändig designten Müllbehältern, inszenierten Säuberungsaktionen, Videoüberwachungen und Putzdiensten für Straffällige.⁵ Zur Entstehungsgeschichte der Zuschreibung von Schmutz und Laster an bestimmte Personengruppen gehört unter anderem die Tendenz, Ansteckungsgefahr – in mehrerlei Hinsicht – auf gewisse Schichten zu projizieren. Gegenwärtig fallen etwa Obdachlose oder Suchtkranke in diese Kategorie, auch Menschen anderer Hautfarbe oder ‚der Zigeuner‘ werden oft mit Unsauberkeit und Gefahr in Verbindung gedacht. In der gegenwärtigen Stadtpolitik wird folglich versucht, bestimmte Menschen und Menschengruppen mit einem Bündel an Strategien von bestimmten Plätzen fernzuhalten, um „Probleme“ zu vermeiden.

Um diesen stadtpolitischen SOS-Strategien in der Stadt Innsbruck auf die Spur zu kommen, begaben sich die Studierenden ins Feld: In einem „Beutezug“⁶ wurden die Objektivationen der politischen Umsetzung des SOS-Konzepts erkundet. Ich recherchierte in diesem Rahmen im Rapoldipark, einer öffentlichen Innsbrucker Parkanlage, Zeichen, Gegenstände, Einrichtungen, die Sauberkeit, Ordnung und Sicherheit bewirken sollen. Schnell wurde dabei klar: Der Stadtpark, im Stadtteil Pradl östlich des Flusses Sill gelegen, eignet sich hervorragend, um Maßnahmen aufzuzeigen, die im Zusammenhang von Sauberkeit, Ordnung und Sicherheit lanciert werden. Im Vordergrund dieser Maßnahmen steht der Versuch, einem gewissen Klientel den Parkbesuch zu verleiden, die Besucherschaft insgesamt zu überwachen und ihr zugleich mit sauberkeits- und ordnungsherstellenden Einrichtungen ein Wohl- und Sicherheitsgefühl zu vermitteln.

4 Georges-Eugène Haussmann wurde unter Napoleon III. zum Präfekten von Paris erwählt und aufgrund seiner Ideen und Projekte zur städtebaulichen Umgestaltung bzw. Modernisierung bekannt.

5 Es handelt sich hierbei um eine Maßnahme, wie sie in Deutschland, aber auch im österreichischen Bundesland Vorarlberg gesetzt wurde. StraftäterInnen, die ihre Geldstrafe nicht bezahlen können, wird die Möglichkeit gegeben, ihre Schuld abzarbeiten; vgl. Schwitzen statt Sitzen: Arbeit statt Strafe (2006). Online unter: <http://www.spiegel.de/sptv/reportage/0,1518,429030,00.html> (Stand: 25.5.2010); „Schwitzen statt Sitzen“: Neustart zufrieden (28.7.2008). Online unter: <http://vorarlberg.orf.at/stories/296083/> (Stand: 25.5.2010).

6 So betitelt Johanna Rolshoven diesen Arbeitsauftrag.

Im Folgenden wird ein Einblick in einen ausgewählten Diskurs der Innsbrucker Stadtpolitik gegeben, um die daraus resultierende SOS-Praxis besser verständlich zu machen.

SOS Innsbruck

Der Kontext der politischen Maßnahmen rund um SOS in Innsbruck kann – teilweise zumindest – an einigen Pressemitteilungen aus den letzten vier Jahren abgelesen werden. An den Anfang stelle ich zwei Statements aus dem Online-Pressearchiv der Stadt Innsbruck: Im Rahmen eines Pressegesprächs mit lokalen JournalistInnen im Oktober 2008 meinte Hilde Zach, von 2002 und bis Anfang 2010 amtierende Bürgermeisterin der Stadt, dass Lebensqualität vor allem durch die Parameter Sauberkeit, Ordnung und Sicherheit bestimmt werde.⁷ Ein halbes Jahr später appellierte die Bürgermeisterin im Rahmen einer Pressekonferenz an das Sauberkeitsbewusstsein der BürgerInnen – in der zentralen Geschäftsstraße der Stadt, der Maria-Theresien-Straße, und in Innsbruck insgesamt. Störend seien auf den Straßen vor allem die Kaugummiflecken, die sich nur schwer entfernen ließen, Spielplätze seien nicht zum Feiern gedacht und generell sollten die InnsbruckerInnen auch zu ihrem eigenen Nutzen auf Sauberkeit in der Stadt achten. Die Sauberkeit bezeichnet sie als „den kleinen Bruder der Sicherheit“,⁸ und erklärt sie zugleich zur ersten Voraussetzung von Sicherheit.

Das Begriffstrio Sauberkeit, Ordnung, Sicherheit scheint nicht nur hier, sondern im öffentlichen Diskurs generell eng beieinander zu liegen und es taucht meist in Verbindung mit einem Set von Antonyme auf: Schmutz, Chaos, Gefahr. Gegen die Ver(sinn-)bildlichungen dieser Begriffe, gegen die schon genannten Personifizierungen der Laster, werden seitens der Stadt Maßnahmen ergriffen – in der jüngsten Vergangenheit etwa im Innsbrucker Rapoldipark. Schmutz, Chaos und Gefahr werden dort seit dem Jahr 2005 besonders häufig und intensiv thematisiert. Im Juni jenes Jahres fanden Passanten eine niederösterreichische Studentin erstochen in einer Telefonkabine am

7 Medien-„Jour fixe“ von Bürgermeisterin Hilde Zach am 27. Oktober 2008. Online unter: http://innsbruck.at/io30/browse/Webseiten/Content/Medienservice/Pressearchiv/Jahr2008/Oktober2008/StSvor27_de.xdoc (Stand: 28.6.2010).

8 Pressekonferenz von Bürgermeisterin Hilde Zach am 27. April 2009. Online unter: http://www.innsbruck.at/io30/browse/webseiten/content/medienservice/pressearchiv/Jahr2009/April2009/JourFixe2704_de.xdoc (Stand: 28.6.2010).

südlichen Rand des Rapoldiparks auf.⁹ Der Mord löste Angst und Schrecken unter der Bevölkerung aus und zog eine Reihe sicherheitspolitischer Debatten nach sich. Im selben Jahr wurde über weitere Überfälle im Park berichtet, etwa darüber, dass eine 60-jährige Frau von zwei jungen Männern ihrer Handtasche beraubt worden war, die Polizei bat um Hinweise.¹⁰ Als scheinbare Konsequenz dieser Ereignisse wurde im August ein mobiler Videoüberwachungsbus¹¹ vor Ort eingerichtet, der unerwünschte Personen mittels visueller Überwachungstechnik verfolgt. Am 15. August 2005 begingen der Stadt-Polizeikommandant Franz Birkfellner, der Landespolizeikommandant Oskar Gallop und der Polizeidirektor Thomas Angermair sowie die damalige Innenministerin Liese Prokop und Bürgermeisterin Hilde Zach dieses Ereignis feierlich. Durch die Videoüberwachung erhoffte sich Birkfellner stellvertretend für die Polizei die „Kriminalität einzudämmen“¹², und die Innenministerin wünschte, „den Menschen wieder mehr Sicherheitsgefühl“¹³ geben zu können. Im selben Jahr wurde eine „mobile Einsatztruppe“ „für die Aufrechterhaltung von Gesetz und Ordnung“ eingesetzt, wobei insbesondere Parkanlagen überwacht werden sollten. Zudem wurden die Kontrollen durch (die nunmehr in Österreich zusammengelegte) Polizei und Gendarmerie verstärkt; der Rapoldipark wurde zum zentralen Einsatzgebiet erklärt.¹⁴ Einige Monate später verzeichnete die Kriminalstatistik weniger Überfälle, was die Polizei hauptsächlich auf die mobile Videoüberwachung zurückführte.¹⁵ Dennoch wurde 2007 die Überwachung abermals verstärkt. Als weitere Sicherheitsmaßnahme wurden im Rapoldipark und in dem angrenzenden Gebiet zum Kaufhaus *Sillpark* zwei Schutzzonen eingerichtet, die die Überwachung der „Drogenkriminalität rund um die

-
- 9 Mordalarm in Innsbruck: Junge Studentin wurde am frühen Morgen brutal erstochen (23.6.2005). Online unter: <http://www.news.at/articles/0525/10/115158/mordalarm-innsbruck-junge-studentin-morgen> (Stand:25.5.2010).
- 10 Täter geflüchtet (3.8.2005). Online unter: tirol.orf.at/stories/49413/ (Stand: 28.6.2010).
- 11 Das mit zwei Kamerasystemen ausgestattete Gefährt werde vorerst im Stadtpark Rapoldi und der angrenzenden Amraser Straße eingesetzt, wo sich eine Szene von vorwiegend nordafrikanischen Dealern gebildet habe, so die Innenministerin Liese Prokop (ÖVP). Online unter: <http://tirol.orf.at/stories/51340/> (Stand: 28.6.2010).
- 12 Start für Videoüberwachung im Rapoldipark (12.8.2005). Online unter: <http://oesterreich.orf.at/tirol/stories/51226/> (Stand: 28.6.2010).
- 13 Die mobile Videoüberwachung startet in Innsbrucker Park: Kritik von den Grünen (12.8.2005). Online unter: <http://www.news.at/articles/0532/10/119166/die-videoueberwachung-innsbrucker-park-kritik-gruenen> (Stand: 28.6.2010).
- 14 Die Fraktionen im Gemeinderat zum Thema „Sicherheit“ (Sept. 2005). Online unter: http://innsbruck.at/io30/download/Dokumente/Content/Medienservice/Innsbruck%20Informiert/Jahr%202005/Magazin_September.pdf?disposition=inline (Stand: 28.6.2010).
- 15 Weniger Delikte durch Videoüberwachung (11.11.2005). Online unter: <http://tirol.orf.at/stories/69633/> (Stand: 28.6.2010).

so genannte Marokkanerszene¹⁶ verschärfen sollten. Diese Schutzzonen erlauben es den Ordnungshütern, verdächtige Personen zu verweisen beziehungsweise nach einem Delikt sofort zu verhaften.¹⁷

Die bisher hier angeführten Phänomene lassen sich im Sinne von Rolf Lindner analysieren. Im SOS-Diskurs rund um den Rapoldipark gibt es Opfer, Täter und Helfer. Helfer (Polizei und PolitikerInnen) und Täter (Drogendealer, Diebe) stehen in einer Konkurrenz, Opfer (verschiedener Täter) und Helfer stehen auf der gleichen Seite den Tätern gegenüber. In den Aussagen handelt es sich bei den Opfern um eine heterogene Gruppe, ungeachtet des immensen Unterschiedes zwischen dem Opfer eines Mords und jenem eines Taschenraubes. Dennoch wird die Gruppe zusammengefasst und Sicherheitsmaßnahmen werden ergriffen, die sie vor einer ebenfalls scheinbar heterogenen Täterschaft (Drogen dealende Marokkaner?) schützen soll. Der Diskurs um die Sicherheit kreist also rund um die Triade zweier heterogener, sich gegenüberstehender Gruppierungen und einer mächtigen Retterschaft an der Spitze. Letztere inszeniert sich politisch, sieht sich in der Lage, BürgerInnen zu sichern, rühmt sich, Delikte zu bestrafen. Sie ist es auch, die diese Triade als solche formt und darstellt.

Außerhalb der Triade gibt es Konkurrenten, die sich diesem SOS-Diskurs demonstrativ entziehen beziehungsweise versuchen, die Triade aufzubrechen, zu differenzieren und Lücken aufzuzeigen. „Vegan TV-Initiativen für Mensch und Tier“, kommentierte unter dem Titel „Innsbruck – Eine Stadt vertreibt ihre Bewohner“ eine Demonstration, die sich gegen die städtische Vertreibungspolitik, gegen die Stigmatisierung von DrogendealerInnen und gegen Rassismus allgemein wandte, ferner gegen das kapitalistische System protestierte und für den freien Zugang zu allen öffentlichen Plätzen plädierte.¹⁸ In einer Fußgängerunterführung in der Nähe des Rapoldiparks wurde eine „Selbstschutzzone“ eingerichtet, bestehend aus einem Spiegel, in dem sich jedeR PassantIn betrachten, sich „selbst beobachten-selbst kontrollieren-selbst schüt-

16 Maßnahmen gegen die Drogenkriminalität (9.3.2007). Online unter: <http://oesterreich.orf.at/tirol/stories/177487/> (Stand: 28.6.2010).

17 Sicherheit: Innsbruck setzt voll auf Überwachung (28.3.2008). Online unter: <http://diepresse.com/home/panorama/oesterreich/373026/index.do> (Stand: 28.6.2010).

18 Innsbruck – Eine Stadt vertreibt ihre Bewohner (23.6.2007). Online unter: <http://www.youtube.com/watch?v=uLpW7iWnXD4> (Stand: 28.6.2010).

zen“ kann.¹⁹ Kritischen Stimmen blieben jedoch in der Minderheit, sie wurden zudem von den Massenmedien nicht aufgegriffen und die Hauptargumentation in der Presse, geführt von Polizei und Politik, war weiterhin von einer zustimmenden Haltung gegenüber den Sicherheitsmaßnahmen geprägt. Von Seiten der Polizei wurde der Erfolg der Schutzzonen gepriesen und ein harmonisches Bild vom Rapoldipark vermittelt: „Familien mit Kindern bevölkern die Spielplätze, Spaziergänger flanieren entlang des Teiches und Sonnenhungrige räkeln sich auf den zahlreichen Sitzbänken“. Weiterhin wurde von einer Verminderung der Delikte berichtet.²⁰ Dass die Sicherheit der Stadt auch Geld kostet, das aber scheinbar gerne investiert wird, zeigt die Aussage des konservativen Vizebürgermeisters Christoph Platzgummer, der 2008 verkündete, dass „die Stadt Innsbruck noch nie so viele Finanzmittel in die allgemeine Sicherheit investiert habe, wie in den vergangenen zwei Jahren“.²¹

Die gewählten Strategien zur Herstellung von Ordnung und Sicherheit wurden 2009 weiter verfolgt, die diesbezügliche Debatte hatte nichts an Aktualität und Brisanz verloren. Im Rapoldipark wurde eine dritte Schutzzone errichtet; zudem eine Verordnung zur Altersbeschränkung auf Spielplätzen erlassen, die ein Betreten nur mehr Unter-18-Jährigen gestattete, ebenso wurde ein allgemeines Alkoholverbot auf Spielplätzen sowie ein Nächtigungs- und Zeltverbot in Parks ausgesprochen. Parallel zu dieser Fülle an restriktiven Maßnahmen, die die Präsenz von DrogendealerInnen, Obdachlosen, Jugendlichen einschränken sollten, wurde eine Grundsatzerklärung lanciert, in der jede und jeder, der öffentliche Parkanlagen und Spielplätze betritt, als „gern gesehener Gast der Stadtgemeinde Innsbruck“ bezeichnet wird.²² Wie sich die Wegweisungs-Diskurse und -Maßnahmen mit dieser Grundsatzklärung vereinbaren lassen, sei dahingestellt. Jedenfalls soll klar zwischen den Ein- und Ausgeladenen differenziert werden.

19 Online unter: <http://www.rebelart.net/diary/freiraum-kollektiv-selbstschutzzone/00314/> (Stand: 9.6.2010). REBEL:ART bezeichnet sich als „das internationale Medium und Netzwerk für Culture Jammer & Adbuster, HacktivistInnen & Net AktivistInnen, Street Artists & Street Vandalen, Post-Dadaisten & Retro-Neoisten, notorische Nervensägen & subversive Störenfriede.“

20 Sicherheit: Innsbruck setzt voll auf Überwachung (28.3.2008). Online unter: <http://diepresse.com/home/panorama/oesterreich/373026/index.do> (Stand: 28.6.2010).

21 Online unter: http://www.innsbruck.at/io30/browse/Webseiten/Content/Medienservice/Pressearchive/Jahr2008/August2008/Sicherheit_de.xdoc (Stand: 28.6.2010). Platzgummer ist nach der gemeinsam von Österreich und der Schweiz ausgetragenen Fußball-Europameisterschaft 2008 wegen des „Finanzlochs nach der Euro“ zurückgetreten.

22 Altersbeschränkungen und Alkverbot auf Spielplätzen (24.6.2009). Online unter: http://www.meinbezirk.at/Innsbruck/bez_102/Altersbeschaenkungen-und-Alkverbot-auf-Spielplaetzen/channel_1-11-0/chsid_1/uid_4661/id_458761 (Stand: 28.8.2010).

Die Kontextualisierung von SOS mit einem medialen, stadt- und sicherheitspolitischen Diskurs verdeutlicht, dass und wie verschiedene Faktoren zusammenspielen. Rolf Lindner spricht sich für das Mitaufnehmen der historischen Dimension eines Phänomens aus und fordert eine Feldforschung mit allen Sinnen.²³ Mit dementsprechenden Vorsätzen begab ich mich, ausgerüstet mit einer Digitalkamera, auf Feldforschung in den Rapoldipark.

Auf Beutezug

Ich schaute ich mich also nach sicherheits- und ordnungstechnischen Einrichtungen und Verordnungen im Rapoldipark um, einige der Ergebnisse meines „Beutezugs“ präsentiere ich im Folgenden. Ich nehme eine Unterteilung in Sauberkeit, Ordnung und Sicherheit vor, nicht um die Bereiche voneinander abzugrenzen, sondern um Zuschreibungen zu verdeutlichen.

1. Sauberkeit

Sauberkeit in der Stadt wird oftmals in einen engen Zusammenhang mit dem Wohlgefühl der BewohnerInnen gesetzt. Insbesondere die Stadt Wien liefert zu diesem Topos umfangreiches Material. Bei Eingabe von „saubere Stadt“ und „Lebensqualität“ in die Suchmaschine „Google“ findet man auf der Webseite der Gemeinde Wien Folgendes: „Die Sauberkeit einer Stadt trägt wesentlich zum Sicherheitsgefühl und damit zu einem positiven Lebensgefühl bei.“²⁴ In diesem Sinne läuft seit März 2010 eine Sauberkeitskampagne, die sich gegen illegal abgelagerten Müll, aber insbesondere gegen Zigarettenstummel und Hundekot auf den Straßen richtet.²⁵ Ähnliche Aktionen der Stadt Wien liefen unter den Slogans „Nimm ein Sackerl für mein Gacker!“ (2007) – da wurden etwa 30.000 Spender für kleine Plastiksäckchen aufgestellt, mit Hilfe derer Hundebesitzer die Straßen und Plätze reinhalten sollten –²⁶ oder „Host an Tschick?“ (2009). Im Zuge dieser Kampagne wurden unzählige Aschenbecher in der gesamten

23 Vgl. Lindner 2003 (wie Anm. 1).

24 In der gleichen Verbindung sind die beiden Begrifflichkeiten unter demselben Motto auch in Städten wie etwa Ludwigshafen, Gunzenhausen, Nordhausen, Sindelfingen, Neuwied u.v.a. zu finden.

25 <http://www.wien.gv.at/umwelt-klimaschutz/sauber.html> (Stand: 25.3.2009).

26 Archivmeldung der Rathauskorrespondenz (20.9.2007). Online unter: <http://www.wien.gv.at/rk/msg/2007/0920/016.html> (Stand: 25.3.2010).

Stadt angebracht.²⁷ Außerdem können sich alle WienerInnen selbst am Frühjahrsputz unter dem Motto „Wien räumt auf! Mach mit!“²⁸ an der Stadtreinigung und Entsorgung von Müll beteiligen. Sauberheitskampagnen sollen demnach Sicherheit als auch das damit in direkten Zusammenhang gesetzte positive Lebensgefühl bezwecken. Auch in Innsbruck wird Sauberkeit großgeschrieben. Im Rapoldipark habe ich zahlreiche Objekte und Einrichtungen gefunden, die das Sauberhalten des Parks erleichtern: Mülleimer, Ausgabebehälter für Hundekotsäckchen, eine öffentliche Toilettenanlage. An Aschenbecher wurde hingegen noch nicht gedacht.

[Abb. Sailer_Hundesackerl]

Spender für Hundekotsäckchen im Rapoldipark. Foto: Sarah Sailer

[Abb. Sailer_Eingangsschild]

Parkordnung. Foto: Sarah Sailer

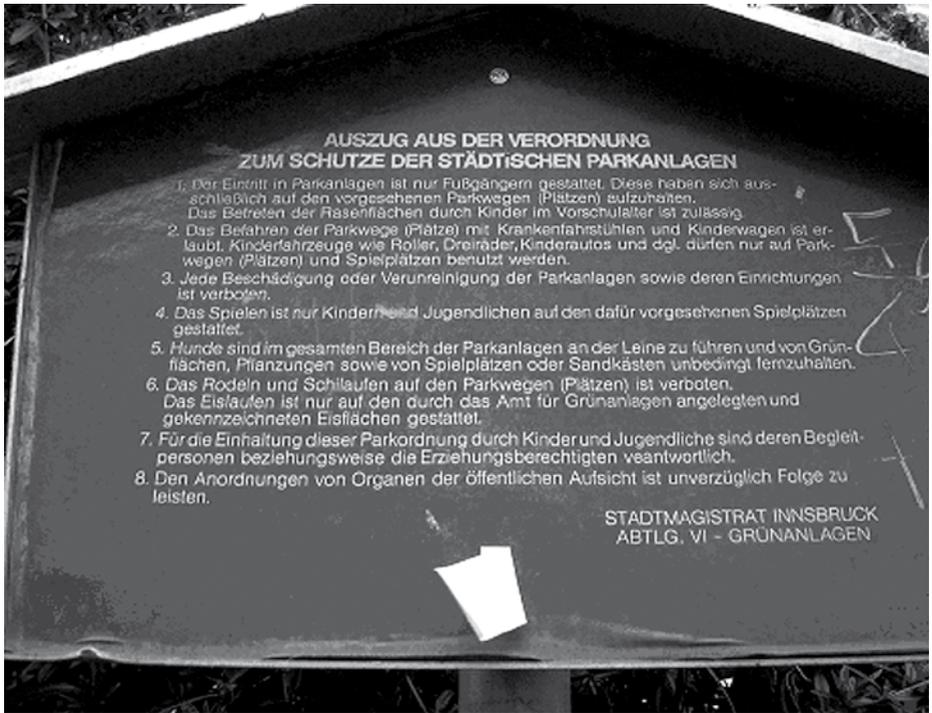
2. Ordnung

Dieses Schild findet sich am Eingang und mehrfach auch im Park aufgestellt; außer im Rapoldipark ist es auch in anderen großen Parkanlagen der Stadt, etwa im Hofgarten oder im Schlosspark Ambras, zu finden. Es gibt – in gekürzter Form – eine Anordnung der Stadt Innsbruck aus dem Jahr 1970 wieder.²⁹ Bereits beim Betreten des Parks wird man also mit einer Verordnung konfrontiert. Die Anzahl der Verbote ist hier jedoch noch relativ beschränkt, vom Alkohol- oder Nächtigungsverbot etwa ist keine Rede. Die Tafel richtet sich an sämtliche BesucherInnen, namentlich an FußgängerInnen, Kinder und Jugendliche und implizit auch an HundebesitzerInnen. Die späteren – ergänzenden – Verbote sind für BesucherInnen teilweise gar nicht ersichtlich, teilweise sind sie auf weiteren Schildern im Park angebracht (etwa für FahrradfahrerInnen). Grundsätzlich kann gesagt werden, dass im Rapoldipark, ähnlich wie in anderen öffentlichen Räumen, die Ordnung durch Verbote und Gebote auf Schildern hergestellt

27 Archivmeldung der Rathauskorrespondenz (14.9.2009). Online unter: <http://www.wien.gv.at/rk/msg/2009/0914/014.html> (Stand: 25.3.2010).

28 Archivmeldung 2009 (wie Anm. 27).

29 Vgl. Ortschaftspolizeiliche Vorschriften: Parkordnung 8, online unter: <http://www.innsbruck.at/io30/download/Dokumente/Content/Verwaltung/StaedtischeVorschriftensammlung/E-OrtschaftspolizeilicheVorschriften/E-08.PDF?disposition=inline> (Stand: 10.6.2010). Ende September 2010 wurden diese Schilder allerdings ausgetauscht (gegen schlichte Tafeln im Stil von Verkehrsschildern).



Parkordnung. Foto: Sarah Sailer

werden soll. Die Zunahme an Verboten und Hinweisen im Laufe der Zeit ist deutlich erkennbar, und auch die Art der Vermittlung an die BesucherInnen hat sich verändert: Wurden die Verbote aus 1970 auf dem Schild eng aneinandergereiht, machen die später angebrachten Schilder in den Signalfarben Rot-weiß auf jeweils ein einziges Verbot aufmerksam. Während das ursprüngliche Schild mit Geduld gelesen und studiert werden muss, stechen die neueren Tafeln geradezu ins Auge und vermitteln in kürzester Zeit ihre Botschaft.

Auch das getrennte Wegenetz für RadfahrerInnen und FußgängerInnen dient der Herstellung einer Ordnung – es leitet beide Gruppen auf die für sie bestimmten Wege und verhindert das Betreten oder Befahren der Grünflächen. Fahrradständer verlangen ein geregeltes Abstellen, das ästhetischen Kriterien (Ordnung) genauso wie praktischen Zwecken (Sicherheit, Vermeiden von Verletzungen etwa) entspricht. Außerdem dienen die Wege der Orientierung im Park, führen zu Spielplätzen, zu den Toiletten oder zum Ausgang. Ordnung, im ästhetischen und moralischen Sinne, kann nur und muss erst

durch das Benehmen der BesucherInnen hergestellt werden. Dieses ‚gute Benehmen‘ kann aus Eigeninitiative entstehen oder mittels kleiner Nachhilfen initiiert werden.

[Abb. Sailer_Bank-Muell]

[Abb. Sailer_OrdnungPark]

Ordnung im Park. Fotos: Sarah Sailer

Die Bank, die auf der Abbildung zu sehen ist, erzwingt zwar ein aufrechtes Sitzen, erlaubt aber durch die hohe Rückenlehne dennoch ein gemütliches Verweilen. Einem längeren Aufenthalt, sogar liegend, steht also im Prinzip nichts entgegen. An anderen Orten, etwa in der Maria-Theresien-Straße in der Innenstadt, wurden fast sämtliche Sitzgelegenheiten abgeschafft, um ein eventuelles Herumlungern zu vermeiden. Generell herrscht in vielen Räumen von Städten ein Sitz-Tabu: etwa in Aufenthaltsräumen von öffentlichen Verkehrsmitteln oder Plätzen, an denen kein Verweilen erwünscht ist, werden Sitzgelegenheiten so gestaltet, dass auf ihnen nur eine kurze Rast möglich ist.

3. Sicherheit

Die dritte Komponente der SOS-Stadtpolitik ist die Sicherheit. Besonders in Räumen, denen unterstellt wird, dass sie potentiell Unsicherheit hervorrufen, werden Sicherheitsmaßnahmen verstärkt. Die zunehmende Videoüberwachung auf großen Plätzen, in U-Bahnen, Kaufhäusern oder eben auch Parks zeugt davon, ist aber nur eine von vielen Strategien, um Sicherheit herzustellen. In einem Schreiben der Stadt Wien zur Stadtentwicklung im Sinne alltags- und frauengerechten Planens und Bauens und werden unter dem Schwerpunkt „Sicherheit“ Orientierung und Übersicht als wesentliche Kriterien gelistet. Aussagen wie diese verdeutlichen nochmals, wie eng die Begrifflichkeiten Ordnung, Sicherheit und Sauberkeit beieinander liegen. Im zitierten Schreiben werden als weitere Garanten für die „Zugänglichkeit“ zu Einrichtungen der Infrastruktur die „Belebung“ durch eine hohe Präsenz von Menschen genannt sowie die „Verantwortlichkeit“ im Sinne der Identifikation der EinwohnerInnen mit ihrem Stadtgebiet und die „Konfliktvermeidung“ durch ausreichendes Platzangebot, eine flexible Nutzbarkeit und Aneignungsmöglichkeiten.³⁰ In der von der EU geförderten Studie „INSEC-Insecurity in European Cities“ sollte erkundet werden, wie „Stadtbe-

30 Vgl. <http://www.wien.gv.at/stadtentwicklung/alltagundfrauen/sicherheit.html> (Stand: 10.6.2010).

wohnerInnen Sicherheit und Unsicherheit im städtischen Raum und im städtischen Alltag erleben“.³¹ Wien schnitt bei dieser Untersuchung sehr gut ab, was sich vor allem in einem großen Vertrauen in die Systemleistungen sowie „einer guten Sicherheitseinschätzung im öffentlichen Raum bzw. in öffentlichen Verkehrsmitteln und dem weitgehenden Fehlen von effektiven Beschränkungen von Handlungsräumen im Zusammenhang mit Unsicherheit“³² ausdrückte. Das subjektiv empfundene Sicherheitsgefühl, das zeigt die „INSEC“-Studie auch, hängt in einem hohen Maß von der Gestaltung des (Stadt-)Raums ab. In Bezug auf den Rapoldipark kann auf dieser Basis festgestellt werden, dass sowohl durch überschaubare Wegsysteme, abgegrenzte Räume wie Kinderspielflächen, zahlreiche Sitz- und Aufenthaltsmöglichkeiten sowie der landschaftsplanerischen Konzeption der Anlage das Potential besteht, ein Sicherheitsgefühl zu vermitteln.

Fazit

Dennoch stellt der Rapoldipark das „Stereotyp des [als] unsicher stigmatisierten Ortes“³³ dar, der hauptsächlich durch Medienberichte als solcher definiert und kreiert wird. Verfolgt man den Großteil der Berichterstattung, wie sie seit dem Mord an der Studentin geführt wird, scheint es naheliegend, den Rapoldipark als einen Ort mit einem hohen Gefahrenpotential einzustufen. Daher wird versucht, der verunsicherten Bevölkerung durch Maßnahmen, die der Sicherheit dienen sollen, einen angenehmen, jedenfalls gefahrlosen Aufenthalt zu gewähren. Die Bemühungen gehen vorrangig dahin, durch Sauberkeit und Ordnung Sicherheit herzustellen. Hinsichtlich der dazu gesetzten Maßnahmen stellt sich die Frage nach deren Funktionalität. Gebote und Verbote, ob auf Schildern oder in Stadtordnungen, können nur insofern wirksam sein, als die angesprochenen Personen oder Zielgruppen sich wirklich angesprochen fühlen und bereit sind, auf die Anforderungen einzugehen. Es besteht also in gewisser Weise eine Aufforderung zur Kooperation zwischen jenen, die die Ordnung entworfen haben, den OrdnungshüterInnen und den BesucherInnen des Parks. Die Gebote und Verbote können Unfälle und Konkurrenzen um Raum zu verhindern suchen, geben aber kaum Anweisungen für ein gutes Nebeneinander von BesucherInnen mit unterschiedlichen Erwartungen, etwa aufgrund ihres Alters, ihrer Herkunft oder Mobilität. Als besonders problematisch sehe ich die Strategie, die darauf aufbaut, Tätergruppen

31 Vgl. INSEC-Insecurity in European Cities. Online unter: <http://www.irks.at/insec.html> (Stand: 10.6.2010).

32 Vgl. INSEC-Insecurity in European Cities (wie Anm. 31).

33 Vgl. dazu: <http://www.wien.gv.at/stadtentwicklung/studien/b008049.html> (Stand: 10.6.2010).

zu ernennen, zu stereotypisieren: Marokkaner, Jugendliche, AlkoholkonsumentInnen. Marokkaner können sich mit ihrer Familie im Park aufhalten und Jugendliche als friedliche Hakisak-SpielerInnen, bei AlkoholkonsumentInnen ist immer das Maß ausschlaggebend. Auch hier sind Verbote also nur teilweise sinnvoll und zutreffend.

Wirksam sind die mit den Verboten verbundenen Zuschreibungen jedenfalls in den Medien. Die Zeitungsberichte über den Rapoldipark waren für eine Kulturanalyse im Sinne Rolf Lindners sehr aufschlussreich. Die dort eingebrachten Unsicherheitsdiskurse tragen auch dazu bei, politische Interessen in Szene zu setzen; vor allem rechte und konservative Parteien führen die Diskussion um Täter und um die Unsicherheit einer schützenswerten Bevölkerung.³⁴ Die Stellung von Nachbarn (Opfern und Helfern) und deren Konkurrenten (Tätern und Gegnern der SOS-Politik) kommt in Zeitungsberichten und sonstigen Pressemeldungen, durch die Parteien und Gegenparteien gebildet werden, deutlich zum Vorschein. Spannend ist auch die Frage, inwieweit sich die politischen Diskussionen auf gesellschaftliche Bedürfnisse und Ängste übertragen, sie vielleicht erst entstehen lassen.

Der Rapoldipark war ein spannendes Feld, um Maßnahmen der SOS-Politik der Stadt Innsbruck zu erörtern. Den größeren Zusammenhang konnte ich vor allem durch parallel laufende Diskurse in der Stadt Wien herstellen. Die politischen Maßnahmen in Bezug auf Sauberkeit und Sicherheit waren und sind dort umfangreicher, wodurch eine größere Fülle von einschlägigem Material zur Verfügung stand. Im Vergleich der stadtpolitischen Maßnahmen der beiden Kommunen wurde deutlich, dass in den beiden SOS-Diskursen eine ähnliche Sprache verwendet wird und nach ähnlichen Prinzipien vorgegangen wird. Im Sinne Rolf Lindners sind also durchaus „wiederholende Topoi“ festzustellen. Wien wurde in der jüngsten „Mercer Studie“, die die Lebensqualität von Städten misst, als attraktivste europäische Großstadt ausgezeichnet.³⁵ Das Ergebnis verdeutlicht, wie stark das Sicherheitsgefühl der BewohnerInnen mit wahrgenommener Attraktivität zusammenhängt. Auch Innsbruck rangiert auf einer ähnlichen Rangliste weit vorne. In der Untersuchung der Technischen Universitäten Wien, Delft und des Instituts für Geographie der Universität Ljubljana zu den „smartesten“ Städten nimmt Innsbruck Rang zwölf ein.³⁶ Diese Bewertung, durchgeführt von den jeweiligen StadtbewohnerInnen selbst, setzt sich aus sechs Kriterien zusammen: smart

34 Siehe für Wien: <http://www5.fpoe.at/index.php?id=8014> und <http://wien.oevp.at/1177/> (Stand: 10.6.2010); für Innsbruck vgl. Die Fraktionen im Gemeinderat zum Thema „Sicherheit“ In: Die Landeshauptstadt Innsbruck informiert, 8 (2005), 15.

35 <http://www.wien.gv.at/politik-verwaltung/mercerstudie.html> (Stand: 10.6.2010).

36 <http://www.smart-cities.eu/ranking.html> (Stand: 12.6.2010).

living, smart economy, smart governance, smart people und smart environment. Es galt also Bereiche wie Verschmutzung, Zugänglichkeit zum öffentlichen Leben, Ökonomie, Politik und individuelle Sicherheit zu bewerten. All diese, dem SOS-Diskurs in öffentlichen Räumen sehr nahestehenden Indikatoren, lassen sich als Wohlfühl-Faktoren interpretieren. Haben die massiven Sicherheits-, Sauberkeits- und Ordnungsmaßnahmen hierzu beigetragen?

Der Rapoldipark als Austragungsort solcher Maßnahmen lässt sich im Sinne einer ganzheitlichen Kulturanalyse, im Zusammendenken biografischer, sozialer und kultureller Komponenten erforschen, indem man die gesellschaftlichen Entwicklungen hinsichtlich geläufiger Diskurse und Praktiken zu erörtern versucht. Rolf Lindner stellt einen hohen Anspruch, indem er das Hineinfühlen und ganzheitliche Forschen, eine breite Fülle an Quellen, das Aufspüren und die Zusammenführung von Gegensätzen fordert. Für ein ganzheitliches Erkennen der Zusammenhänge von Theorie und Praxis, Pro und Contra, Ursachen und Folgen ist dieser Ansatz sehr hilfreich. Für eine umfassende Analyse der Situation im Rapoldipark müssten in einem weiteren Schritt die BesucherInnen und deren Handeln beobachtet werden beziehungsweise die – hier ausgeblendete – sozio-biografische Komponente eingebracht werden.

Kein Platz, um aufzufallen Gefährdete Jugendliche im Arrangement Sozialer Arbeit¹

Gerlinde Malli

Im urbanen Raum überlagern sich verschiedene gleichzeitige Öffentlichkeiten, Schichten der Nutzung, Perspektiven und Bedeutungen, die dem Raum durch die kulturelle Produktion seiner Benützer und Benützerinnen gegeben werden. Im flüchtigen Blick der Touristen und Touristinnen werden Plätze der Innenstadt vielleicht nur Sehenswürdigkeit und fotografisches Erinnerungsfragment bleiben, für die Straßenreinigung ein Ort alltäglicher Routine, für Geschäftsleute kapitalträchtiges Dekor und für Jugendliche ein öffentlicher Raum, in dem sie sich aufhalten können.

Eines der Zielgebiete der Straßensozialarbeit in Graz stellt der innerstädtische Jakominiplatz dar. Als Knotenpunkt des öffentlichen Verkehrs ist der Platz vor allem durch Warten und zielgerichtete Bewegungen der Verkehrsmittel und der Benützer und Benützerinnen charakterisiert. Es ist ein Platz, der nur wenige Minuten Stillstand zulässt, wenn man an den Haltestellen auf die Straßenbahn oder den nächsten Bus wartet, ein Platz, den man überquert, um an andere Orte zu gelangen. Umsäumt ist er von Verkaufsständen, Imbissbuden und Lokalen von Fastfood-Ketten, Cafés und Restaurants, die beliebte Treffpunkte für viele Jugendliche bilden: Am Jakominiplatz verabreden sich Schüler und Schülerinnen nach dem Unterricht, arbeitende Jugendliche nach Dienstschluss, lehrstellensuchende Jugendliche nach ihren Kursen, arbeitslose

1 Die im Folgenden vorgestellten Erkenntnisse basieren auf der Forschungsarbeit des von der *Österreichischen Akademie der Wissenschaften* unter der Rubrik „DOC-Team“ geförderten Projektes „müssen nur wollen. Eine kulturwissenschaftliche Bestandsaufnahme sozialer Umbrüche in jugendlichen Lebenswelten“ (2004–2008). Durch eine subjektzentrierte Vorgangsweise des praxeologischen Verfahrens zum „methodischen Verstehen“ (Pierre Bourdieu) wurden prekarierte Jugendliche in intensiver Felderhebung in ihrem Alltag begleitet. Dadurch wurden Einsichten in die Konfliktfelder und Widersprüche aufgezeigt, denen junge Menschen in der Spannung zwischen kulturellen Orientierungen und den neuen Orientierungen, hervorgerufen durch wirtschaftliche und soziale Veränderungen der Gegenwartsgesellschaft, ausgesetzt sind. Vgl. Malli, Gerlinde: „Sie müssen nur wollen.“ Gefährdete Jugendliche im institutionellen Setting. Konstanz 2010.

Jugendliche nach ihren Gängen aufs Arbeitsamt – Freizeit wird hier verbracht. Für Jugendliche bedeutet der Platz etwas anderes als für viele Erwachsene, die ihn als eine funktionelle Einrichtung, die man sobald als möglich wieder verlässt, erfahren. Für Jugendliche ist er Begegnungsort und Erlebnisraum, der Faszination und Spannung vermittelt.

Die Straße ist für viele gefährdete Jugendliche zu einem wesentlichen Teil ihrer Lebenswelt geworden, die entscheidend zu ihrer Sozialisation beiträgt. Sozialarbeit erreicht diese jungen Menschen in der Innenstadt am besten dort, wo sie sich aufhalten. Die Jugendsozialarbeiter, die Streetworker, gehen auf diese Jugendlichen zu und sprechen sie an. Der lebensweltliche Zugang Sozialer Arbeit geht davon aus, den Jugendlichen als ganze Person kennenzulernen und ihm umfassend zu helfen. Im Verständnis der Jugendsozialarbeit setzt das voraus, die konkreten Orte in der Stadt, an denen gefährdete Jugendliche Zeit verbringen, aufzusuchen. „Cityszene ohne subkulturelle Merkmale“ nennen Streetworker, mit denen ich Informationsgespräche führte, jene Jugendlichen, die sich äußerlich nicht von den anderen Jugendlichen unterscheiden, die sich auch am Jakominiplatz aufhalten, die vereinzelt oder in kleinen Gruppen in den Wartehäuschen sitzen oder zwischen Straßenbahnhaltestellen stehen. Diese Jugendlichen bilden die Klientel der Jugendsozialarbeiter. Für die mediale Öffentlichkeit handelt es sich bei dieser Gruppe um Jugendliche, die sich außerhalb jeglichen pädagogischen Bezugs befinden und als gefährlich bewertet werden, obwohl sie in ihrer alltäglichen Anwesenheit kaum wahrgenommen werden. Diese „Paradoxie der Unsichtbarkeit“² ist Ausdruck neuer Formen der Wahrnehmung, die auf neuen Formen sozialer Exklusionsmechanismen und dessen gesellschaftlicher, öffentlicher Bewältigung beruhen: Jugendliche werden als Thema, quasi als Politikum in die Öffentlichkeit gehoben, während ihre Problemlagen zu einem unsichtbaren Phänomen gemacht werden, solange die Jugendlichen nicht auffällig werden. Erst wenn sie versuchen, sich sichtbar zu machen, geraten räumliche Abdrängungsmechanismen ins Spiel, wie am Beispiel der Grazer Punkszene gezeigt werden konnte, die 2004 den Hauptplatz von Graz besetzte und Teile der Bevölkerung und die Lokalpolitik allein mit ihren auffälligen Outfits beunruhigte.³ Die Punks wurden als öffentlicher Störfaktor empfunden, weil sie die ‚dunkle Seite‘ einer Gesellschaft zeigten, die zunehmende Teile der Bevölkerung ausschließt, aber die Auswirkungen dieses Ausschlusses von der sichtbaren Oberfläche verdrängen will. Die Politik reagierte auf die Besetzung des

2 Nassehi, Armin: Die Paradoxie der Unsichtbarkeit. Für eine epistemologische Verunsicherung der (Kultur-)Soziologie. In: Soziale Welt, 50 (1999), 349-361.

3 Vgl. Reiners, Diana u. a.: Bürgerschreck Punk. Lebenswelten einer unerwünschten Randgruppe. Wien 2006.

Hauptplatzes schließlich mit der Einführung eines Wegweisungsrechts. Damit sollte eine Randgruppe aus dem Blickfeld der Innenstadt entfernt und ihr Handlungsraum (die von der Gruppe gesetzten Handlungen wurden als „Verwaltungsübertretung“ bezeichnet) in andere Bereiche der Stadt verlagert werden, in denen das gesammelt wird, was die Stadt von ihrer normierten Schauseite verdrängt.

Umgekehrt tragen soziale Ausgrenzungsprozesse, die sich in der Gesellschaft vollziehen und nicht wahrgenommen werden können, dazu bei, dass die Probleme der Jugendlichen aus dem öffentlichen Bewusstsein gedrängt werden: Wenn Drogenkonsumenten unsichtbar werden, wie es sich seit den 1990er-Jahren vollzieht, weiß man zwar um ihre Existenz, aber man kümmert sich nicht weiter um das Problem, da es keinen sozialen Alarm auslöst.⁴

Den Jugendlichen, die sich am Jakominiplatz aufhalten, geht es nicht darum, mit Konformitäten zu brechen. Sie wollen sich keinen Raum greifen, sie sehen sich weder als sozialromantische Aussteiger aus einer ungerechten Gesellschaft noch als Zugehörige zu Jugendkulturen, die durch provozierende Störungen auf gesellschaftliche Missstände aufmerksam machen wollen. Ihre Forderungen im Kampf um Anerkennung sind leise und werden individuell ausgetragen. Wie die Gespräche mit Jugendlichen zeigten, hoffen sie vordergründig darauf, ihre Ideen eines Erwachsenendaseins – einen Job zu haben, eine eigene Wohnung zu beziehen, eine Familie zu gründen – realisieren zu können.

Die 19-jährige Paula, eine meiner Gesprächspartnerinnen, die ich am Jakominiplatz traf, erzählte, dass sie, seitdem sie 14 ist, in Notschlafstellen für Jugendliche übernachtet. Sie bezeichnete sich als „Stadtmensch“. „Ich bin dauernd in der Stadt unterwegs, egal wo. Ab und zu schau ich hier vorbei, weil ich die Leute kenne, weil ich, ja, ich weiß nicht ... weil es sind Bekannte, Freunde da.“ Der öffentliche Stadtraum wird für sie zu einem Raum der sozialen Nähe und der Vertrautheit, in dem Privatheit und Anonymität zugleich gefunden werden können: „Ich hab mich damals einfach wo dazu gestellt und ein Bier getrunken. Ich bin einfach akzeptiert worden, so wie ich bin. Irgendeinen Freund findest hier immer. Aber längerfristig will ich einfach eine Beziehung haben, ein normales, geregtes Leben führen. Mit Arbeit, eigener Wohnung und Geld.“

Die Begriffe und Bilder, mit denen sich Paula selbst beschreibt (etwa „Stadtmensch“) sind gesellschaftskonform und verweisen auf ihren Wunsch, in die Erwachsenengesellschaft

4 Vgl. López Blasco, Andreu u. a. (Hrsg.): *Misleading Trajectories: The Transition Dilemmas of Young Adults*. Valencia 2000.

integriert zu werden oder als *normale* Jugendliche wahrgenommen zu werden. Sie definiert sich weder als Straßenjugendliche noch als einer subkulturellen Jugendszene angehörig. Tagsüber fügt sie sich unauffällig in den Strom der Vorbeiziehenden ein. Die Jugendlichen am Jakominiplatz fallen als Gruppe nicht auf, weil die rastlose Bewegung des Platzes keinen Blick freigibt für Menschen, die sich hier für längere Zeit aufhalten. Obwohl sie anwesend sind, bilden sie für die Vorbeiziehenden keinen wahrnehmbaren Gegenpol zum zielgerichteten Bewegungsfluss. Ihre Unsichtbarkeit und Unauffälligkeit inmitten des öffentlichen Stadtraumes entspricht einer neuen Qualität von Exklusion, die sich heute als Ausgrenzung *innerhalb* der Gesellschaft begreifen lässt. Exkludierte Jugendliche fallen nicht gänzlich aus der Gesellschaft, aber sie fallen aus dem Netz der Wechselseitigkeiten, die kulturelle und soziale Anerkennungsverhältnisse begründen. Diese Jugendlichen haben nicht das Problem der Ausbeutung, Entfremdung oder Verregelung zu bewältigen, sondern das Problem ihrer Überflüssigkeit. Der gesteigerte MithalTEDruck, als Arbeitskräfte gesellschaftliche Anerkennung, sozialen Status und Erwachsenenstatus zu erlangen, wird so zu einem individualisierten Problem, das in gesellschaftlicher Unsichtbarkeit mitten in der Stadt bewältigt wird. Dabei geht es nicht um „die andere Seite der Stadt“⁵ oder um die Frage, was *backstage* hinter den Kulissen abläuft, sondern um Verdrängung und Unsichtbarmachung ohne eine räumliche Abdrängung.

Die Jugendlichen am Jakominiplatz befinden sich in einer besonders ambivalenten Situation, da man ihnen just in jenem Moment, in dem man sie zum Eintreten in die Arbeitsgesellschaft auffordert, die Türen verschließt. Der Widerspruch zwischen der allgemeinen Zusage einer gesellschaftlichen Zugehörigkeit und der begrenzten Möglichkeiten ihrer Verwirklichung wird hier durch die veränderten Bedingungen der Gegenwartsgesellschaft aufgebrochen. Den Kern der Exklusionserfahrung bildet eine innere Zerrissenheit zwischen Anspruch auf gesellschaftliche Zugehörigkeit und der Unmöglichkeit, diese zu erlangen. Die Exklusionserfahrungen dieser Jugendlichen sind radikal individualisierte Erfahrungen ohne Möglichkeiten einer kollektiven Deutung. Soweit Gruppenbildungen überhaupt stattfinden, sind sie lose und bleiben als Schutz- beziehungsweise Selbstbehauptungsmechanismen fragil. Die Erfahrung des Ausgeschlossenenseins aus der Gesellschaft stellt sich hier in erster Linie als Erfahrung des Scheiterns dar, die aus der Diskrepanz zwischen dem, was sie von der Gesellschaft erwarten, und der Uneinlösbarkeit dieser Erwartungen erwächst. Die Gespräche mit den Jugendlichen zeigen, dass sowohl der innere wie der äußere Vorwurf, dass ihnen

5 Knecht, Michi (Hrsg.): Die andere Seite der Stadt. Armut und Ausgrenzung in Berlin. Köln u. a. 1999.

fehle, was andere wie selbstverständlich hätten, alltäglich als Ohnmacht im Kampf um Anerkennung erfahren wird.

Paradoxerweise geraten die Jugendlichen am Jakominiplatz, obwohl sie kein Beispiel für *sichtbare Jugend* darstellen, immer wieder in die mediale Aufmerksamkeit. Eine Reihe von Gewaltereignissen, die sich vor einigen Jahren zwar am Platz, nicht aber in der von den Sozialarbeitern so bezeichneten „Cityszene“ zugetragen haben, lösten einen allgemeinen Schock aus, eine Reaktion, der bis heute sowohl ordnungspolitisch – durch verschärfte Polizeikontrollen – als auch durch verstärkte Präsenz von Sozialarbeitern vor Ort begegnet wird.

Medienberichte verschärften die Beschreibung des Jakominiplatzes als gefährlichen *Un-Ort* und jene der Jugendlichen als Bedrohung für die Bewohner und Bewohnerinnen der Stadt. Die mediale Wahrnehmung und Darstellung des Platzes tendierte dazu, auf subtile Weise an der Verbreitung gewalttätiger Verhaltensmuster mitzuwirken. Die Bekanntheit des Platzes und seine thematische Besetzung mit *Gefahr*, *Gewalt*, *Sucht* oder *Drogen* führten wiederum dazu, dass Jugendliche den Platz als *Actionraum* aufsuchen. Auf diese Weise werden die gewissermaßen zur Nachahmung Eingeladenen zu jugendlichen Gewalttätern hochstilisiert, wie sie als solche hier aber gar nicht existieren. Diese Mechanismen haben sich Mitte der 1990er-Jahre – zu einer Zeit, in der Österreichs mediale wie politische Öffentlichkeit ganz generell vom Thema einer zunehmenden Tendenz rechtsextremer Gefahren beherrscht war – um die Etikettierung jugendlicher Gewalttäter als *Rechtsradikale* erweitert.⁶ In Graz haben energische Reaktionen darauf bewirkt, dass rechtsorientierte Gewalttäter, meist im Erwachsenenalter, eingesperrt wurden und sich *Skins* oder andere rechtsorientierte Gruppierungen weitgehend zerstreut haben. Vereinzelte Jugendliche bedienen sich zwar nach wie vor einer rechtsorientierten Symbolik, sie treten aber weder als Gruppierung auf, noch geht von ihnen eine reale politische Gefahr aus. Max, einer meiner Gesprächspartner, der sich oft am Jakominiplatz aufgehalten hat, fühlt sich der „rechten Szene“ zugehörig. Der 19-Jährige erzählte:

„Es ist ein bisschen angesoffen herumschreien und bisschen randalieren. Aber nicht so, dass wir jetzt eine kriminelle Vereinigung wären oder so. Echt. Leut, die voll viel saufen halt. [...] Wie soll ich das nennen? [...] Ich weiß nicht, ich bin kein Hitlerfanatiker, ich hab einfach jetzt meinen Nationalstolz und ich bin Sozialist. Nationalsozialist. Und das ist, ich weiß nicht, ein Unterschied. Ob du jetzt einfach nur eine Einstellung

⁶ Vgl. Zilian, Hans Georg: *Satanische Masken. Jugend und Rechtsorientierung in der österreichischen Provinz*. Frankfurt a. M. u. New York 1998.

hast oder ob du jetzt sowieso ein Hitlerfanatiker bist. Und die in Deutschland, die kenn ich aus dem Internet ... Nein, ich weiß nicht [lacht], wenn die uns sehen könnten, die würden uns auslachen. Ist so. Ich weiß nicht, wir sind einfach Rechte. Aber hauptsächlich gegen die Ausländer.“

Zum Zeitpunkt unseres Gesprächs besuchte Max eine Schulung des *Arbeitsmarktservices* (AMS). Ganz generell ist der Einstieg in den Arbeitsprozess Jugendlicher durch eine Phase des Ausprobierens verschiedener Arbeitsmöglichkeiten bestimmt. Dieses grundsätzlich jugendspezifische Suchverhalten ist bei gefährdeten Jugendlichen immer wieder durch Haftstrafen oder andere ‚Betriebsunfälle‘ verstärkt und gleichzeitig erschwert. Sie werden dadurch immer wieder arbeitslos, in AMS-Kurse gesteckt und landen schließlich in ungeliebten Berufen, Seite an Seite mit den verhassten Ausländern oder anderen Menschen, die ihnen ihr eigenes Scheitern widerspiegeln. Der Verlust von Selbstachtung machte Max in seinen Erzählungen spürbar: Er sprach davon, in den Kursen des AMS krank zu werden und zu den „Ausgesonderten“ zu gehören. Als Kursteilnehmer gehört er einer Gruppe an, die im Begriff ist, sozial abzustiegen. Die Stigmatisierung, die er selbst mitproduziert, empfindet er ganz deutlich als Bedrohung.

In solchen Situationen wächst die Bereitschaft, Gewalt anzuwenden, um die Angst vor einer relativ aussichtslosen Zukunft zu verdrängen. Wer zum Feind erklärt wird, wird zu einer Projektionsfläche für all das, was im Eigenen verpönt werden muss. Max gebärdet sich zuweilen als Ausländerhasser und hört illegale rechtsradikale Musik. Sein aggressives Verhalten entspricht einem Risikoverhalten, das dort auftaucht, wo für anstehende Aufgaben und Probleme keine adäquaten Bewältigungs- und Lösungsstrategien entwickelt werden können. Das Risiko ist dann als Signal für eine objektiv problematische Ausgangskonstellation im Jugendalter zu lesen. Sein aggressives Verhalten lässt sich auch auf Anerkennungsverluste zurückführen. Zugleich rücken diskursiv Jugendliche als *Täter* in den Vordergrund. Durch diese parallele Entwicklung wird ein doppelter Kontrollverlust erkennbar: (Auto-)Aggressive oder gewalttätige Jugendliche haben die Kontrolle über ihr eigenes Leben eingebüßt und Anerkennungsverhältnisse zerfallen. Gesellschaftliche Trends forcieren diesen Anerkennungsverlust, den Abbruch von Kommunikationsstrukturen und gesellschaftliches Verschwinden.⁷

Max fehlt einiges, um ihn als einen Rechtsradikalen identifizieren zu können. Vor allem fehlt ihm ein ideologischer Unterbau. Seine ausländerfeindlichen Hetzen

7 Vgl. Heitmeyer, Wilhelm u. Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.): Gewalt. Entwicklungen, Strukturen, Analyseprobleme, Frankfurt a. M. 2004.

ebenso wie jugendspezifische, rechtsorientierte Kostümierungen mit Springerstiefeln, Militärhose oder Glatze sind vielmehr als Zeichen einer Hilflosigkeit zu verstehen, als Weg, seiner eigenen Not Ausdruck zu verschaffen. Sein Outfit bedeutet Protest gegen gesellschaftliche Zustände oder unglaubliche Politiker als Exponenten einer nicht erstrebenswerten Gesellschaft. Zuweilen geht es nicht einmal um Protest, vielmehr verbirgt sich hinter dieser Inszenierung von Männlichkeit der Wunsch, Stärke zu zeigen und Härte auszuleben. Solche Erscheinungen von Rechtsorientierung sind keine Auswirkungen eines ideologisch geschlossenen, programmatisch gefestigten und zielgerichtet planenden Rechtsextremismus. Sie sind in erster Linie Ausdruck sozialer Spannungen und irrationaler Versuche, Probleme zu lösen beziehungsweise sie abzuwehren. Die rechtsorientierte Agitation von Max korrespondiert mit seinen Ängsten und Unsicherheiten sowie mit seiner Sehnsucht nach einer heilen Welt. Seine Selbstinszenierung ist als Symptom zu deuten, sich eine Art *letzte Bastion der Sichtbarkeit* zu erkämpfen.

Ausleitende Gedanken

Der Jugendsoziologe Olivier Galland hatte bereits 1984 das Thema der Prekaritätserfahrungen Jugendlicher eingeführt und argumentiert, dass die Statuspassage ins Erwachsenenleben von einer wachsenden Unbestimmtheit und veränderten Formen dieses Übergangs geprägt sei, die wiederum Ausdruck eines tiefgreifenden sozialen Wandels wären.⁸ In der Verschärfung dieser Entwicklung, in der atypische Beschäftigungsbedingungen mittlerweile als typische Bedingungen zu bezeichnen sind, vertiefen sich die Gräben zwischen Erwachsenenwelt und Jugendlichen: Es lässt sich argumentieren, dass die jungen Generationen von den sozialen und kulturellen Transformationen am stärksten betroffen sind. Die Prekarität des sozialen Status und der positionellen Anerkennung, beides für das Jugendalter charakteristische Elemente, lösen sich nicht mehr auf und führen in ein Dispositiv der Verlängerung eines paradoxen Moratoriums, das mit den jetzt erhöhten Erwartungen an einen Übergang in den Arbeitsmarkt verknüpft ist.⁹ Somit ist die Statuspassage von der Kindheit zum Erwachsenenalter, von der Ausbildung in eine Berufslaufbahn

8 Vgl. Galland, Olivier: *Précarité et entrées dans la vie*, Revue française de sociologie (1984). In: Ders. (Hrsg.): *L'entrée des jeunes dans la vie adulte* (= Problèmes politiques et sociaux, Bd. 794). Paris 1997, 49-66.

9 Vgl. Schultheis, Franz u. Vuille, Michel: *Salle d'attente pour départ incertain. Les jeunes face à l'épreuve de la précarité et de la flexibilité*, In: Dies. u. a.: *Entre flexibilité et précarité: Regards croisés sur la jeunesse*. Paris 2007.

und von der Herkunftsfamilie auf den Heiratsmarkt oder in die Gründung einer Lebensgemeinschaft, unter den Bedingungen des gegenwärtigen Arbeitsmarktes für Jugendliche mit einer doppelten Unsicherheit verbunden: Mit der ökonomischen und sozialrechtlichen Prekarität geht eine symbolische Prekarisierung einher.¹⁰ Neben der Verstärkung von Abhängigkeitsbeziehungen von der Herkunftsfamilie oder von sozialen Institutionen des Staates kommt dem Status der *Inaktivität* keine soziale Anerkennung zu. Sie wird im Gegenteil als besondere Konfliktzone wahrgenommen. Der *herumlungernde Jugendliche* ist der Topos, der im öffentlichen Diskurs den inaktiven Status bezeichnet und eine gravierende kulturelle Bedeutungsverschiebung der Jugendphase als Entwicklungsspielraum signalisiert: Der legitime, gesellschaftlich anerkannte, mit kulturellen Erwartungen und Bedeutungen aufgeladene Status des Adoleszenten bildet heute einen Status mit negativem Charakter und wird quasi ausschließlich mit Faulheit und Gefährdung der Sicherheit und Ordnung assoziiert.¹¹

Eine Soziale Arbeit, die möglichst kleinräumig die hohe Dichte an Jugendlichen auf Straßen oder auf Plätzen identifiziert und daraus die Konsequenz zieht, dass hier lebensweltorientiert eingegriffen werden müsse, läuft Gefahr, einen nicht unbedeutenden Teil zur symbolischen Produktion räumlicher Segregation beizutragen. Dieser Zugang Sozialer Arbeit sollte kritisch betrachtet werden, da er soziale Ungleichheit zu einer Frage individueller Risiken und Fehlentscheidungen macht. Gemeinsinn und Bürgertugenden werden zur Basis der Gesellschaft erhoben und zu Mustern der politischen Bearbeitung sozialer Probleme. Nicht der Staat, sondern die lokale Gemeinschaft wird als Ort konzipiert, an dem soziale Ressourcen mobilisiert werden und soziales Kapital gebildet werden kann.

Sozialarbeit als intermediäres System zwischen Lebenswelt der Einzelnen und Institutionslogik orientiert sich zwar an den Lebenswelten der Jugendlichen und bewegt sich zum Teil in ihnen. Sie versucht, ihren Interessen Geltung zu verschaffen, zugleich

10 Vgl. Plomb, Fabrice: Jugendliche – allergisch gegen Arbeit? In: Liber. Internationales Jahrbuch für Literatur und Kultur, 3 (1999/2000), Der Lohn der Angst. Flexibilisierung und Kriminalisierung in der „neuen Arbeitsgesellschaft“, 54-70.

11 „The Mosquito“ beispielsweise ist ein Ultraschall-Störgeräuschsender, dessen Ziel es ist, über Schallwellen in hohen Frequenzbereichen, „herumlungernde“ Teenager zu vertreiben. Als „Schallwaffen gegen die Kinder der Gesellschaft“ wird das Gerät über einen Schalter, eine Zeitschaltuhr oder einen Bewegungsmelder eingeschaltet, wenn es benötigt wird. Dadurch soll gezielt die Ansammlung von Gruppen Jugendlicher an bestimmten Orten verhindert werden; vgl. maf/dpa: Hier kommt die Tinnitus-Attacke. In: Spiegel online. Schulspiegel. Online unter: <http://www.spiegel.de/schulspiegel/leben/0,1518,549176,00.html> (Stand: 30.8.2010).

aber ist sie Aspekt staatlichen Handelns zur Gewährleistung der Normalität. Mit Niklas Luhmann gesprochen hat Soziale Arbeit auch die Funktion, ein Ensemble von Techniken sozialer Kontrolle zum Zweck der Systemreproduktion zu berücksichtigen, deren Ziel es ist, Individuen an geänderte gesellschaftliche institutionelle Bedingungen anzupassen.¹² Damit leistet sie (oft ungewollt) einen Beitrag dazu, Widerstand einzudämmen. Sie trägt dazu bei, Jugendliche *ruhigzustellen*, ihr Potenzial *abzukühlen* und den Übergang zu Gewalttaten und Aufruhr abzufedern. Parteilichkeit, das Vertreten der Interessen der Jugendlichen in der Öffentlichkeit, prallt auf den politischen Auftrag, eine Art Polizeifunktion zu übernehmen und für Ordnung, Sauberkeit und Ruhe auf öffentlichen Plätzen der Stadt zu sorgen. Immer stärker bewegt sich ihre ursprüngliche Funktion der Hilfeleistung und Anwaltschaft für gefährdete Jugendliche in Richtung einer *Sozialfeuerwehr*. Diese Ausrichtung korrespondiert mit der Lokalisierung sozialer Probleme in bestimmten Stadtteilen, die dann als soziale Brennpunkte identifiziert werden und suggerieren, punktuelle Probleme seien, bevor ein Flächenbrand ausbricht, rasch zu löschen.

12 Vgl. Luhmann, Niklas: Das Erziehungssystem der Gesellschaft, Frankfurt a. M. 2002.

Der Ordnung letzter Schluss Die ordentliche Stadt und die Kulturanalyse

Stefanie Kießling, Jenny Illing, Laurent Promme



Foto: Stefanie Kießling.

Innsbruck im Frühjahr 2009: Drei Studierende begeben sich auf einen Forschungsspaziergang durch die Stadt. Es ist kalt und regnerisch und sie suchen nach kulturellen Objektivationen, die ihnen einen Zugang zum Thema SOS – Sauberkeit, Ordnung und Sicherheit – ermöglichen. Sie sind ratlos und wissen nicht, was sie suchen sollen. *Alles*, lautet die Tugend, aus der Not geboren: Sie fotografieren Mülleimer, Verbotsschilder, Ampeln, Zäune, Graffitis, Überwachungskameras, Gullys und sogar ein Bügelbrett, das am Straßenrand liegt und auf die Entsorgung wartet. Sie sind

unzufrieden, weil es kein Richtig und kein Falsch gibt. Weil sie keine ihren Ansprüchen genügenden Zeichen, Symbole, Lösungen für die Fragestellung finden. Und weil sie zu dem Schluss kommen, dass sich (fast?) alles Städtische in die Kategorien Sauberkeit, Ordnung und Sicherheit einordnen lässt.

Wie kamen wir drei überhaupt zu diesem Vorhaben? Ausgangspunkt war die Lehrveranstaltung „SOS – Sauberkeit, Ordnung, Sicherheit“, welche im Sommersemester 2009 von Johanna Rolshoven an der *Universität Innsbruck* gehalten wurde und an der wir mit regem Interesse teilnahmen. Dabei stand nicht nur der städtische Raum – gedacht im Sinn Michel de Certeaus, nämlich als Raum, „mit dem man etwas macht“¹ – im Fokus des Interesses, sondern ebenso eine epistemologische, konkret eine heuristische Herangehensweise. Diese theoretische Fundierung, die wir uns durch das Lesen einschlägiger Lektüre und in kritischen Diskussionen angeeignet hatten, konnte sodann in kleinen empirischen Studien, wie etwa dem angesprochenen Forschungsspaziergang, erprobt werden. Damit erschloss sich nach und nach sowohl das Thema, insbesondere die Problematik und Aktualität, als auch der methodische Umgang mit Fragestellungen, denen vermeintlich weder Brisanz noch Relevanz innewohnt.

An dem Punkt der methodischen Reflexion waren wir jedoch noch nicht. Denn während unseres Forschungsspaziergangs stellten wir uns zunächst die verschiedensten Fragen: Was verstehen *wir* unter Sauberkeit, Ordnung, Sicherheit? Was verstehen *andere* darunter? Gibt es da Unterschiede? Unterschiede zwischen Akteuren – womöglich aktiven oder bloß reaktiven Akteuren? Und wer sind eigentlich *die* Akteure? Haben sie *schon immer* so agiert, wie wir es jetzt beobachten? Wenn nicht, warum handeln sie (erst) jetzt so? Was besagt dieses Handeln über die Umstände und Gegebenheiten? Wodurch ist diese Zeit geprägt? Was haben wir vor uns – warum, wie und wo haben wir es vor uns?

Als die Metaebene erklommen war, haben wir uns gefragt, wie sich Kultur überhaupt fassen lässt. Welche Ordnungsmechanismen gibt es? Welchen Methodenkoffer sollen wir als Europäische EthnologInnen öffnen? Wie können wir Hypothesen bilden? Dazu bedurfte es einerseits des Ordners und Reflektierens unserer Fragen. Andererseits sollte uns nun die Grundlagenlektüre der Lehrveranstaltung weiterhelfen: Rolf Lindners Beitrag „Vom Wesen der Kulturanalyse“.² Doch, um das vorweg zu nehmen, auch

1 De Certeau, Michel: *Kunst des Handelns*. Berlin 1988, 217.

2 Lindner, Rolf: *Vom Wesen der Kulturanalyse*. In: *Zeitschrift für Volkskunde*, 99 (2003), 177-

wenn wir die eine oder andere Herangehens- und Denkweise, die Antworten, wie sie in diesem Text vorgeschlagen werden, sowohl verstehen als auch anwenden konnten, wurde der Berg an Fragen nicht merklich kleiner.

Im Folgenden möchten wir Lindners Überlegungen zum Wesen der Kulturanalyse vorstellen, uns damit kritisch auseinandersetzen und sie an unserem Forschungsauftrag und unserem Forschungsinteresse abtesten. Ausgehend vom neuerlich aufflackernden Diskurs über die „Fachbezeichnung Europäische *Ethnologie*“³ stellt Lindner die Überlegung an, dass das Wörtlichnehmen des Terminus zu einem beschränkten, einengenden und damit im Voraus zu streng definierten Forschungsfeld führe. Er verweist hingegen auf das Selbstverständnis der britischen Cultural Studies als „disziplinlose‘ Disziplin“⁴, die ein Alles in Allem ohne Grenzen und Schranken zu vereinbaren trachten und denen er eine Vorbildrolle für die Europäische Ethnologien zuschreibt. Rolf Lindner möchte unser Fach somit zur Interdisziplinarität, Transdisziplinarität und zu einem vernetzten Denken mahnen, die er durch das „Wörtlichnehmen der Europäischen Ethnologie als *Ethnologie*“⁵ und in Folge durch die „Rückführung in ein enges disziplinäres Korsett“⁶ gefährdet sieht. Dieses Denken, also die Horizonterweiterung durch das Öffnen vermeintlicher Disziplinengrenzen, findet doch aber ihren Ursprung im Kleinen und Singulären schon in einer Hinwendung zur Kontextgebundenheit kultureller Phänomene. Die Adaption auf das Große und Allgemeinere, die Wissenschaft, scheint dabei kein weiter Sprung zu sein. Doch ist das Wissen um die Kontextualität kultureller Phänomene neu oder wird es neu erfunden?

Liest man Ina Dietzschs unlängst erschienenen Artikel „Zwischen Mathematik und Poesie“⁷ gegen den Strich, offenbaren sich schon von Wilhelm Heinrich Riehl gesponnene Beziehungsgeflechte: Riehl, der „[d]ie feine Kunst [darin sah,] das Beobachtete im Moment des Beobachtens selber schon zu ordnen, zu sichten, im Zusammenhang zu ahnen, vom Theil aufs Ganze, vom Ganzen auf den Theil zu

187.

- 3 Lindner 2003 (wie Anm. 2), 177. Hervorhebung im Original. Da sich unsere Ausführungen durchgehend auf Lindners Text beziehen, werden im Folgenden nur mehr wörtliche Zitate kenntlich gemacht.
- 4 Lindner 2003 (wie Anm. 2), 179; er postuliert dabei eine Verwandtschaft zur „Volkskunde im Sinne empirischer Kulturwissenschaft“.
- 5 Lindner 2003 (wie Anm. 2), 177; Hervorhebung im Original.
- 6 Lindner 2003 (wie Anm. 2), 179.
- 7 Dietzsch, Ina: Zwischen Mathematik und Poesie. Praxen der Herstellung und Veröffentlichung volkskundlichen Wissens. In: Dies. u. a. (Hrsg.): Horizonte ethnographischen Wissens. Eine Bestandsaufnahme. Köln u. a. 2009, 16-39.

schließen“.⁸ Ähnlich findet Adolf Schullers „Siebenbürgisch-Sächsische Volkskunde im Umriss“ von 1926 bei Dietzsch eine kritische Würdigung, denn der Text folge, „[w]enn auch nicht einer klaren theoretischen Gliederung, so [...] doch dem volkskundlichen Kanon: Brauch und Sitte, Volksdichtung und Volksglaube, Kleidung, Nahrung, Wirtschaftsleben. Und er sucht die historischen Wurzeln, den *Zusammenhang* mit dem ehemaligen Stammland [der Siebenbürger Sachsens]“.⁹ Schließlich zeigt Dietzsch auch, wie dieses Denken, welches zwar vom sogenannten volkskundlichen Kanon beschränkt, aber dennoch vernetzt erscheint, nicht nur in explizit wissenschaftlichen Texten, sondern auch außerhalb des Wissenschaftsbetriebs, beispielsweise in der bürgerlichen Familienzeitung des ausgehenden 19. Jahrhunderts, der „Gartenlaube“, kolportiert und somit an eine breitere Öffentlichkeit herangetragen wurde.¹⁰ Zwar sei vor allem das Riehl'sche Verständnis von Wissenschaft, womit auch die Betitelung von Ina Dietzschs Beitrag einzuleuchten vermag, in der Annahme verhaftet, allgemeingültige Gesetze produzieren zu können¹¹ – doch dies steht konträr zum spätmodernen Wissenschaftsverständnis, zumindest jenem der Geisteswissenschaften. Die Frage der Kontextgebundenheit tritt ganz und gar nicht neu auf die Agenda,¹² doch bezeichnenderweise erscheint eine Öffnung¹³ über den heute¹⁴ kritisch betrachteten volkskundlichen Kanon, ein Denken ohne Grenzen, ein Ineinanderfließen von Verschiedenem, ein Überlappen des beinahe Unmöglichen – aktuell passend: passend in einer Zeit, die den Eindruck erweckt, als ob geographische und politische Grenzen verschwänden, in der alles möglich erscheint und in der – zumeist (kultur-)kritisch, wenn nicht gar pessimistisch – von Globalisierung¹⁵ die Rede ist, von Flexibilisierung,¹⁶

8 Riehl, Wilhelm Heinrich: Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik, Bd. 4: Wanderbuch. Stuttgart 1869, 13.

9 Dietzsch 2009 (wie Anm. 8), 26; eigene Hervorhebung.

10 Vgl. Dietzsch 2009 (wie Anm. 8), 29 ff.

11 Vgl. Dietzsch 2009 (wie Anm. 8), 22.

12 An dieser Stelle dürfen jedoch nicht die Auseinandersetzungen der Volkskunde der späten 1960er- und der 1970er-Jahre, besonders die thematischen und methodischen Erweiterungen der Forschungsfelder, vergessen werden.

13 Und dies vollzog sich mit einer Intensität und Reichweite, die ihrerseits ebenso global und allumfassend wirkmächtig erscheint.

14 Und das spätestens ab den ausgehenden 1960er-Jahren. Vgl. bspw. Scharfe, Martin: Kritik des Kanons. In: Abschied vom Volksleben (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 27). Tübingen 1970, 74-84.

15 Vgl. z. B. Schimany, Peter u. Seifert, Manfred: Globalisierung und globale Gesellschaft. Ein interdisziplinäres Forschungsthema. In: Dies (Hrsg.): Globale Gesellschaft? Frankfurt a. M. u. a. 1997, 7-17.

16 Vgl. z. B. Sennett, Richard: Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin 1998.

Mobilisierung¹⁷ und dergleichen „-isierungen“ mehr.¹⁸ Fraglich erscheint einerseits, ob dies nicht irgendwann als Kanon der Europäischen Ethnologien stigmatisiert wird. Andererseits, darauf hat kürzlich Sabine Eggmann hingewiesen, zeigt die Vehemenz, mit der auf die unbedingt zu berücksichtigende Kontextualität gedrängt wird, „dass das Verständnis von historischer, ganz grundsätzlich und immer Kontext gebundener Wissenschaft keine generelle Selbstverständlichkeit beanspruchen kann“¹⁹ – weil anscheinend immer noch ein ahistorisches, interessenloses und objektives Wissenschaftsverständnis wirkt.

In diesem Licht erscheint die Betonung der Kontextgebundenheit, die Abwendung von Objektivität und die Hinwendung zu Objektivierung, als „Legitimierung der kulturwissenschaftlichen Wissenschaftspraxis [und] initiiert gleichzeitig die Autorisierung des auf dem Kulturbegriff basierenden Wissen Schaffens“²⁰. Eggmann greift nach drei Diskurssträngen, die spezifisch für volkskundliches Wissen seien: die Definition und Legitimation des verwendeten Kulturbegriffs; die Thematisierung der „wissenschaftlichen wie gesellschaftlichen Funktionalität und Glaubwürdigkeit kulturwissenschaftlichen Wissens“²¹ sowie die „volkskundliche Selbstdarstellung als legitime, weil fachlich genuine und gesellschaftlich relevante akademisch installierte Institution“.²² Diese drei Achsen böten jedoch nur begrenzte und historisch spezifische Beschreibungs- wenn nicht gar Analysemöglichkeiten, wodurch sich „eine – alle fachlichen Äußerungen umfassende – Ordnung der Dinge“²³ etabliere. Nachdenklich sollte somit Eggmanns Beobachtung

17 Siehe spätestens den 37. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (dgv): „Mobilitäten. Europa als Herausforderung kulturanalytischer Forschung“, 27.–30. September 2009 in Freiburg i. Br.; oder auch die 14. Arbeitstagung der dgv-Kommission Arbeitskulturen, 26.–28. März 2009 in München, die unter dem Thema „Mobilität und Mobilisierung. Arbeit im soziokulturellen ökonomischen und politischen Wandel“ stand; vgl. aber auch den paradigmatischen Aufsatz von Köstlin, Konrad: Die Rede vom modernen Nomaden. In: Deutsch, Walter u. Walcher, Maria (Hrsg.): Sommerakademie Volkskultur 1994: Weg und Raum. Wien 1995, 19-29.

18 Ein weiterführender Gedanke dabei wäre, dass der scheinbare Verlust der Identität zumindest auf lokaler Ebene vermehrt zu einer neuen Lokalität (zu neuen Formen der Lokalität) führt. Könnte man daraus Rückschlüsse auf die Wissenschaft ziehen: etwa wenn man die scheinbare Öffnung zu anderen Disziplinen, aber gleichzeitige Auflösung von Instituten und deren Einverleibung durch andere betrachtet?

19 Eggmann, Sabine: Die Volkskunde als Kulturwissenschaft. Der Diskursraum als Denkraum des Faches. In: Dietzsch u. a. 2009 (wie Anm. 8), 155-177, 166.

20 Eggmann 2009 (wie Anm. 20), 169.

21 Eggmann 2009 (wie Anm. 20), 175.

22 Eggmann 2009 (wie Anm. 20), 175.

23 Eggmann 2009 (wie Anm. 20), 176.

stimmen, denn „[d]as durch die universitäre Disziplin der Volkskunde hergestellte Wissen bestimmt sich demzufolge [...] als eine innere *Verschränktheit von Ethnographie und Identitätspolitik zu kulturwissenschaftlichem Wissen*“.²⁴

Aber kommen wir von den wissenschaftstheoretischen Paradigmen zurück auf unser eigentliches Anliegen, die saubere, ordentliche und sichere Stadt zu ergründen. Rolf Lindner verweist auf den Philosophen Ernst Cassirer und sein Diktum, „dass die Kulturanalyse ein Denken in Relationen erfordert; sie geht von der Grundannahme aus, dass der Sinngehalt kultureller Phänomene erst durch die Untersuchung des Beziehungsgeflechts entschlüsselt wird, dem sie ihre spezifische Gestalt verdanken“.²⁵ Der Berliner Kulturwissenschaftler veranschaulicht dies am Beispiel der *Wilden Cliques*, die als Jugendbewegung im Gegensatz zur bürgerlichen *Wandervogelbewegung* stehen, und resümiert: „Nur in einem Beziehungsgeflecht macht Gestalt und Symbolformation überhaupt Sinn: nur im Angesicht des Anderen bildet sich das Eigene aber prägnant heraus.“²⁶ Hier könnte nun eine erste Frage gestellt werden: Ist das Denken in Relationen erkenntnistheoretisch unverzichtbar oder kann man auch durch ausschließliche Konzentration beziehungsweise Beschränkung auf den jeweiligen Forschungsgegenstand zu tragfähigen Ergebnissen gelangen? Lindner verneint dies mit dem Postulat: „Nichts ist aus sich heraus erklärbar, was immer unser Thema sein mag“. Denn „[a]lles und jedes verweist auf ein Anderes, aus dem es sich speist und auf was es zurückweist“.²⁷ Aber ist das immer und muss das immer die erkenntnistheoretische Maxime sein? Liegt darin die adäquate Herangehensweise an das Forschungsinteresse der Europäischen Ethnologien? Ohne uns eine allgemein gültige Antwort auf diese Frage anzumaßen, lässt sich doch erstens sagen, dass kulturelle Phänomene und Praxen unvermeidbar und immer in einem Beziehungsgeflecht stehen. Zweitens schreiben es die Konventionen des Faches vor, dass diese Bezüge aufgedeckt beziehungsweise berücksichtigt werden. Drittens kann empirisches Forschen vonnöten sein – es muss aber nicht.

Bemerkenswerter als das Denken in Relationen ist das Denken in Gegensätzen – obschon oft fälschlich synonym gebraucht –, durch das das Eigene eruierbar sein soll. Diesem Denken scheinen allerdings Grenzen gesetzt zu sein. Denn weder muss es zwingend einen Gegensatz geben, noch werden wir stets in der Lage sein, einen solchen zu erkennen.²⁸

24 Eggmann 2009 (wie Anm. 20), 177, Hervorhebung im Original.

25 Lindner 2003 (wie Anm. 2), 179.

26 Lindner 2003 (wie Anm. 2), 180.

27 Lindner 2003 (wie Anm. 2), 179.

28 Als klassisches Beispiel kann hier Liebe als Wort und Phänomen angebracht werden. Einen

Also lässt sich fragen, ob es das diametral Entgegenstehende eines Gegenstandes geben muss, um ihn fassbar zu machen.²⁹ Schließlich wäre ohne die vehemente Suche nach einem Gegensatz der Raum, aus dem Erkenntnisse heraus produziert und projiziert werden und in den Erkenntnisse hinein produziert und projiziert³⁰ würden, erweitert. Dieser Raum spannt sich dann nicht mehr zweidimensional zwischen zwei Gegensätzen auf, stattdessen entstünde ein dreidimensionales Beziehungsgeflecht. Die verkrampfte Suche nach dem Gegensatz läuft Gefahr, dichotome Denkmuster anzunehmen, in denen beispielsweise *das* Städtische und *das* Ländliche, *die* Mobilität und *die* Sesshaftigkeit – auch wertend und hierarchisierend – zu Trennendem statt zu Verbindendem wird. Und das wird auch Martin Scharfe gemeint haben, wenn er schreibt, „[w]er Ambivalenzen nicht denken kann, kann nicht denken“.³¹ zwiespältiges Denken anstatt zwiespältendem Denken.

Grundsätzlich scheint das Denken in Relationen anwendbar und ergiebig, doch sollten mögliche Nachteile, wenn nicht gar Gefahren eben mit bedacht werden. Denn wenn der Erkenntnisgewinn immer über die Einbeziehung von – wie Lindner es nennt – „Konstellationen, Nachbarn, Konkurrenten und Vorbildern“³² erfolgt, könnte dies eine Einengung des Interpretationsspielraums zur Folge haben. Die Suche nach Gegensätzen, Konkurrenten oder Vorbildern könnte somit auch den Blick für neue Ideen und Gedanken verstellen und die Gefahr mit sich bringen, in bereits bekannten Denkweisen, in bereits ausgefahrenen Bahnen hängen-zubleiben. Die Annahme, das Eigene im Anderen leichter erkennen zu können, könnte schließlich zu voreiligen Schlüssen, zu verkürzten Vergleichen und zu Fehlinterpretationen verleiten. Denn an dieser Stelle muss festgehalten werden, dass ein klar abgrenzbares, ein völlig verschiedenes Anderes letztlich empirisch nicht nachweisbar ist, sondern dass dieses vielmehr konstruiert wird. Folgt man diesem Prinzip der Konstruktion des Anderen – und das muss man zweifellos – hat dies unausweichlich zur Folge, dass wir auch

einfachen Gegensatz gibt es nicht, denn sprechen die einen von Hass, sehen ihn die anderen eher in der Gleichgültigkeit. Erklärungen innerhalb dieser jeweiligen Pole greifen zu kurz, da sie das Beziehungsgeflecht zweidimensional im Raum aufspannen und sich auf die Wechselwirkungen zwischen beiden konzentrieren.

- 29 Auch wenn die AutorInnen diese Herangehensweise, das Fragen nach dem, was es nicht ist, als sehr förderlich erachten.
- 30 In dem Sinne, dass Erkenntnisse in den Raum hinein gedacht und somit zwangsläufig festgeschrieben werden, was sodann zu einer Verengung – durch das Denken in Gegensätzen – eben jenes Raumes führt.
- 31 Scharfe, Martin. Technische Groteske und technisches Museum. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, 99 (1996), H. 1, 1-17, 1.
- 32 Lindner 2003 (wie Anm. 2), 181.

das Eigene als Konstruktion erkennen und auch die Möglichkeit sehen müssen, dass das Eigene sich ebenso wie das Andere auch einmal als Fehlinterpretation erweisen könnte.

Welche Konsequenzen ergeben sich aus diesen Überlegungen? Grundvoraussetzungen einer gelungenen komparatistisch angelegten Kulturanalyse sind wohl die Anerkennung des Konstruktionscharakters des Eigenen wie des Anderen sowie das ebenbürtige Nebeneinanderstellen der Vergleichsgegenstände, wenn nicht gar die Max Weber'sche Werturteilsfreiheit,³³ wenn es sie denn geben kann. Thomas Samuel Kuhn und Paul Feyerabend prägten den Begriff der *Inkommensurabilität*, der besagt, dass sich zwei Theorien nicht gegenseitig reduzieren lassen, das heißt, „es [kann] keine endgültige Entscheidung darüber geben, welche Behauptung wissenschaftlich und richtig bzw. unwissenschaftlich und falsch ist“³⁴. Weitergedacht könnte man mit diesen Überlegungen argumentieren,³⁵ dass ebenso unterschiedliche kulturelle Phänomene nur schwer – um nicht zu sagen: nicht – und nur unter bestimmten Gesichtspunkten miteinander vergleichbar sind. Hier gäbe es dann kein Richtig und Falsch, sondern nur ein Verstehen oder Nichtverstehen beziehungsweise eine gegenseitige Anerkennung dieser Phänomene. Michel Foucaults Hypothese von der *Singularität des Ereignisses* macht deutlich, dass ein Ereignis erst durch sein spezifisches Beziehungsgeflecht seine Bedeutung erhält.³⁶ Es geht eben „nicht darum, verschiedene Phänomene auf eine

33 Weber, Max: Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. Schutterwald b. Baden 1995 (Orig. 1904), insb. 85 ff.

34 Hönig, Kathrin: „Im Spiegel der Bedeutung“. Eine Studie über die Begründbarkeit des Relativismus. Würzburg 2006, 21.

35 Und das, obschon man sich genau dessen schuldig machte, was Kuhn u. Feyerabend kritisieren: nämlich die Adaption wissenschaftlicher Theorien und Paradigmata auf andere Gegenstandsbereiche. Vgl. insb. Kuhn, Thomas S.: Die Struktur wissenschaftlicher Revolution. Frankfurt a. M. 1976 (Orig. 1962), 161 ff. So zeigt er dort auf, dass Befürworter verschiedener Paradigmen aus „verschiedenen Welten“, in denen sie leben, argumentieren und diese insofern nicht einfach vergleichbar sind. Weiterhin betont er an selber Stelle: „Da sie in verschiedenen Welten arbeiten, sehen die beiden Gruppen von Wissenschaftlern verschiedene Dinge, wenn sie vom gleichen Punkt aus in die gleiche Richtung schauen.“ Eine Adaption dieser theoriebezogenen Überlegungen auf kulturelle Phänomene scheint also nicht zulässig, soll aber an dieser Stelle trotz der Vorbehalte erprobt werden.

36 Vgl. Bunz, Mercedes: Wann findet ein Ereignis statt? Geschichte und Streit zwischen Michel Foucault und Jacques Derrida. Vortrag am Graduiertenkolleg Transnationale Medienereignisse der Neuzeit, Gießen, 26.1.2005. Online unter: http://www.die-grenze.com/foucault_webkatalog/jump.php?sid=696&url=http%3A%2F%2Fwww.mercedes-bunz.de%2Fwp-content%2Fuploads%2F2006%2F06%2Fbunz_ereignis.pdf (Stand: 17.7.2010).

Ursache zurückzuführen, sondern darum, eine singuläre Positivität gerade in ihrer Singularität einsichtig zu machen“.³⁷

Aber kehren wir noch einmal zurück zu Rolf Lindners Text „Vom Wesen der Kulturanalyse“. Das Denken in Relationen wird dort weiter vertieft, indem der Autor auf zwei prominente *Feldtheoretiker* verweist, ein weiteres Mal auf Cassirer und auf Pierre Bourdieu, welche das Faraday-Maxwell'sche Konzept des elektromagnetischen Feldes bemühen. Für beide bedeutet das Denken in Feldern „relational denken“,³⁸ beide verweisen auf mehr oder weniger definierte Kräftelinien der Felder, was diese schließlich mit Magnetfeldern vergleichbar macht. Auch im Feld des Kulturellen könne es also „zu charakteristischen Anziehungs- und Abstoßungsprozessen“³⁹ kommen, die den jeweils involvierten Teilchen – man könnte hier an spezifische kulturelle Phänomene oder Praxen, aber etwa auch an Wissenschaftsdisziplinen denken – ihren jeweiligen Platz zuweisen.

Auch wenn hier von den magnetischen Feldern als Metapher die Rede ist, sollten die Parallelen zu naturdeterministischen Argumentationsschemata genau geprüft werden. Denn wenngleich nur metaphorisch gebraucht, dringt auch der naturwissenschaftliche Hintergrund in die Wissenschaftssprache ein und könnte somit den Forscherblick lenken. Insofern lenken, als naturwissenschaftliche Paradigmen und Blickwinkel eins zu eins auf die anderen Gegenstandsbereiche angewandt werden und eine adäquate Überprüfung der Rahmenbedingungen nicht oder ungenügend erfolgt, wenn nicht gar nur ungenügend erfolgen kann. Alan Sokal und Jean Bricmont haben anschaulich gezeigt, wie gerade in den Geistes- und Sozialwissenschaften naturwissenschaftlich geprägter Wortgebrauch zu Irritationen, Unklarheiten und Fehlannahmen führt.⁴⁰ Sokal machte auf sich aufmerksam, indem er in der amerikanischen Zeitschrift für Kulturwissenschaft „Social Text“ einen fingierten Artikel veröffentlichte, der gespickt mit Zitaten bekannter französischer und US-amerikanischer Wissenschaftler war.⁴¹ Anhand dieses Beispiels versuchte er aufzuzeigen, dass selbst anerkannte Intellektuelle „mit wissenschaftlichen Ideen und Begriffen Missbrauch getrieben haben, indem sie wissenschaftliche Konzepte ohne jede Rechtfertigung völlig aus dem Zusammenhang

37 Foucault, Michel: Was ist Kritik? Berlin 1992, 37.

38 Lindner 2003 (wie Anm. 2), 181.

39 Lindner 2003 (wie Anm. 2), 181. Gemeint ist der Faraday-Maxwell'sche Begriff des elektromagnetischen Feldes.

40 Siehe dazu: Sokal, Alan u. Bricmont, Jean: Eleganter Unsinn. Wie Denker der Postmoderne die Wissenschaft mißbrauchen. München 1999.

41 Vgl. Sokal/Bricmont 1999 (wie Anm. 41), 9.

rissen⁴². Sokal und Bricmont ziehen auch in ihrem Buch „Eleganter Unsinn“ gegen den epistemischen Relativismus⁴³ ins Feld, denn sei dieser erst einmal verinnerlicht, würden falsche Darstellungen im wissenschaftlichen Bereich leichtfertig als „ohnehin ein ‚Diskurs‘ unter vielen“ abgetan.⁴⁴

Soweit einige kritische Überlegungen zu Lindners *Kulturanalyse*, die uns dennoch oder gerade weil diese Gedanken mitberücksichtigt wurden, als ein hilfreiches Instrument zur Untersuchung des Phänomens *Sauberkeit, Ordnung und Sicherheit in der Stadt* erscheint. Und sie scheinen auch prägnanter als Helge Gerndts Ausführungen in seinem „Studienskript Volkskunde“⁴⁵ in denen er zwar die praktische Anwendbarkeit, die Orientierung der Ausbildung zum „Kulturanalytiker“ am „gesellschaftlichen Bedarf und der Nachfrage in bestimmten Berufsfeldern“⁴⁶ betont, aber zuvörderst die Bedeutung der Kulturanalyse davon abhängig macht, „wie man ‚Kultur‘ verstehen will“.⁴⁷

Klar ist: Ein dergestalt komplexes kulturelles Phänomen wie *Sauberkeit, Ordnung und Sicherheit in der Stadt* muss ohne Zweifel holistisch beforscht werden und dazu haben wir uns des vergleichenden Vorgehens, des Denkens in Relationen bedient. Um das *Feld* des Diskurses über Sicherheit, Ordnung und Sauberkeit ausfindig zu machen und abzustecken, begannen wir die geographische, historische und soziale Dimension zu ergründen, also ihre Wechselwirkungen innerhalb der Triade Akteur, Historie und Struktur der sozialen Systeme aufzuzeigen. Das erforderte beinahe zwingend, zunächst eine Stoffsammlung anzulegen, die ständig erweitert wurde. Dabei nahmen wir kulturelle Objektivationen jeglicher thematischen und zeitlichen Provenienz auf – beispielsweise Medienberichte, Filme, Literatur, Fotos, aber auch die eigene Alltagsbeobachtung. Derlei Sammlungen erhalten über kurz oder lang immer eine Beschneidung in Quantität, eine Ordnung und damit eine Systematisierung. Soziologisch Geschulte würden nun auch den Begriff *Operationalisierung* zum Einsatz bringen, europäisch-ethnologisch Versierte würden mit Detailverliebtheit – sich

42 Sokal/Bricmont 1999 (wie Anm. 41), 10.

43 Damit ist die Vorstellung gemeint, in der die „moderne Wissenschaft nur ein ‚Mythos‘ sei, eine ‚Erzählung‘ oder ‚gesellschaftliche Konstruktion‘ unter vielen anderen“; Sokal/Bricmont 1999 (wie Anm. 38), 10.

44 Sokal/Bricmont 1999 (wie Anm. 41), 11.

45 Gerndt, Helge: Studienskript Volkskunde. Eine Handreichung für Studierende (= Münchner Beiträge zur Volkskunde, Bd. 20) Münster u. a. 1997 (3. akt. u. erw. Aufl., Orig. 1990), 155-158.

46 Gerndt 1997 (wie Anm. 46), 157.

47 Gerndt 1997 (wie Anm. 46), 155.

in hermeneutischen Spiralen auf- und abwärtsbewegend –, vielleicht aber auch mit stoischer Gelassenheit versuchen, hinter die Ordnungsmechanismen zu blicken.

Wir konnten verschiedene Zusammenhänge, in denen von *Sauberkeit, Ordnung und Sicherheit in der Stadt* gesprochen wird, ausmachen:⁴⁸ Auffällig waren die Wegweisungen (um es weniger euphemistisch auszudrücken: die Vertreibung) von Menschen aus dem öffentlichen Raum, die in vielen Städten teilweise ohne gesetzliche Grundlage erfolgt, dafür fast durchwegs mit dem Argument des gestörten Sicherheitsgefühls der Mitbürger gerechtfertigt wird. Katharina Eisch-Angus, die das Thema Sicherheit als eine unseren Alltag durchziehende soziale Tatsache und somit als Grundbedürfnis oder anthropologische Konstante definiert, hebt hervor, wie das Eigene als sicher und das Fremde als unsicher wahrgenommen wird. Dabei merkte sie an, „Unsicherheit als Nicht-Normalität auszudrücken, dürfte fest in unseren kollektiven Assoziationsmustern verankert sein“.⁴⁹ Sie verweist auf die Beständigkeit von solchen Diskursen, die dadurch entsteht, dass „neue, interessendominierte Denkmodelle unter dem Stichwort ‚Sicherheit‘ in die alltägliche Kommunikation einfließen, dort sozusagen auf alten, erfahrungsgeliteten Alltagsdiskursen wie Einbruch und Diebstahl, Vandalismus, Hygiene, Gesundheit oder gar Unfallgefahr Huckepack reiten und so eine Umcodierung kollektiver Denk- und Praxismuster bewirken“.⁵⁰

In thematischer Nähe zu Anti-Littering-Kampagnen, um weitere Beobachtungen anzuführen, standen die Diskurse über Abfallbehälter.⁵¹ Die intensiven Bemühungen um

48 Die folgenden Beobachtungen sind in weiten Teilen deckungsgleich mit denen, die Johanna Rolshoven bereits 2008 ausführte; Vgl. Rolshoven, Johanna: Die Wegweisung. Die Züchtigung des Anstößigen oder: Die europäische Stadt als Ort der Sauberkeit, Ordnung und Sicherheit. In: Tomkowiak, Ingrid u. Egli, Werner (Hrsg.): Intimität. Zürich 2008, 35-58. Rolshoven beleuchtet mittels einer Vielzahl treffender Einzelbeispiele stärker, als uns das möglich war, die historische Genese des Diskurses SOS und schließt ihren Beitrag mit dem Vorschlag zweier Möglichkeiten, wie Kulturwissenschaftler ihre Kompetenz in diesen Diskurs einbringen können.

49 Eisch-Angus, Katharina: Sicher forschen? Methodische Überlegungen zum Ethnographieren von Sicherheit und Alltag. In: Windmüller, Sonja u. a. (Hrsg.): Kultur – Forschung. Zum Profil einer volkskundlichen Kulturwissenschaft (= Studien zur Alltagskulturwissenschaft, Bd. 6) Berlin u. a. 2009, 69-90, 72.

50 Eisch-Angus 2009 (wie Anm. 50), 77.

51 So wurden Hamburger Abfallbehälter „umdesignt“, vermeintlich hanseatisch personifiziert und mit verschiedenen Sprüchen versehen. Damit „sind sie jetzt nicht mehr zu übersehen und werben freundlich-frech für mehr Sauberkeit in Hamburg“. Daneben wurden Anzeigen in Tageszeitungen geschaltet, Drehtrommelfahrzeuge, Spots, und Plakate eingesetzt. Dabei werden die Instrumente als Werbemaßnahme vorgestellt; vgl. <http://www.stadtreinigung-hh.de/srhh/opencms/privatkunden/strassenundwege/papierkoerbe/index.html> (Stand: 27.7.2010).

Stadtreinigung, wenn nicht gar der Einsatz von Müll-Patrouillen, waren weitere Indizien für unsere Problemstellung. Nicht nur als abschreckend, sondern auch als selbstreinigend kann der gerichtlich verfügte Einsatz von Straffälligen und TrinkerInnen, Erwerbslosen, Bettelnden und anderen Randständigen zur Stadtreinigung interpretiert werden.

In öffentlichen Räumen, aber auch auf Privatgrundstücken fanden sich nicht nur auffallend viele, sondern auch überraschend vielfältige Überwachungs- und Vertreibungspraktiken. Ebenso konnte ein zunehmender Einsatz von privaten Sicherheitsdiensten verzeichnet werden. Schließlich war auch festzustellen, dass sich die Bemühungen, Sauberkeit, Ordnung und Sicherheit in der Stadt zu verwirklichen, in der Architektur der Räume wiederfindet: Sie werden als Transiträume⁵² konzipiert und sollen als solche auch – bitteschön – genutzt werden. Aus dem Kaleidoskop unserer Feldnotizen konnten nun erste Forschungsfragen abgeleitet werden, so zum Beispiel: Warum flammt der Diskurs über Sauberkeit, Ordnung und Sicherheit gegenwärtig auf und wird gerade jetzt so breit wie wirkmächtig? Warum manifestiert sich diese Debatte im Stadtraum und warum wird dafür ein permanentes Bedrohungsszenario strapaziert? In dieser Arbeit können diese Fragen nicht geklärt werden. Allerdings wollen wir uns ihnen im Folgenden hermeneutisch nähern.

Um die Debatte um Sauberkeit, Ordnung und Sicherheit verstehen zu können, bedarf es zum einen, die Stadtpolitik in ihrer Genese und Entwicklung anzuschauen. So müssen wir erkennen, dass SOS in der europäischen Stadt strukturimmanent ist. Sauberkeit, Ordnung und Sicherheit waren und sind unabdingbar, wenn wir davon ausgehen, dass die europäische Stadt das Produkt bis ins Detail durchdachter Planung ist, die ein zivilgesellschaftliches Miteinander gewährleisten und beispielsweise den hygienischen Prämissen gerecht werden sollte. Weiterhin ist aber auch zu beleuchten, wovon unsere derzeitige Gesellschaft gekennzeichnet ist. Besagen die historischen Argumentationslinien, dass Unordnung zu Unzivilisiertheit führe und damit Angst schüre, so sollten wir heute genauer danach fragen, woher die Angst kommt – da es eben eine scheinbare ubiquitäre Bedrohung gibt. Wird sie ausgelöst durch Punks, die *verlottert*, *besoffen* und *bekifft* abhängen; ausgelöst von Obdachlosen, die den Sozialstaat schröpfen und sich dabei einen Lenz in den Innenstädten machen; oder gar von *den* Ausländern, die einem Wohnung und Arbeitsplatz nehmen und im Gegenzug Aids und Drogen verteilen? Aber auch nach den Motiven und Hintergründen einer weltumspannenden Angst – etwa einer Angst vor Terroranschlägen oder vor einer das Individuum und

52 Vgl. Augé, Marc: Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit. Frankfurt a. M. 1994.

Individuelle bedrohenden Globalisierung – muss gesucht werden. Schließlich könnte dieser Diskurs aber auch und womöglich sogar *zunächst* im politischen Einflussbereich der Europäischen Union verortet werden, was für die Europäischen Ethnologien zu berücksichtigen Klaus Schriewer unter Verweis auf Reinhard Johler unlängst angemahnt hat.⁵³ Denn „Auseinandersetzungen, die bislang zwischen verschiedenen Interessengruppen innerhalb der nationalen Gesellschaften ausgetragen wurden, verlagern sich (zumindest teilweise) auf die europäische Ebene.“⁵⁴ Diese Überlegungen scheinen das Interpretationsvermögen zu erweitern und zu bereichern.

Wir sollten uns aber auch auf die spezifischen kulturellen Ausdrucksformen konzentrieren und sie in ihrem Geflecht von Interdependenzen hinterfragen. So stehen beispielsweise Graffiti nicht unvermittelt im Raum, sondern sie haben einen Symbolgehalt, den es zu ergründen gilt. Gullys haben eine historische Tiefe, die bis zur aufkommenden Kanalisierung, also bis ins 19. Jahrhundert, reicht und somit Zeichen einer Entwicklung hin zu Hygiene, Gesundheit und schließlich Ordnung ist. Videoüberwachung, als drittes und letztes anschauliches Beispiel, ist ein relativ neues Phänomen, das zum einen in Zusammenhang mit dem technischen Fortschritt der letzten Jahrzehnte steht. Dieses ist zwar in seinen gesetzlichen Rahmenbedingungen zu sehen, bleibt aber ohne den panoptischen Blick undenkbar.⁵⁵ Wir können somit schauen, wie der Einzelne darauf reagiert – ob sie/er sich beobachtet fühlt, ob Gegenwehr entsteht, ob sich Vermeidungsstrategien oder gar dezidiert künstlerisches Gestalten oder provokantes Spielen beobachten lassen.

Wir müssen an dieser Stelle erkennen, dass wir die Dinge nicht singular sehen können. Möchten wir Aussagen über SOS machen, so reicht es nicht, sich allein die kulturellen Artefakte anzuschauen, sie zu benennen und zu beschreiben. Wir müssen einsehen, was Aristoteles schon gesehen hat, dass nämlich das Ganze mehr ist als die Summe seiner Teile. Diese Gedanken sind nicht neu, nein – aber da sie in verschiedenen Kontexten gedacht werden, stellen sie sich immer wieder neu dar.⁵⁶

53 Vgl. Schriewer, Klaus: Herausforderung Europa. Kulturwissenschaftlich-volkskundliche Theoriebildung im Lichte der europäischen Integration. In: Zeitschrift für Volkskunde, 100 (2004), 31-53, 36.

54 Schriewer 2004 (wie Anm.54), 48.

55 Vgl. Foucault, Michel: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt a. M. 1994 (Orig. 1976), bes. 251-292.

56 Für diesen und weitere inspirierende Gedanken möchten wir Johanna Rolshoven danken.

À la longue Mensch und Hund unterwegs in der Stadt

Klara Löffler

Nicht, dass mich das eine Ende der Leine, an der der Hund zieht, nicht interessieren würde. Im Bereich der Forschungen über Tiere im Allgemeinen und über Hunde im Besonderen lässt sich Spannendes beobachten. So diskutieren Philosophen, Anthropologen, vor allem aber Biologen und Zoologen die Intelligenz von Tieren und stellen damit den zeitgenössischen Begriff von Intelligenz fundamental in Frage.¹ Die Biowissenschaften, dies hat jüngst der „2nd Canine Science Forum“ im Juli 2010 in Wien gezeigt, verhandeln Hunde und Menschen auf einer Ebene. Auffällig häufig beschäftigten sich Vorträge und Poster dieses international breit angelegten Kongresses mit der Vielfalt sozial und kulturell verdichteter Interaktionen zwischen Hunden und Menschen.² Weniger die Unterschiede als vielmehr die Gemeinsamkeiten des Verhaltens von Mensch und Tier in bestimmten Situationen stehen heute im Fokus der Forschung.³ Was die Frage nach den Alltagskulturen mit Tieren anlangt, zeichnet sich die Europäische Ethnologie vergleichsweise durch weitgehende Zurückhaltung aus, obwohl das Verhältnis zwischen Kultur und Natur zu dessen zentralen Arbeitsfeldern gehört; als empirische Kulturwissenschaft sollten wir weitaus aktiver als bislang den Anschluss an dieses, transdisziplinär sicher mit großem Gewinn zu bearbeitende Forschungsfeld suchen.

Ich konzentriere mich im Folgenden auf das andere Ende der Leine, darauf wie er oder sie mit dem Hund in der Stadt unterwegs ist und wie dieses Gehen so ganz anders ist – jenes Gehen, wie es in modernen und spätmodernen Mythologien des Flanierens, genauer: des Flaneurs so wortreich und in immer neuen Varianten beschrieben wird. Wie kaum eine andere Form der Bewegung im als städtisch oder sogar urban definier-

-
- 1 Einen guten Überblick dazu bietet Höffe, Otfried: Wie stark ähneln wir unseren Verwandten? In: Merkur, 84 (2010), H. 4, 331-336.
 - 2 Vgl. 2nd Canine Science Forum. Online unter: <http://csf2010.univie.ac.at/> (Stand: 31.7.2010).
 - 3 Vgl. Wulf, Christoph: Einführung: Wozu dienen Tiere? Zur Anthropologie der Tiere. In: Ders. u. a. (Hrsg.): Tiere. Eine andere Anthropologie. Köln u. a. 2004 (= Schriften des Deutschen Hygiene-Museums Dresden, Bd. 3), 161-167, 162.

ten Raum ist das Gehen mit Hund weitreichenden Ordnungen und Kontrollen unterworfen, die uns in den Konsequenzen wenig bewusst, weil so selbstverständlich sind. An Diskurs und Praxis dieses Gehens lässt sich exemplarisch zeigen, wie Strategien der Aufteilung des Raumes und Konkurrenzen um Räume die konkrete Bewegung im Raum sowie Habitualisierungen beeinflussen, aber auch Spielräume eröffnen können. In der von mir gern und mit Gewinn gelesenen Flaneur-Literatur fällt auf, dass derartige Zusammenhänge wenig ins Bild gerückt werden. Viele Autoren erzählen so, als wäre es möglich, in gänzlicher Einsamkeit und Unabhängigkeit die Stadt zu durchstreifen.

Meine Überlegungen organisiere ich entlang der Hundeleine als einem Objekt, das aufgrund seiner Mehrdeutigkeit ganz eigene Handlungsweisen und Praktiken provoziert, aber auch erlaubt, dass Sicht- und Gebrauchsweisen einander kreuzen können. Inspirieren ließ ich mich dabei von Katharina Rutschkys äußerst fein differenzierender Ethnographie des Stadthundes⁴ und von Bruno Latours Aufsatz „Das Dilemma des Sicherheitsgurts“,⁵ in dem er sein Modell der Eigentümlichkeit der Dinge besonders pointiert vorführt. Meine Arbeitsweise im folgenden Text kann man sich wie eine Pinnwand vorstellen, mit einzelnen Zetteln und Ausrissen, die ich lediglich in eine provisorische Ordnung gebracht habe.

Auf dem Arm

Es gibt wohl wenige Abschnitte in Walter Benjamins „Passagenwerk“, die so oft und so gerne zitiert oder auch paraphrasiert werden: „1839 war es elegant, beim Promenieren eine Schildkröte mit sich zu führen. Das gibt einen Begriff vom Tempo des Flanierens in den Passagen.“⁶ Benjamins Notiz wird dann eingerückt, wenn Entschleunigung nicht nur der konkreten Bewegung im städtischen Raum (immer im städtischen Raum), sondern auch grundsätzlich des Lebensstils anschaulich gemacht werden soll. Ich möchte die Aufmerksamkeit auf ein anderes Detail des Benjaminschen Bildes lenken. Eine Schildkröte „mit sich zu führen“, dies kann heißen, diese auf dem Arm zu tragen oder auch sie zu ebener Erde an einer Leine zu führen. Das Bild funktioniert, so ließe sich als Hypothese formulieren, womöglich deshalb so gut, weil es bekannte Praktiken – das Gehen mit Hund – zitiert und umschreibt.

4 Rutschky, Katharina: Der Stadthund. Von Menschen an der Leine. Reinbek b. Hamburg 2001.

5 Latour, Bruno: Das Dilemma des Sicherheitsgurtes. In: Ders.: Der Berliner Schlüssel. Erkundungen eines Liebhabers der Wissenschaften. Berlin 1996, 28-36.

6 Benjamin, Walter: Das Passagen-Werk. Erster Band. Hrsg. von Rolf Tiedemann. Frankfurt a. M. 1983, 532.

In Öffentlichkeiten ein Tier auf dem Arm zu tragen, eine Schildkröte im besonderen oder auch einen Hund im allgemeineren Fall, steht für Extravaganz. Die Extravaganz dieser Inszenierung resultiert aus der Abweichung vom Normalen, aus der spezifischen körperlichen Nähe zum Tier, das – hochgehoben und am Körper getragen – jeder Nützlichkeit entbehrt und demgegenüber zum repräsentativen, zumeist reinrassigen Requisit von Luxus und Nichtstun in der Version demonstrativen Müßiggangs⁷ wird. In besonders bissigem Ton erläutert Thorstein Veblen den „Wert dieser Biester für ihre Besitzer“: „Er [der Hund] empfiehlt sich somit insofern unserer Gunst, als er unserer Neigung zur Herrschsucht entgegenkommt, und da er gleichzeitig Kosten verursacht und keinem nützlichen Zweck dient, kann er seines Prestiges versichert sein.“⁸

Schon der Spätaufklärer Johann Pezzl überzog in seinen „Skizzen von Wien“ diese Praxis mit harscher Kritik – und er sexualisierte sie: „Das Lächerliche bei dieser Sache ist, daß die Hundsträgerinnen glauben, man wisse nicht, was sie so verliebt in ihre Hunde mache. Die Törinnen! Schon Juvenal hat sie verraten...“⁹ Nicht nur der Skandal des Nichtstuns, sondern auch der der falschen Liebe ist es also, der den Spätaufklärer auf den Plan ruft. In der Belletristik wie in der Bildkultur des 19. und 20. Jahrhunderts, bei Theodor Fontane und Anton Čechov/Tschechow ebenso wie in Karikaturen der satirischen Wochenzeitschrift „Simplicissimus“, steht die Dame und Ehefrau mit Schoßhündchen auf dem Arm für schiefe Verhältnisse zwischen den Geschlechtern.¹⁰ In einer besonders lächerlichen Figuration – der des Schoßhündchens mit seinem Menschen – wird falsch verstandene Tierliebe in Szene gesetzt.¹¹

Diese Kritik hat Tradition und sie hat ihre Wirkung nicht verfehlt. Der Anblick von Damen der Hautevolee (was immer eine Frage der Selbstbeschreibung ist), die sich auf der Kärntner Straße in der Wiener Innenstadt mit Hündchen auf dem Arm zeigen, irritiert ebenso wie die Fotos von Peggy Guggenheim oder Barbara Cartland, die sich von Lord Snowdon mit ihren Schoßhündchen portraituren ließen.¹²

7 Vgl. Veblen, Thorstein: Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen. München 1971 (Orig. 1899), 109-111.

8 Veblen 1971 (wie Anm. 7), 110.

9 Pezzl, Johann: Skizze von Wien. Ein Kultur- und Sittenbild aus der josefinischen Zeit. Hrsg. von Gustav Gugitz u. Anton Schlossar. Graz 1923, 25.

10 Vgl. Buchner, Jutta: Kultur mit Tieren. Zur Formierung des bürgerlichen Tierversständnisses im 19. Jahrhundert. Münster u. a. 1996, 119-123.

11 Umfassend dazu: Serpell, James: In the Company of Animals: A Study of Human-Animal-Relationships. Cambridge 1996.

12 Vgl. Snowdon. Eine Retrospektive. Kempen 2001, 132 f.

Es ist vor allem die körperliche Nähe zwischen Hündchen und Herrchen, in der Regel des Stereotyps: zwischen Hündchen und Frauchen, die unseren Blick anzieht. Einerseits haben die Standards und Codes von Nähe oder Distanz zu Tieren sich ausdifferenziert: In gesellschaftlichen wie in individuellen Prozessen der Zivilisierung haben wir gelernt, die Berührung von Nutztieren zu meiden, zu sogenannten Haustieren aber hat sich eine neue, ja intime Nähe entwickelt. „Die Haustiere“, Orvar Löfgren ebenso wie Jutta Buchner machen dies in ihren Studien zum Thema, „erhalten eine immer wichtigere Rolle in der bürgerlichen Kultur“. ¹³ Und so wird die Rangordnung – mit welchen Tieren pflegt man Kontakt, mit welchen nicht – ergänzt durch eine Raumordnung, die zwischen privatem und öffentlichem Handeln reglementiert. Wie man privat und zu Hause mit seinem Hund umgeht, ist zu unterscheiden von dem, wie man sich in Öffentlichkeiten zu dem Tier verhält, sich zu verhalten hat.

An der Leine

Der Hund gehört also nicht auf den Arm – jedenfalls nicht vor Anderen und in Öffentlichkeiten. Gleichzeitig braucht ein Hund, wenn auch im bürgerlichen Maß, geordnet und wohldosiert, Bewegung. Dazu ist der Hund an die Leine zu nehmen. Hunde die sich, ob in der Stadt oder in ländlicheren Räumen, frei bewegen – ohne Leine, womöglich sogar ohne Halsband –, werden als öffentliches Ärgernis diskutiert und gelten als „Straßenköter“. Am untersten Ende der Klassenstruktur der Hunde angesiedelt, gilt der Straßenköter wenn nicht als unberechenbar und gefährlich, so zumindest als hässlich und unhygienisch (und damit in einem modernen Verständnis für Leib und Leben erst recht gefährlich).

Der Idealfall ist „der Familienhund“, der mindestens einmal am Tag angeleint Gassi geführt wird. Dazu müssen Hund und Herr – im Sinne der Selbstverständlichkeiten bürgerlicher Kultur – erzogen werden. Ob in Broschüren von Züchtern, Ratgebern im Buchformat oder in der direkten Unterweisung der Hundeschule, steht die „Leinenführigkeit“ des Tieres an oberster Stelle. „Die Leinenführigkeit ist, wie wir schon eingangs erwähnten, das Fundament der Erziehung des Hundes, und mit dieser muß

13 Löfgren, Orvar: Natur, Tiere und Moral. Zur Entwicklung der bürgerlichen Naturauffassung. In: Jeggel, Utz u. a. (Hrsg.): Volkskultur in der Moderne. Probleme und Perspektiven empirischer Kulturforschung. Reinbek b. Hamburg 1996, 122-144, 136; Vgl. ebenso Buchner 1996 (wie Anm. 10).

naturgemäß zeitgerecht begonnen werden. [...] Erziehungsversuche an alten Hunden sind ebenso wenig aussichtsreich wie die an betagten Menschen.“¹⁴

Wie diese eingeübt wird, variiert nur leicht. Der Ton alter Schule, hier der 1950er Jahre, ist rau: „Alle allzu gefühlsbetonten Personen, die am liebsten ihren vierbeinigen Liebling unter einen Glassturz gestellt wüßten, um alle Härten des Lebenskampfes vom kleinen Weltbürger [gemeint sind Welpen] abzuschirmen, mögen uns bei den folgenden Überlegungen begleiten.“¹⁵ Die männlichen Hundehalter vor allem sind hier als Erzieher angesprochen. Dies folgt Argumentationsmustern, wie sie schon in den frühen Texten zur Erziehung von Hunden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts formuliert worden sind. Nur den männlichen Hundebesitzern wurde die konsequente Erziehung zugetraut.¹⁶ Dies ist in Anbetracht der idealtypischen Zuordnungen der Geschlechter im und seit dem 19. Jahrhundert nur konsequent: Frauen sind einfach selbst zu sehr Natur, als dass sie eine derartige Aufgabe bewältigen könnten.

Auch in der neueren Pädagogik der einschlägigen und nicht nur in den Großstädten zahlreich vorhandenen Hundeschulen, ist der „alltagssichere Familienhund“¹⁷ das Ziel, das über die Absolvierung einer Hundeschule erreicht werden soll – frühe Einschulung erwünscht. Der Erziehungsstil dieser Hundeschulen erinnert in Ton und Text an zeitgenössische Schul- und Hochschulpädagogik: Das Lernen soll Spaß machen, aber gelernt muss werden, lebenslang. Da werden „individuelles Hundetraining“ und „gewaltfreie Verhaltensmodifikation“ angeboten, insbesondere aber ein spezifisches „Stadttraining“, in dem wiederum der Leinenführigkeit ein besonders hoher Stellenwert beigemessen wird.¹⁸

Ohne Leine geht es nicht, geht man nicht, schon gar nicht in der Stadt. Im Brennpunkt aller Erziehungsbemühungen welchen Stils auch immer steht die Stadt. Die Stadt ist der Gefahrenraum, den es zu meistern gilt. Auch wenn explizit für die Hundehaltung in der Stadt geworben wird, bleibt dieses Stereotyp unangetastet. So titelten die Autoren einer Reportage in der August-Nummer des Magazins „HundeWelt“:

14 Meyer, Hans: Hunde. Die Aufzucht und Abrichtung von Hunden aller Rassen, Bd. 6: Der Hundesport (= Perlen-Reihe, Bd. 133). Wien u. a. 1973, 46.

15 Meyer 1973 (wie Anm. 14), 41.

16 Vgl. Buchner 1996 (wie Anm. 10), 115 f.

17 Ein „alltagssicherer Familienhund“ ist das Ziel. Straubinger Schäferhundverein bietet Hund-Erziehungskurse in kleinen Gruppen an. In: Straubinger Tagblatt, 27.5.2010, 33.

18 Vgl. den Internetauftritt eines international agierenden Verbundes von Hundeschulen. Online unter: <http://www.canin.de/stadttraining.htm> (Stand: 3.8.2010).

„GLÜCKLICH auch im GroßstadtDSCHUNDEL“. Flankiert wird der Text durch vier großformatige Abbildungen in einschlägiger Bildpolitik: Menschen und Hunde vor Hochhaussilhouetten.¹⁹

Den oft vieldeutigen, undurchsichtigen Situationen des Alltags, wie man sie nur in der Stadt vermutet, begegnet man in Ratgebern und Kursen mit eindeutigen Verhaltensregeln. Implizit schwingt da die Vorstellung eines ganz anderen Raumes mit, in dem sich Hund und Mensch freier, unbeschwert und unreglementiert bewegen können. In nicht immer ironischer Umkehrung lässt Oskar Panizza einen Hund in dieser Perspektive vom Leben in der Stadt erzählen: „... sehne mich nach meinem Dorf zurück; dort, welcher reiche Verkehr mit der Natur. Hier, welche Eintönigkeit, welche graue mit Steinmauern verschlossene Welt. Dort ein riesiger Himmel, der jeden Tag anders gezeichnet, Baum, Wald, Misthaufen für unsere Nasen ...“²⁰ In der Stadt Gassi zu gehen, ist demnach nichts als ein schiefer Kompromiss. Dass heute ein großer Teil der Hunde in Städten beziehungsweise in Räumen hoher Dichte lebt, hat diese Perspektive nicht verändert.

Die Leine ist die klare Linie, so scheint es auf den ersten Blick, entlang derer nicht nur das Gehen, sondern auch die Standards der Hundezucht organisiert sind: Der Hund wird geführt. Die Funktion des Objekts Leine aber ist eine mehrfache und nicht eindeutige, eine der Verbindung und Zugehörigkeit, ebenso wie der Distanzierung und Ordnung. Das „moralische Gesetz“,²¹ das in diesem Objekt verdinglicht ist – die Leine soll Ordnung und Sicherheit gewährleisten –, ist komplexer als diejenige eines Sicherheitsgurtes, an dem Bruno Latour sein Konzept einer „Sozio-Logik der Dinge“²² beispielhaft durchdekliniert: Die Sozio-Logik der Leine zielt nicht nur auf die Anderen, darauf, dass das Anlegen der Leine Sicherheit bedeutet für die Menschen und Hunde, denen man begegnet, dass Sicherheit vor dem Hund gewährleistet ist, sondern es geht auch um die Sicherheit desjenigen der mit dem Hund unterwegs ist, um Sicherheit mit dem Hund also. Und es gibt keinen Mechanismus und keine Technologie – wie im Falle eines Sicherheitsgurtes –, die dieses moralische Gesetz durchsetzen würde, sondern es ist das Handeln des Einzelnen, über das es abgesichert werden muss.

19 GLÜCKLICH auch im Großstadtdschungel. Hunde in der Großstadt: darauf sollten Hundehalter achten. In: *HundeWelt*, 83 (2010), 12-15.

20 Panizza, Oskar: *Aus dem Tagebuch eines Hundes*. München 1977; online unter: <http://www.zeno.org/Literatur/M/Panizza,+Oskar/Erzählungen/Aus+dem+Tagebuch+eines+Hundes> (Stand: 29.7.2010).

21 Latour 1996 (wie Anm. 5), 31.

22 Latour 1996 (wie Anm. 5), 33.

Kurz zu halten

Die Sicherheit vor dem Hund ist es, die in stetig gesteigertem Alarmismus in Medien und Politik eingefordert wird. Ein diachroner Vergleich von Ton und Inhalt der Berichterstattung zu Unfällen mit Hunden, zumeist in jenen Bereichen von Tageszeitungen eingerückt, die den Merkwürdigkeiten der Welt, dem „Vermischten“ und dem „Panorama“, gewidmet sind, könnte lohnenswert sein. Katharina Rutschky betonte schon vor knapp einem Jahrzehnt, dass und wie die Debatten um Gewalt durch Hunde von Hundefeinden und Hundekritikern sowie durch „Erzählungen von Verfolgung und Bedrohung, von Gewalt und Tod“²³ geprägt seien.

Auch eine Berichterstattung, die versucht, seriöser über das Thema Hund und Aggression zu informieren, setzt bei diesem Thema auf Emotionalisierung. Beispielhaft hierfür ist ein Artikel vom April diesen Jahres, der auf den Tod eines Kindes nach einer Attacke durch einen sogenannten Kampfhund reagierte.²⁴ Einerseits war der Text von immerhin fast einer ganzen Seite der Rubrik „Wissen“ zugeordnet und der Autor durchaus bemüht, differenziert zu argumentieren und Aggression nicht als Frage der Rasse, sondern der Erziehung zu erläutern. Andererseits aber waren der Titel – „Und plötzlich will er nicht nur spielen“ – und die zentral positionierte Abbildung – das blaue Augenpaar eines Husky oder eines Wolfes fixiert den Betrachter – dazu geeignet, genau jene Reflexe einschnappen zu lassen, die die ohnehin aufgeregte Debatte bestimmen.

So laut und präsent sind diese Diskurse um die längst fällige Maßregelung von Hunden und Haltern, dass sich die Wahrnehmung verschiebt: Hunde ohne Leine sehe ich kaum; ich bin, selbst keine Hundebesitzerin, von einer Leinenpflicht im Stadtverkehr ausgegangen. Der Diskurs hat sich in Bildern verselbständigt.

Dies wiegt umso schwerer, als dass dieser Grundtenor der Diskussion, in der sehr viele sehr schnell bereit sind, nur noch von Gewalt zu sprechen, längst in Faktizitäten, in Verordnungen und Gesetzen, umgesetzt wird. Nach Latours Modell der Phasen der Verankerung von Sitten in einer Kultur haben wir in Sachen Hundehaltung die „Stufe der Staatsmacht und der juristischen Apparate“²⁵ erreicht. In Wien etwa besteht in öffentlichen Verkehrsmitteln Leinen- und Maulkorbzwang. Ein Piktogramm

23 Rutschky 2001 (wie Anm. 4), 23.

24 Stenitzer, Peter: „Und plötzlich will er nicht nur spielen.“ In: Die Süddeutsche Zeitung, 27.4.2010, 18.

25 Latour 1996 (wie Anm. 5), 35.

setzt dies mit gebotener Strenge ins Bild: Die Leine, an der der Vierbeiner gehen soll, ist straff nach oben gespannt; der hier nicht abgebildete Mensch hat das Tier im Griff. Laufen könnte dieser Hund nicht, nur ‚bei Fuß‘ gehen. Und der Text zum Piktogramm lässt keinen Zweifel aufkommen, was von einem Hund zu erwarten ist: „Bitte NUR mit Beißkorb und Leine“. Nicht vom Maulkorb, sondern vom „Beißkorb“ ist die Rede.



Es geht nicht nur um die Disziplinierung der Hunde, sondern auch um jene der Hundebesitzer. Deren Moral und Verantwortung, das Tier *alltagsicher* zu machen – als Begriff und Maßstab, der vor allem auf Dinge und Technologien angewandt wird – wird heute massiv nachgeholfen.

Nach einer Volksbefragung, deren Begleittexte wiederum den kritischen Diskurs um Hundehaltung in der Stadt forciert haben, wurde in Wien mit Juli 2010 der verpflichtende Hundeführerschein für als *gefährlich* eingestufte Rassen eingeführt. Hinter der Taxonomie, über die bestimmte Rassen eingeschlossen und andere sozusagen freigesprochen werden, steht eine lange Geschichte von Zuschreibungen und Einordnungen im Verlauf der Entwicklung der Hundezucht, aber auch der Kynologie. Diese Zuschreibungen waren und sind immer auch mit Charakterisierungen derer verknüpft, die sich für beziehungsweise gegen bestimmte Hunderassen entschieden haben. Wen mag es da verwundern, dass der Schäferhund – entgegen einschlägiger statistischer Daten – nicht in die Liste der „gefährlichen“ Hunde aufgenommen wurde.

Es sind die Hundebesitzer, die ab jetzt Zeugnis ablegen müssen, die sich – mit ihrer Biographie – legitimieren müssen, ob sie überhaupt fähig sind, einen Hund zu „halten“. Die Analogie in den Wortfeldern – Führerschein, Halter – wäre systematisch weiterzuverfolgen, insbesondere was die Stationen der Prüfung und Legitimation anlangt. Die Voraussetzungen für den verpflichtenden Hundeführerschein sind zum Teil rigider als diejenigen für den Erwerb eines PKW-Führerscheins. Die Liste ist lang und umfassend und kann hier nur in einigen wenigen Details angedeutet werden:

- „ – Mindestalter der HundehalterInnen für die Prüfung: 16 Jahre
- Die HundehalterInnen dürfen keine einschlägigen Vorstrafen haben [...]
- Für den Hund muss eine gültige Haftpflichtversicherung mit einer Mindestdeckungssumme von 725.000 Euro abgeschlossen sein.“²⁶

26 Alle Infos zum Hundeführerschein in Österreich online unter: <http://www.hundefuehrschein.com/wien-hundefuehrschein-pruefung-hunderassen> (Stand: 5.8.2010).

Endlich zur Prüfung zugelassen haben sich die Kandidaten – Hund und Mensch – einem ausführlichen Lehrplan zu unterziehen. Im Internet wird ausführlich über Module, Prüfungsfragen und Lernziele und vorsorglich auch noch über die Konsequenzen des Scheiterns an der Prüfung informiert: „Der Hundeführschein gliedert sich in einen theoretischen und einen praktischen Teil, wobei die Prüfung höchstens ca. zwei Stunden in Anspruch nimmt. Wer sich mit den Grundsätzen der Hundehaltung ausreichend beschäftigt und rücksichtsvoll durch die Stadt bewegt, sollte den Hundeführschein mit Leichtigkeit schaffen. Wer dennoch den Hundeführschein beim ersten Mal nicht besteht, kann ein zweites Mal antreten. [...] Sollte jemand zwei Mal durchfallen, so wird beim verpflichtenden Hundeführschein der Hund von der Behörde abgenommen. Es ist jedoch davon auszugehen, dass es sich dann um extrem aggressive und hochgefährliche Tiere und ebenso bedenkliche HundehalterInnen handelt.“²⁷

À la longue

Der gesellschaftliche Raum ist eng limitiert für diejenigen, die mit Hund unterwegs sind. Die Möglichkeiten des Spacing, des Positionierens in Relation zu anderen im Raum,²⁸ sind durch die Leine reguliert, die im Idealfall – siehe Piktogramm – Mensch und Tier aufs Engste verbindet.

Der Alltag des Gassi-Gehens sieht freilich anders aus. Das beginnt schon bei der Ausstattung dieser Praxis. Selten sieht man noch Hundehalsbänder, die aus Kettengliedern bestehen. Immer häufiger wird auch ausgewachsenen Hunden ein Brustgeschirr angelegt. Oftmals fehlen auch nicht Dinge, die die Verbindung Mensch-Tier individualisieren: ein buntes Tuch als Halsband, Reste eines Pullovers, die zusätzlich zum Halsband getragen werden und ähnliches mehr.

Besonders beliebt ist die Rollleine. Beides, das Brustgeschirr und die Rollleine, sind zwar selten in der Kombination zu sehen, stehen aber gleichermaßen für die Ambivalenz im Umgang mit dem Hund: Das Geschirr, von Katharina Rutschky so treffend als „Ökoleine“ charakterisiert, sichert ein gutes Gewissen für alle Fälle: „Die Zugkraft des Hundes, der nie gern an der Leine geht, und das Kontrollbedürfnis des Hundehalters, das auch nie ruht, treffen sich nicht in der gegenläufigen, aber addierten Kraft am Hals des Hundes, wie bei einer einfachen Leine, und würgen, sondern verteilen sich

²⁷ Alle Infos zum Hundeführschein (wie Anm. 26).

²⁸ Vgl. Löw, Martina: Raumsoziologie. Frankfurt a. M. 2001, 158-161.

im Brustgeschirr.²⁹ Die Logik der Schnappleine ist dem vergleichbar: Kurz gefasst hat man den Hund in heiklen Situationen sofort unter Kontrolle, lang gelassen hat der Hund viel Bewegungsfreiheit.

Gerade letzteres Bild funktioniert wunderbar in Slapstick-Szenen und Komödien. Die lange Leine wird zum Running Gag – ob in der Produktion „Ein Fisch namens Wanda“ aus dem Jahr 1988 oder im österreichischen Spielfilm „Komm, süßer Tod“ von 2000.³⁰ In geradezu klassischer Manier, denkt man an Theatertraditionen, wird der Gegenstand zum Gegenspieler; ist das Ding, die Rollleine, besonders verräterisch.³¹ Bemerkenswert daran ist auch das Personal solcher Szenen: Es sind immer die älteren Damen, die mit ihrem Liebling, immer ein Hund im Miniaturformat, an langer Leine unterwegs und immer im Weg sind. Die Komik solcher Szenen liegt vor allem im Zitat und dessen gelungener Variation.

Es sind Szenen, die uns auch im Alltag auffallen. Dass sie uns auffallen, dies könnte daran liegen, dass sie unserem Bild vom Richtigen, von der Leinenführigkeit widersprechen und, dass die Ikonographie der Leine eine der klaren Verhältnisse ist. An der Leine geführt zu werden zeugt von unauflöslicher Abhängigkeit; das Foto der Soldatin Lynndie England, wie sie in Abu Ghraib einen Gefangenen an der Leine hält, ist uns als Bild äußerster Demütigung und Entwürdigung präsent.

Begegnen wir im Alltag Menschen mit Hund an der Leine, dann sind Verhältnis und Situation keineswegs so eindeutig. Selten harmoniert das Gespann in Tempo, Linie und Richtung. Die Balance ist kippelig: Wer führt, wer folgt, dies ist nicht immer und jederzeit klar auszumachen. Die Ordnung dieses Gehens ist eine provisorische.

„Jede Bewegungsform hat ihre spezifische Sichtweise, ihr Privileg, vermutlich auch ihren historischen Ort und ihre historische Konjunktur.“³² Dieser Merksatz, von Karl

29 Rutschky 2001 (wie Anm. 4), 20.

30 Crichton, Charles: Ein Fisch namens Wanda (Orig.: A Fish Called Wanda). Regie: Charles Crichton; Drehbuch: John Cleese u. Charles Crichton. USA u. Großbritannien 1988 (DVD: MGM Home Entertainment GmbH, 2005); Murnberger, Wolfgang: Komm, süßer Tod. Regie: Wolfgang Murnberger; Drehbuch: Wolf Haas. Österreich 2000 (DVD: Hoanzl, 2003).

31 Vgl. dazu die literaturwissenschaftlich fundierte Studie zur Eigenwilligkeit der Dinge von: Klotz, Volker: Gegenstand als Gegenspieler. Widersacher auf der Bühne: Dinge, Briefe, aber auch Barbieri. Wien 2000.

32 Schlögel, Karl: Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik. Frankfurt a. M. 2006, 261.

Schlögel auf das Flanieren als Bewegungs- und Erkenntnisform gemünzt, lässt sich auch auf das Gehen mit Hund anwenden: Das Privileg und die Chance dieser Bewegung im Raum ist das einer komplexen Aufmerksamkeit. Anders als der Flaneur, der, wie Franz Hessel einleitend zu seinen Berliner Skizzen zu bedenken gibt, des Voyeurismus und des Müßiggehens verdächtig ist, ist der Mensch mit Hund entlastet. Er muss dem Hund Bewegung verschaffen und darf deshalb auch von der alltäglichen Ordnung des kürzesten Weges und des zielgerichteten Gehens abweichen. „Hierzulande“, so weiß Hessel, „muß man müssen, sonst darf man nicht. Hier geht man nicht wo, sondern wohin.“³³ Der Mensch mit Hund kann einerseits seinen Routinen und denen des Hundes nachgehen, andererseits den Zufälligkeiten des gemeinsamen Weges nachgeben. Die Leine muss dabei nicht im Weg sein: Man kann sich ja auch mal führen lassen.

Von Flaneuren und Ethnographinnen wird gefordert, möglichst offen zu sein für alles, was einem unterwegs begegnet. Tatsächlich aber wirkt das, was in Texten an Begebenheiten und Erfahrungen dokumentiert ist, nicht selten idiosynkratisch und angestrengt wie so manche Experimentalanordnung der Situationisten. Die Aufmerksamkeit, wie sie Menschen mit Hunden entwickeln können, ist umfassender und kommunikativ: Denn da ist auf andere Menschen und Hunde zu achten, aber auch auf Oberflächen und Dinge aller Art, die den Weg kreuzen. Diese Aufmerksamkeit kann entspannter Neugierde entsprechen, kann aber auch nervös und angespannt sein. Auch Hundebesitzer, Katharina Rutschky erzählt von solchen Situationen, sind geplagt von Angst- und Sicherheitsphantasien.³⁴ Den Anderen, die ihnen begegnen, geht es ebenso.

Diese Aufmerksamkeit mündet nicht selten in Kommunikation, zwischen Hunden und Menschen: Zwischen den Menschen kann das im Ton des Kleinkrieges von Hundefeinden und Hundefreunden sein, es sind aber erstaunlich oft Gespräche, die von Bemerkungen über den Hund ausgehen, sich dann aber in ganz andere Richtungen bewegen können. Ähnliches lässt sich ja auch beobachten, wenn Personen mit Kleinkindern unterwegs sind. Es ist eine entlastete und offene Form der Aufmerksamkeit, die das Gehen mit Hund ermöglicht: „Seit ich mit meinem Hund unterwegs bin, gehe ich meiner Neugier mehr nach als vorher. Der Hund ist die Lizenz zum Träumen und Fragen.“³⁵

33 Hessel, Franz: Ein Flaneur in Berlin. Berlin 1984, 9.

34 Rutschky 2001 (wie Anm. 4), 127 f.

35 Rutschky 2001 (wie Anm. 4), 132.

Pfeil-Wut

Das Piktogramm als „Gebärde der Zeit“¹

Martin Scharfe

Neue Wörter, neue Sachen

In einem Gedicht aus den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts („Hohe Station“) schildert Conrad Ferdinand Meyer einen Abend, den er einsam im Berghaus hoch oben am Gebirgspaß verbringt. Er lehnt aus dem Fenster, ‚belauscht‘ in friedlicher Natur „die Stille des dämmernden Abends“, doch die wird jäh gestört. Denn: „Unter dem Fenstergesims bebt der elektrische Draht, / Der, wie die Schläge des Pulses beseelend den Körper der Menschheit, / Durch das entlegenste Tal trägt die Gebärde der Zeit.“ Der Dichter glaubt die aktuellen Meldungen zu hören, die um die Welt gehen: der amerikanische Präsident ermordet,² eine Papstsegnung, eine Aggression des deutschen Reichskanzlers; doch das alles ist ihm nichts als ein „schrilles Gesurre“ – soll heißen: Der wegen der noch unvollkommenen Technik surrende Telegraphendraht erscheint ihm als hörbares, als sinnlich wahrnehmbares Zeichen der Moderne mit ihrer Welt-nachrichten-Hektik (eben als „Gebärde der Zeit“).³

Gebärde der Zeit: das ist ein glücklicher Ausdruck, weil er anzeigt, daß eine bestimmte, eine charakteristische Kulturerscheinung nicht einfach zufällig entsteht, sondern mit einer gewissen Notwendigkeit – in der Gebärde erhält eine Stimmung, eine Tendenz ihr anschauliches Gesicht. In diesem Sinne hat Lou Andreas-Salomé Anfang der dreißiger Jahre den Ausdruck „Kulturgebärde“ verwendet, was uns aufmerken lassen muß.⁴

1 Anm. der Redaktion: Auf Wunsch des Autors wird die alte deutsche Orthographie verwendet.

2 1881 fiel der 20. Präsident der USA, James Abram Garfield, einem Attentat zum Opfer.

3 Ich zitiere nach Schulz, Otto (Hrsg.): Im Takte der Maschinen. Gedichte vom Rhythmus der Arbeit. Breslau o. J. [um 1932], 50.

4 Andreas-Salomé, Lou: Lebensrückblick. Grundriß einiger Lebenserinnerungen. Aus dem Nachlaß hrsg. von Ernst Pfeiffer. Frankfurt a. M. 1994, 101. – Andreas-Salomé (1861–1937) war eine Zeitlang mit Friedrich Nietzsche befreundet, dann Vertraute Rainer Maria Rilkes, später Studentin der Psychoanalyse zwischen Carl Gustav Jung und Sigmund Freud; sie arbeitete schließlich als Psychoanalytikerin in Göttingen.

Darüber hinaus war es vor allem der Volkskundler Friedrich Sieber (1893–1973), der den Ausdruck Gebärde für das Geschäft der kulturwissenschaftlichen Beschreibung und Deutung zu verwenden suchte (er sprach von ‚epochalen Stilgebärden‘⁵).

Eine solche ‚epochale Stilgebärde‘, eine solche ‚Gebärde der Zeit‘, eine solche ‚Kulturgebärde‘ ist ganz gewiß auch ‚das Piktogramm‘ – oder (wenn wir das *System* bezeichnen wollen) die Piktographik insgesamt. Allein schon das abrupte und ungestüme Hervorberechnen der Lust zum Piktogramm Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts ist ein Hinweis auf die extreme Historizität dieser kulturellen Erscheinung. Meinem alten Duden-Wörterbuch aus den fünfziger Jahren beispielsweise ist das Wort Piktogramm noch nicht bekannt (oder nicht der Erwähnung wert); aber heute glauben wir ohne es nicht mehr auskommen zu können. Dieser Sog des Wortgebrauchs ist natürlich nur ein Symptom für die kulturelle Empfindung der Vordringlichkeit der Sache selbst.

Es ist zu wünschen und zu hoffen, daß bald jemand aus den unterschiedlichen Ausgaben lexikalischer und enzyklopädischer Werke eine Schlagwortgeschichte des Ausdrucks Piktogramm rekonstruiert⁶ und dadurch zeigt, wie sehr das neue Wort auf die Neuheit der Sache verweist: das neue Wort also als Indiz einer neuen kulturellen Erscheinung, einer neuen Kulturgebärde.

Wortgeschichte

Wer eine solche Stichwortgeschichte zu schreiben unternimmt (und sie wäre nützlicher als jedwede Definition), wird indes nicht mehr in den alten methodischen Fehler verfallen, eine Geschichte „vom Standpuncte des Erfolges“ aus zu schreiben („und zwar mit der Annahme einer Vernunft im Erfolge“);⁷ das heißt: Er wird es unterlas-

5 Vgl. z. B. Sieber, Friedrich: Die Deutung des „Todaustreibens“ („Todaustragens“) in Jacob Grimms Deutscher Mythologie und in der neueren Forschung. In: Deutsches Jahrbuch für Volkskunde, 9 (1963), 71-93, 83. – Es ist vielleicht bezeichnend für eine hartköpfige, sich noch nicht als umgreifende Kulturwissenschaft verstehende Volkskunde, dass diese begrifflich-analytische Leistung Siebers in keinem der Nachrufe des Jahres 1973 angemerkt ist.

6 Ludolf Kuchenbuch hat meines Wissens zum ersten Mal gezeigt, wie ertragreich diese Methode sein kann: Abfall. Eine Stichwortgeschichte. In: Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.): Kultur und Alltag (= Soziale Welt, Sonderbd. 6). Göttingen 1988, 155-170.

7 Nietzsche, Friedrich: Nachgelassene Fragmente 1875–1879. In: Ders.: Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe, hrsg. von Giorgio Colli u. Mazzimo Montinari. München u. a. 1988 (2. Aufl.), Bd. 8, 56 (Aphorismus 5 [58], 1875).

sen, ex post eine Geschichte des Piktogramms zu konstruieren und vom Standpunkt des kulturellen Erfolgs aus ältere und seinerzeit gewissermaßen erfolglose Versuche, Zeichensprachen zu initiieren, in eine vermeintlich oder angeblich lineare Entwicklung einzufälschen – in eine ‚Entwicklung‘ etwa ‚von den ägyptischen Hieroglyphen bis zur Computerkryptologie‘ (wie sie der Untertitel eines Buches aus unseren Tagen insinuiert). Zwar kann es den Blick schärfen, wenn man Streiflichter wirft auf die Geschichte der Wappen, Signets, Marken, Firmen- und Warenzeichen und jene der ersten Autostraßenverkehrszeichen, vielleicht auch gar noch auf die alten Zinken der Fahrenden Leute, der Gauner, der Jenischen und so weiter – eine Geschichte oder wenigstens eine Vorgeschichte des Piktogramms ergibt sich daraus noch lange nicht. Auch die die Geschichte der Industrialisierung begleitenden und zu Beginn des 20. Jahrhunderts besonders heftig einsetzenden Bemühungen, Industrie und Arbeitswelt, Wirtschaft und Technik, Wissenschaft, Medizin und Verwaltung durch Normierung zu rationalisieren, haben zwar Tausende von genormten Zeichen hervorgebracht (allein

1	2	3  IEC 5164	4  IEC 5165	5  IEC 5049	6  IEC 5051	7  IEC 5053	8  IEC 5116	9  ISO 0094	10  ISO 0095
11  IEC 5104	12  IEC 5177	13  IEC 5110	14  IEC 5178	15  IEC 5008	16  IEC 5007	17  IEC 5009	18  IEC 5010	19  IEC 5011	20  IEC 5265
21  IEC 5264	22  IEC 5266	23  IEC 5004	24  IEC 5147	25  IEC 5146	26  ISO 0160	27  IEC 5163	28  IEC 5022	29 	30  ISO 0657
31  ISO 0650	32  ISO 0656	33  ISO 0654	34  ISO 0655	35  ISO 0096	36  IEC 5031	37  IEC 5032	38  IEC 5033	39  IEC 5001	40  IEC 5005
41  IEC 5006	42  ISO 0011	43  IEC 5156	44  ISO 0913	45  ISO 0023	46  ISO 0022	47  IEC 5263	48  IEC 5322	49  IEC 5114	50  IEC 5385

Abb. 1: Genormte DIN-Bildzeichen; Beginn der Liste von 1995. In: Graphische Symbole zur Anwendung an Einrichtungen (wie Anm. 8), 7 (Ausschnitt).

zwischen 1988 und 1995 kamen fast 700 Bildzeichen neu dazu⁸); doch dienen diese eher den Spezialisten als der Allgemeinheit.⁹ Und selbst der Hinweis auf Vorhaben des frühen 20. Jahrhunderts, die sich zum Ziel gemacht hatten, Bilderschriftsysteme zum Gebrauch auf der ganzen Welt einzuführen (man denkt an Otto Neuraths ‚Iso-



Abb. 2: Schuh + Fabrik = Schuhfabrik: Otto Neuraths ‚Internationale Bildersprache‘ von 1936. In: Neurath 1936 (wie Anm. 10), Reprint 1980, 51.

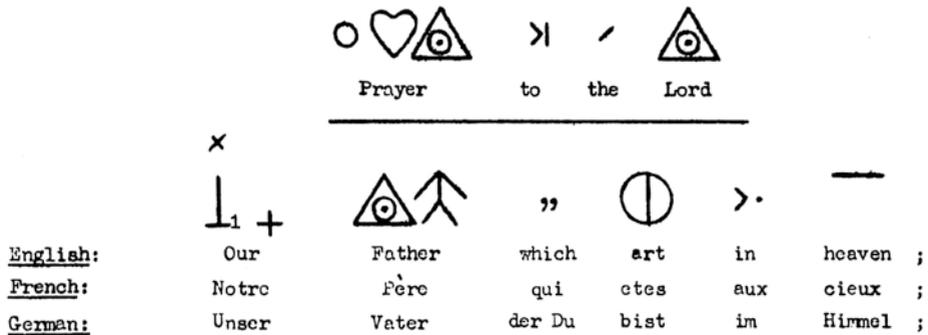


Abb. 3: Der Beginn des Vaterunsers: die ‚Semantographie‘ des Charles Bliss, 1949. In: Bliss 1965 (wie Anm. 10), 734 (602).

- 8 Vgl. dazu Deutsches Institut für Normung e. V. (Hrsg.): Graphische Symbole zur Anwendung an Einrichtungen. Bildzeichen. Übersicht (= DIN-Fachbericht, Bd. 4). Berlin u. a. 1995 (7. Aufl., Titel älterer Auflagen: Graphische Symbole nach DIN 30600).
- 9 Vgl. z. B. Zimmermann, Walter u. Böddrich, Erich: Einführung in die Dinormen [sic!]. Leipzig u. Berlin 1939 (7. Aufl., 1. Aufl. um 1926); Klein, Martin: Einführung in die DIN-Normen. Hrsg. vom Deutschen Normenausschuß. Stuttgart 1965; (5. Aufl., 1. Aufl. 1954); Graphische Symbole 1995 (wie Anm. 8); Portmann, Ulrike u. Portmann, Dieter: Symbole und Sinnbilder in Bauzeichnungen nach Normen, Richtlinien und Regeln. Wiesbaden u. Berlin 1995 (6. Aufl., 1. Aufl. 1968).

typen‘, 1936, und an die ‚Semantographie‘ des Charles Bliss, 1949),¹⁰ stößt uns doch eher auf Bedürfnisse, auf Interessen und Tendenzen als auf reale kulturelle Wirkungen. Wenig später aber erfolgte dann – man möchte sagen: wie aus heiterem Himmel – der gleichsam blitzartige Einschlag des nun bald Piktogramm genannten Zeichens in unsere Alltagskultur; und vieles spricht dafür, daß es vor allem die durch die neue Fernsehtechnik wirklich zu Weltereignissen gewordenen Olympischen Spiele waren (Tokio 1964, Mexiko 1968, München 1972), welche das Piktogrammwesen oder die Piktographik in unsere Alltagswelt einschleusten. Diese Einschleusung wäre freilich niemals gelungen ohne die mächtig gewordene Maschine der Massenmedien, ohne die graphisch vorzüglichen¹¹ und darüber hinaus betörend schönen Piktogramm-Entwürfe Otl Aichers¹² – und vor allem nicht ohne eine verbreitete neue Besorgnis, deren Hauptantrieb wohl ein starkes Orientierungsbedürfnis war: die Befürchtung, man könne sich nicht mehr zurechtfinden; die Angst gar, man könne sich verlieren; das Bedürfnis also, es möge uns einer helfen, uns zurechtzufinden; das Bedürfnis, daß uns einer sagt, wo wir hinzugehen haben.

Mäander und Kanal

Die neuen Piktogramme ‚weisen‘ uns ‚an‘ – und das finden wir offenbar befriedigend. Sie zeigen uns, wo es (neudeutsch gesagt) ‚lang geht‘. Sie zerstreuen unser offensichtlich vorhandenes Unbehagen an der Unordnung. Sie weisen uns den Weg; und sie geben vor, uns die nächste, sicherste, rascheste, unfehlbarste Bahn zum Ziel zu garantieren. Ich möchte dazu einladen, diese Empfindungen, die wir als ‚normal‘, als ‚selbstverständlich‘ ansehen, als *historisch gewordene* Stimmungen zu begreifen – als Irrationalität gewissermaßen, die heute jedermann als Rationalität empfindet. Denn die Tendenz ist neu: daß man durch Bildzeichen angewiesen wird, ganz rasch und ohne alle Umstände zum Ziel zu finden. Daß man ohne alle Friktion kanalmäßig zum

10 Vgl. z. B. Neurath, Otto: International Picture Language: The First Rules of Isotype. London 1936; vorher schon ders.: Bildstatistik nach Wiener Methode in der Schule. Wien u. Leipzig 1933; Bliss, Charles K.: Semantography (Blissymbolics). Sidney 1965 (2. erw. Aufl., 1. Aufl. 1949); sprechend auch der Bliss-Titel von 1965: One Writing for One World.

11 Als Prinzipien galten: Größtmögliche Reduktion der Einzelemente, ausbalancierte Statik der Figuren, einheitliche Größen, einheitliche Strichstärke. Für diesen fachlichen Hinweis danke ich dem Graphiker Manfred Neuhold (im Rahmen meines Seminars „Piktogramme. Öffentliche Geheimzeichen der Gegenwart“ im Wintersemester 2008/09 an der Universität Innsbruck).

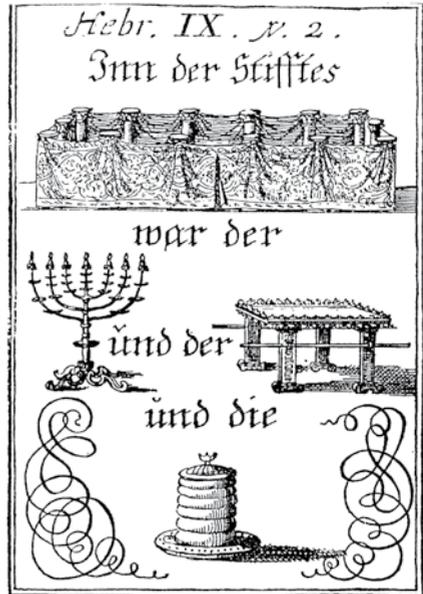
12 Vgl. z. B. Aicher, Otl u. Krampen, Martin: Zeichensysteme der visuellen Kommunikation. Handbuch für Designer, Architekten, Planer, Organisatoren. Stuttgart 1977.

Uns trennt allein der Rost.



Hier hängt ein Magnet, welcher das Eisen an sich zieht, aber durch den Rost allein wieder von einander getrennt werden kann; also will Gott uns auch zu und an sich ziehen, so ferne wir die Welt mit ihrer Viehe und Lust ziehen, und vor mutwilligem Sündenroß uns in Acht nehmen, denn durch die Sünde werden wir von Gott wieder geschieden.

Abb. 4: Das Emblem (mit seinen drei Teilen Überschrift, Bildzeichen, Unterschrift) lädt zur Reflexion ein. Holzschnitt 1847. In: Arndt, Johann: Sechs Bücher vom Wahren Christenthum (...). Reutlingen 1847, 514.



Die Geräth der Stifftes-Hütten Mahnen uns an gute Sitten.
135.

Abb. 5: Das Rebus verrätstelt einen Text. Auflösung des biblischen Bilderrätsels: In der Stiffshütte waren der Leuchter und der Tisch und die Schaubrote (nach dem Hebräer-Brief, Kapitel 9, Vers 2). Kupferstich 1687. In: Mattsperger, Melchior: Die Geistliche Herzens-Einbildungen. (...). Augsburg 1687, Bl. XLV links (Nr. 135).

Ziel katapultiert werden könnte – das ist ein als realisierbar interpretierter dringender innerer Wunsch geworden, der zur neueren Gefühlsausstattung der Menschen gehört.

Der historische Sprung, der hier – und zwar im wesentlichen im 20. Jahrhundert – stattgefunden hat, wird sichtbarer, wenn wir die Funktion älterer Bildzeichensysteme wie Emblem (oder Bildallegorie), Rebus und Vexierbild mit derjenigen der neuen Piktographie vergleichen. Während die Bedeutung des Piktogramms ‚auf der Hand liegen‘, also offen aus dem Zeichen herauspringen soll (‚Selbsterklärung‘ ist der große, der allzu große Anspruch!), sahen die älteren Bildzeichen ihre Aufgabe eher in einer vorläufigen Verrätzelung, die erst nach einiger Bemühung den Sinn aufleuchten läßt. Während Re-

flexion hier also erstrebt war, soll sie nun vermieden werden. Das umstandslose Funktionieren soll an die Stelle der umständlichen Besinnung treten, der gedankenlose Reflex an die Stelle einer Herz und Hirn bewegenden Erregung. Im Bild gesagt: Die alten Bildzeichen sollten Geist, Gefühle und Handlungen *mäandrieren* lassen – die neuen Bildzeichen indessen haben die Aufgabe, Geist, Gefühle und Handlungen zu *kanalisieren*. Zwar sind beide Wassersysteme – Mäander und Kanal – Leitungssysteme; doch werden sie von gänzlich unterschiedlichen kulturellen, auch unterschiedlichen Zeitepochen zugehörigen Wertvorstellungen getragen und gesteuert.¹³

Aufklärung und ihre Dialektik

Zu den Hintergrundwerten und zum Selbstverständnis, ja zum Eigenlob der ‚kanalisierenden‘ Bildzeichensysteme – also auch der Piktographik – gehört erstens die Vorstellung, daß die Zeichen eine ‚Sprache jenseits der Sprache‘ seien, daß sie also eine sprachunabhängige Kommunikation erlaubten, was zum einen ein grundsätzlicher Vorteil sei, zum andern aber eine zunehmend globalisierte Welt zu bewältigen helfe. Ein zweiter Vorzug sei die unmittelbare Verstehbarkeit und Eindeutigkeit der Zeichen; sie existierten unabhängig von spezifischen kulturellen Hintergründen und müßten deshalb nicht eigens erlernt werden. Ein drittes Merkmal – nämlich die Umstandslosigkeit und Raschheit des Wahrnehmungsprozesses, ja die blitzartige Erkennbarkeit – steigere noch den Wert der Piktogramme, so daß am Ende, viertens, die Ordnung und Sicherheit unseres alltäglichen Verhaltens auf vernünftigste Weise gewährleistet sei.

Diese Wertvorstellungen scheinen inzwischen so internalisiert zu sein und als so selbstverständlich zu gelten, daß sie unseren Alltag mit einer piktographischen Flutwelle überschwemmt haben – es gibt kein Entrinnen mehr: kein Parkplatz, kein Krankenhaus- oder Schulkorridor, kein Auto, kein Bauzaun, keine Gebrauchsanleitung, kein Haushaltsgerät, kein Bildschirm, kein Hosenbund mehr ohne Piktogramme!¹⁴ Wir

13 Natürlich sind ‚Mäander‘ und ‚Kanal‘ zunächst einmal nur Metaphern, die mir bei der Analyse der Zeitgebärde Piktogramm behilflich sein sollen. Gleichwohl mag die Rückbesinnung auf den *realen* Mäander in der gegenwärtigen ‚Renaturierung‘ unserer Flussauen auch ein Wink sein für die gedankliche Durchdringung des Kulturphänomens, das ich in diesem Text zu problematisieren versuche.

14 Ich führe nur drei Beispiele der beliebten Piktogramm-Sammlungen an, nämlich: Dreyfuss, Henry: *Symbol Sourcebook. An Authoritative Guide to International Graphic Symbols*. New York u. a. 1972; Modley, Rudolf: *Handbook of Pictorial Symbols. 3250 Examples from International Sources*. New York 1976; Gerhards, Karen (Hrsg.): *1000 Signs*. Köln u. a. 2004.

sind umstellt, ein Ausbruch kultureller Wut (oder hätte ich sagen sollen: eines Wahns?) hat unseren Alltag piktographiert. Ich sage Wut, um damit anzudeuten, daß es um mehr geht als um eine Ideologie im klassischen Sinne (Ideologie ist nach Adornos Diktum ‚gesellschaftlich notwendiger‘ und ‚keineswegs stets eigens veranstalteter Schein‘¹⁵); es sind vielmehr Triebkräfte am Werk, welche die im Selbstverständnis der Piktographie zentrale Kraft Vernunft unterlaufen. Sofern sich das kulturelle Programm der Piktographie als aufklärerisches, das heißt als vernünftig ordnendes Vorhaben befreift, muß es zugleich auch mit regredierenden inneren Tendenzen rechnen – mit der klassischen ‚Dialektik der Aufklärung‘. Deren Kernsätze sind bekanntlich: „schon der Mythos ist Aufklärung“, und: „Aufklärung schlägt in Mythologie zurück“.¹⁶ Der zweite Satz scheint auch auf das Unterfangen der Piktographie anwendbar zu sein; jedenfalls enthält es – ganz gegen sein Selbstverständnis – erstaunlich zahlreiche Elemente der Irrationalität. Das läßt sich an diversen inneren Widersprüchen zeigen – also an Tendenzen, die das Postulat der Vernünftigkeit konterkarieren.

Widersprüche

Schon die übliche piktographische Kennzeichnung der Toilettentüren – ein Mann, eine Frau – zeigt, daß Piktogramme sich nicht von selbst ‚erklären‘, sondern daß sie ‚gelernt‘ werden müssen. Zwar erkennen wir wohl einen Mann und eine Frau; doch was diese jeweils hinter den bezeichneten Türen tun, das ‚wissen‘ wir, das haben wir schon als Kinder kulturell lernen müssen. Hier steht also eine andere kulturelle Regel – nämlich diejenige der Anständigkeit oder Schamhaftigkeit – gegen eine deutliche piktographische Kennzeichnung der in Frage stehenden Tätigkeit.

Allenfalls mit Hilfe der Abbildung ‚unschuldiger‘ Kinder hat man sich bislang getraut, wenigstens einen Teil der Ausscheidungsvorgänge zu verbildlichen. Aber ohne unmißverständliche Darstellung der Ausscheidungs- und Geschlechtsorgane bleibt nur der Rückgriff auf eine zunehmend als überholt geltende Ausscheidungstechnik: das im Stehen in die Schüssel pinkelnde Büblein – also ein Abbild des nicht aufgeklärten, des noch nicht emanzipierten Mannes.

15 Adorno, Theodor W.: Einleitung in die Musiksoziologie. Zwölf theoretische Vorlesungen Reinbek 1968 (bericht. u. erw. Ausg., 1. Aufl. 1962), 62.

16 Horkheimer, Max u. Adorno, Theodor W.: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Amsterdam 1947, 10.

Ohnehin kann die geforderte Eindeutigkeit des Zeichens den historisch-kulturellen Entwicklungen nicht oder nur schwer folgen, kann mithin auch als Fortschritte empfundene Veränderungen nicht abbilden: Frauen haben im Interesse der Erkennbarkeit Röcke und lange Haare zu tragen, also möglicherweise längst abgelegte soziale Rollenattribute oder kulturelle Zuschreibungen.¹⁷

Gerade die heiklen Konflikte auf dem Kulturterrain der Geschlechter-Gleichberechtigung und -Gleichbehandlung verlangen der Piktographik Differenzierungen ab oder die Darstellung von Ambivalenzen, die dem Selbstanspruch der Geradlinigkeit und Simplizität entgegenstehen. Die Wandlungen der Bekleidungs- und Haarmoden sind nur ein Beispiel für dieses Problem; andere Beispiele für die Abbildung von Veränderungen herkömmlicher Geschlechtsrollen, die zum Teil zu heftigen Auseinandersetzungen führten, sind der Mann, der das Kind an der Hand führt (ein hysterischer Einwand sah hier einen Kindesentführer am Werk), und die Frau als Schwerarbeiterin an der Straßenbaustelle.

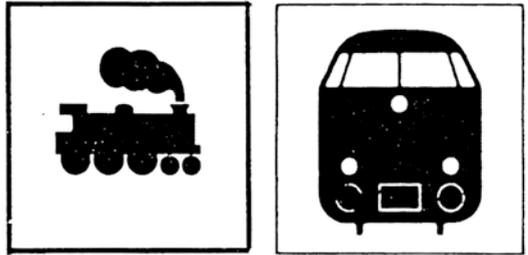


Abb. 6: Infolge des technischen Wandels verändert sich auch das Zeichen für die Eisenbahn. In: Dreyfuss 1972 (wie Anm. 14), 144; Modley 1976 (wie Anm. 14), 64.

Vor allem die historische Entwicklung auf technologischem Gebiet läßt die Piktogramme hinterhinken. Die alte Dampflokomotive war ein unverkennbares Bild für Eisenbahn; doch wo sieht man sie noch?

Der auf die Gabel aufgelegte Telefonhörer, ja noch das geschwungene Gerät mit Ohr- und Mundmuschel und Kabel war anschaulicher Hinweis auf das Fernsprechmittel;

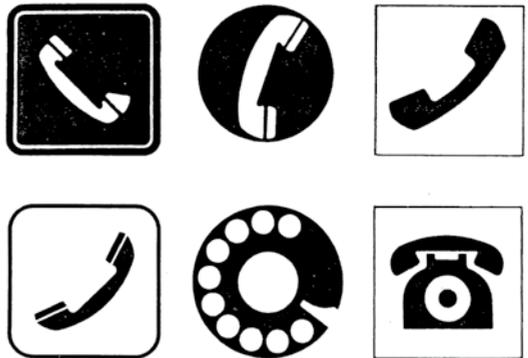


Abb. 7: Veraltete Piktogramme: Telefon-Bildzeichen der sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts. In: Modley 1976 (wie Anm. 14), 55.

¹⁷ Eine engagierte Stellungnahme zu diesem Problem bei Koltermann, Susanne: Piktogramme – wie männlich ist unsere Bildersprache? Hannover 1990.

doch die neuen Geräte sind formlich und gestalterisch entspezialisiert: sie sehen aus wie die Fernbedienungen verschiedenster Apparate.

Das heißt: Das die historische Entwicklung nachahmende Bildzeichen wird unspezifisch – ein weiterer Widerspruch zum Gebot der unmittelbaren Erkennbarkeit. Andere Beispiele ließen sich ohne Mühe anfügen: der einst charakteristisch geschwungene Bildschirm, der vom reinen Rechteck verdrängt wird; die verwechselbar gewordene Kasten- oder (je nachdem) Stromlinienform zahlreicher Geräte. Es scheint also das Unvermögen des Piktogramms, die Sache unmißverständlich anzuzeigen, zu wachsen. Ohnehin gibt es längst das piktographische Stottern, ja die piktographische Kapitulation bei Zeichen, welche sich gezwungen sehen, die Sprache zu Hilfe zu nehmen (etwa das Verkehrsschild, das einen [einen!] Traktor abbildet mit dem sprachlich kläglichen Satz-Zusatz: „dürfen überholt werden“).



Abb. 8: Ein Piktogramm-,Privatsystem' – ohne Erläuterung nicht zu verstehen. Sportartikel-Katalog 2000. In: Winterkatalog 2000/2001 der Schöffel Sportkleidung GmbH. Schwabemünchen, 90.

Solches Scheitern verdiente keinen Satz – auch keinen kritischen! –, wenn es sich nicht lohnte, den Gegensatz aufzuspießen zwischen dem aufgeplusterten Selbstbewußtsein einer piktographischen Tendenz, die auch noch die letzte leergebliebene Fläche vollzupflastern sucht, und den Rätseln, die sie unfreiwillig hinterläßt. In solche Rätsel münden nicht selten die piktographischen Privatsysteme, die zwar auf erhebliche kreative Potenz hinweisen, die aber doch zugleich dem postulierten Ziel der einfachen und raschen Verständlichkeit im Wege stehen.

In der Konkurrenz verschiedener piktographischer Systeme liegt also ein weiterer (und sicher nicht ein letzter) Widerspruch. Die Zahl der Bildzeichen ist begrenzt (nicht von ungefähr haben die Vorstufen unserer Kultur frühzeitig die Bilderschrift aufgegeben zugunsten des flexibleren Alphabets), Doppelungen und Überschneidungen sind deshalb recht

wahrscheinlich. Der Totenkopf kann Gift bedeuten oder eine todfährliche Straßenkurve; an der Toilettentür eines Innsbrucker Museums will das stilisierte Männchen mit abgestreckten Armen sagen, das sei die Herrentoilette – zwischen den Gleisen des Innsbrucker Hauptbahnhofs verbietet uns das gleiche Zeichen indessen das Überschreiten des ‚Bahnkörpers‘.

Die Zeichen nützen also weniger, als ihre Propagandisten hoffen und erwarten; das piktographische Selbstverständnis ist, bei Licht besehen, ein Selbstmißverständnis. Die Zeichen sagen keineswegs und stets das, was zu sagen ihnen auferlegt ist.¹⁸ Gleichwohl *sagen* sie etwas, und sie sprechen zu *uns* als Menschen, die Interesse an den Tendenzen unserer Zeit haben; sie sagen uns etwas über den gegenwärtigen Stand und Zustand unserer Kultur; sie sind Gebärden oder Symptome der Zeit. Dies zu zeigen eignet sich eines der Piktogramme in besonderer Weise: das Zeichen des Pfeils.

Die Modernität des antiquierten Artefakts

Das Pfeilzeichen (und ich meine nicht die Abbildung des Pfeils etwa auf Darstellungen Amors oder Sebastians oder des blitzeschleudernden Jupiters, wo das Artefakt Teil einer Geschichte ist, sondern das aus einem Erzählzusammenhang herausgelöste, also das ‚abstrahierte‘ Zeichen) ist zwar älter als viele andere Piktogramme, die inzwischen zur Ausstattung unseres Alltags gehören (es taucht, soweit wir wissen, erstmals um 1900 auf, und zwar als Zeichen, das dem neuen Vehikel Automobil den Weg weist)¹⁹ – gleichwohl ist es mit seiner ‚erst‘ hundertjährigen Geschichte ein junges Gebilde, ein so charakteristisches wie zugleich anachronistisches Zeichen der Moderne. Anachronistisch ist es, weil es – ganz im Gegensatz zu anderen Piktogrammen, die sich der technologischen Entwicklung anpassen (Beispiele waren uns das Eisenbahn- und das Telefonpiktogramm) – ursprünglich nicht ein modernes Projektil abbildet, sondern ein antiquiertes Artefakt: als gefiederter Pfeil taucht es, mitten in der Moderne, gewissermaßen aus der Archäologie auf.

18 Für Hinweise und Diskussionen danke ich den Teilnehmerinnen und Teilnehmern an meinen Lehrveranstaltungen in Marburg („Zinken, Zeichen, Piktogramme. Öffentliche Geheimzeichen heute“, Wintersemester 2000/2001) und Innsbruck (wie Anm. 11).

19 Vgl. Scharfe, Martin: *Wegzeiger. Zur Kulturgeschichte des Verirrens und Wegfindens*. Marburg a. d. L. 1998, 67 f.

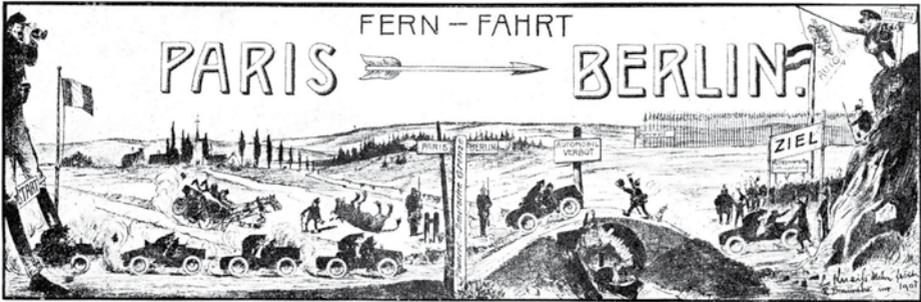


Abb. 9: Erst in der Automobil-Moderne taucht der Pfeil aus der Vorgeschichte auf und ersetzt das alte Hand-Zeichen. Karikatur 1901. In: Duncan, Herbert Osbaldeston: *The World on Wheels*. Paris o.J. (1926), 568.

Warum das so ist (und vielleicht so sein muß), sieht und versteht man, wenn man das Pfeilzeichen – als neues Zeichen des 20. Jahrhunderts – mit dem vorher und seit Jahrhunderten gebräuchlichen alten, die Richtung anzeigenden Symbol vergleicht: nämlich mit der Hand, deren Zeigefinger den richtigen Weg weist.

In diesem Handzeichen war im Grunde nur die uralte, die humane (oder, in der alten Bedeutung des Wortes: die ‚gemütliche‘) Situation, die kommunikative Szene des Weg-Erfragens und des Weg-Weisens („Wo geht’s bitte nach ...?“ – „Da geht’s hin!“) auf Dauer gestellt. Hier fallen also Szene und Zeichen zusammen, sie sind noch nicht getrennt – was man sowohl an den Wegzeigern des 17. und 18. Jahrhunderts sieht, die wie auskunftgebende Männer mit weisenden Armen gebildet sind,²⁰ als auch am Sprachgebrauch in Reiseberichten des frühen 19. Jahrhunderts, in denen zunächst nicht zu unterscheiden ist, ob die Bezeichnung Wegweiser den begleitenden Führer meint oder das ortsfeste Artefakt.²¹

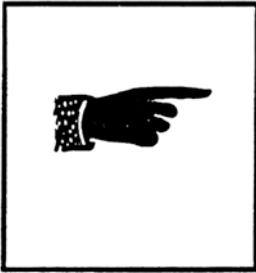


Abb. 10: Die Hand weist den Weg – ein vom Spätmittelalter bis ins 20. Jahrhundert gebräuchliches Zeichen. In: Dreyfuss 1972 (wie Anm. 14), 58.

Die wegzeigende Hand ist also Indiz für Gespräch, Indiz auch für die Situation des Nachdenkens und der wohlbedachten Entscheidung, ja gar für die Szene des Verweilens; zumal die Maler haben immer wieder Szenen des Zögerns und sogar der Hemmung unter dem Pfahl mit der richtungweisenden Hand dargestellt.²²

20 Vgl. Scharfe 1998 (wie Anm. 19), 52 f. (Abb. 20-22).

21 Eine Karikatur (um 1825), die mit dieser Mißverständnismöglichkeit spielt, in: Scharfe 1998 (wie Anm. 19), 46 (Abb. 16).

22 Vgl. z. B. Scharfe 1998 (wie Anm. 19), 43 (Abb. 14) u. 73 (Abb. 45 u. 46).

Das Zeichen des Pfeils indessen hat ganz anderen Charakter. Es hat sich aus der Szene des Gesprächs gelöst, es zeigt die Richtung gewissermaßen wortlos und ohne alle Umstände, es duldet weder Nachfrage noch Zögern, ja mehr noch: es imaginiert – ganz im Gegensatz zum bedächtig erhobenen und das Ziel suchenden Zeigefinger – im Bilde selbst schon die schwirrende Geschwindigkeit. So ist es denn nicht verwunderlich, daß das Zeichen des Wegweiser-Pfeiles just und exakt in den Jahrzehnten sich festsetzt, in denen das Automobil seinen Siegeszug antritt – der Pfeil, der (indem er im Zuge der Abstraktion die Schwanzfedern verliert) bald auch alle Erinnerungen an Organisches abstreift, als vielleicht bezeichnendste Gebäude der Zeit: Zeichen der Richtung, Zeichen der Ordnung, Zeichen der Eile, Zeichen der Ungeduld, Zeichen der Aggression. Denn nicht vergessen werden darf, daß im Bild des Pfeils die Erinnerung an die Waffe schlummert: die Erinnerung an die Jagdwaffe und auch an die Mordwaffe.

Vielleicht ist es noch zu früh, die kulturelle Stimmung am Beginn des 20. Jahrhunderts wissenschaftlich zu beschreiben – ist jene Zeit der Moderne doch immer noch auch Teil *unserer* Moderne (und folglich schwer zu begreifen). Doch drei Tendenzen, die alle (jede für sich) das Zeichen des Pfeils herbeizuzwingen in der Lage waren, sind in jedem Falle zu nennen.

Da waren zum einen Bedürfnis und Notwendigkeit, die neuen Verkehrsströme zu ordnen. Die Eisenbahn hatte sich – durch ihre Schienen und durch die Notwendigkeit des Fahrplans – gewissermaßen selbst reguliert. Das Automobil aber versprach eine völlig neue Freiheit: die Freiheit des ungebundenen und unablässigen Zirkulierens auf minimalistischen Pisten – über die Alpen hinweg, durch Prärie und Wüste hindurch, auf uralten Landwegen, durch uralte Stadtgassen.²³ Regulierung mußte die Freiheit

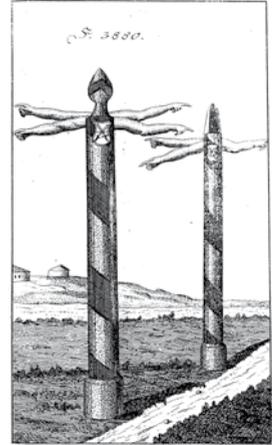


Abb. 11: Wegzeiger des 18. Jahrhunderts – eine auf Dauer gestellte Frage und Antwortszene. Kupferstich 1794. In: Krünitz, Johann Gregor: Oekonomisch-technologische Encyclopädie (...). Teil 62. Berlin 1794, Tafel-anhang, Fig. 3880.

23 Vgl. Scharfe, Martin: „Ungebundene Circulation der Individuen.“ Aspekte des Automobilfahrens in der Frühzeit. In: Zeitschrift für Volkskunde 86 (1990), 216-243; ders.: Pferdekutscher und Automobilist. In: Bimmer, Andreas C. (Hrsg.): Mensch und Tier. Kulturwissenschaftliche Aspekte einer Sozialbeziehung (= Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, N. F. Bd. 27). Marburg a. d. L. 1991, 139-162; ders.: Oben drüber. Neue Erfahrungen mit den Alpen in der Frühzeit des Automobils. In: Geschichte und Region/Storia e regione, 2 (1993), H. 2, 145-164.

einschränken, um das Chaos zu verhindern, das Zeichen den Pfeils mußte der Garant der geordneten Freiheit werden.

Unordnung und die Zeichen des Fortschritts



Abb. 12: Licht gegen Finsternis, Ordnung gegen Unordnung – das Selbstverständnis des Fortschritts. Die Planung der modernen Stadt, Zeichnung von Marcel Lods, 1948. Durth/Gutschow 1987 (wie Anm. 28), 28.

Des weiteren wurde nun in den Anfangsjahrzehnten des 20. Jahrhunderts ‚die Masse‘ als gesellschaftlich-kulturelles Phänomen (und zwar als bedrohliches Phänomen) wahrgenommen, nachdem schon Friedrich Nietzsche Signale solcher Bedrohung glaubte bemerkt zu haben – bereits 1886 konstatierte er das „Zeitalter der Massen“;²⁴ und es war kein Zufall, daß nur wenige Jahre später (noch zu Lebzeiten Nietzsches) Gustave Le Bons „Psychologie des Foules“ (1895) erschien.²⁵ Es ist in unserem Zusammenhang nicht nötig, die Diskussion um die sogenannte Vermassung (ein heftiges Stichwort vor allem der sechziger Jahre) nachzuzeichnen, die bald nach dem Zweiten Weltkrieg durch Hendrik de Mans Buch „Vermassung und Kulturverfall“²⁶ neue Nahrung bekam und durch José Ortega y Gasset's Pamphlet mit dem aufrüttelnden Titel „Aufstand der Massen“, das in Spanien schon 1930, als Taschenbuch in deutscher Übersetzung aber erst 1956 erschienen war;²⁷ aber es ist doch wichtig,

24 Nietzsche, Friedrich: Jenseits von Gut und Böse. Vorspiel einer Philosophie der Zukunft (1886). In: Ders. 1988 (wie Anm. 7), Bd. 5, 9-243, 181 (§ 241). – Mit „Zeitalter der Massen“ ist auch Le Bons Einleitungskapitel überschrieben (vgl. Anm. 25).

25 Le Bon, Gustave: Die Psychologie der Massen. Stuttgart 1951.

26 Vgl. Man, Hendrik de: Vermassung und Kulturverfall. Eine Diagnose unserer Zeit. Bern 1951.

27 Ortega y Gasset, José: Gesammelte Werke. Augsburg 1996, Bd. 3, 7-155; ders.: Der Aufstand der Massen. Hamburg 1956.

die kulturelle Stimmung zu registrieren, in die diese Diskussion eingebettet war: allein schon manche Kapitelüberschriften wie „Die Tatsache der Überfüllung“ (Ortega y Gasset) oder „Das Zeitalter der Angst“ (de Man) deuten an, mit welchem Unbehagen, ja mit welcher Angst der postulierte ‚Aufstand der Massen‘ wahrgenommen wurde; der starre und erschrockene Blick auf die Masse war nur Symptom des Bedürfnisses nach Regelung, Ausrichtung, Ordnung.

Ohnehin, und das ist ein dritter Aspekt (und sicher der wichtigste), verstand sich der unbedingte Glaube an den Fortschritt als Drang, ja Wut, die Unordnung abzuschaffen und damit alles Alte, Gewachsene, Ungeregelte auszumerzen – eine triebhafte Tendenz, die sich beispielsweise in der Neugestaltung der im Zweiten Weltkrieg zusammengebombten deutschen Städte auszutoben versuchte: Licht sollte die Finsternis ersetzen, Gradlinigkeit und Einbahnigkeit das Chaos des gemischten Verkehrs, die neue Ordnung die alte Unordnung.²⁸ Es war der Glaube an einen Fortschritt, der angeblich weiß, wo er hin will; an einen Fortschritt, der alles mitreißt und kein Zaudern gestattet; an einen Fortschritt, der mit Macht und großer Geschwindigkeit voranstürmt und keine Zweifel kennt. Das Zeichen dieses Fortschritts ist der Pfeil.

Das ist der letzte Grund, warum wir heute Pfeilzeichen in unendlicher Anzahl finden; wohin wir auch schauen: die Pfeile wollen uns helfen – überall, im Übermaß, ja sie drangsaliieren uns geradezu. Die Lust, den Pfeil zu malen und zu setzen, dieses Zeichen der Aggressivität (andere sagen: dieses Zeichen des Phallischen), ist so groß, daß die Widersprüche und Inkonsistenzen, die auf Irrationalität beruhen, gar nicht mehr bemerkt werden. Die Irrationalität des Zeichens der Rationalität beginnt mit der Abknickung

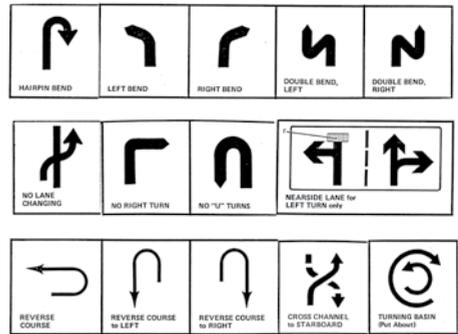


Abb. 13: Variationen des gebogenen, gebrochenen, gespaltenen Pfeils. Montage aus Dreyfuss 1972 (wie Anm. 14).

28 So die Ideen des Architekten Marcel Lods, der im Auftrag der französischen Militärregierung den Neuaufbau der zerstörten Stadt Mainz plante. Vgl. z. B. Durth, Werner u. Gutschow, Niels: Architektur und Städtebau der fünfziger Jahre (= Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz, Bd. 33). Bonn 1987, 28; Rabeler, Gerhard: Wiederaufbau und Expansion westdeutscher Städte 1945–1960 im Spannungsfeld von Reformideen und Wirklichkeit (= Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz, Bd. 39). Bonn 1990, 37 f., (Abb. 29 u. 30).

und mit der Biegung des Pfeils; sie setzt sich fort in Wanderzeichen, die gar keines Pfeiles bedürften, weil man Wanderstrecken ja in der einen oder in der gegenläufigen Richtung begehen kann (weshalb es genügt, mit Farbe oder einfachem Zeichen anzuzeigen, daß man sich auf dem richtigen Weg befindet); sie nervt mit der Forderung, die Bildzeichen gedanklich in andere Ebenen umzukippen (wie auf Bahnsteigtafeln, wo der nach oben zeigende Pfeil heißt: vorwärts, der nach unten zeigende: rückwärts); sie verwirrt mit Abbiegegebote auf Straßen (ich muß links abbiegen, aber zuerst eine Verkehrsinsel rechts umfahren); auf Autobahnen haben wir ohnehin längst gelernt, *rechts* abzubiegen, wenn wir nach *links* wollen. So viel Übereifer, ja so viel Unsinn im Namen der Vernunft läßt sich nicht mit einer ‚Mode‘ erklären – vielmehr muß die Mode selbst erklärt werden.

Piktographik als Symptom

Max Horkheimer und Theodor W. Adorno haben schon vor mehr als sechs Jahrzehnten vorgeschlagen, die Aufklärung als „radikal gewordene, mythische Angst“²⁹ zu deuten und mithin alle Mittel der Aufklärung als im Dienste dieser panischen Attitüde stehend zu betrachten – folglich, könnten wir sagen, auch die gesamte Piktographik: das Piktogramm (und insbesondere der Pfeil) als Ausdruck einer Ordnungswut, die keiner mehr hinterfragt. Nichts darf mehr ungeordnet, alles muß mit dem Mal des Piktogramms bezeichnet sein: „Es darf überhaupt nichts mehr draußen sein, weil die bloße Vorstellung des Draußen die eigentliche Quelle der Angst ist.“³⁰

So wären wir denn am Ende bei Ahnungen über die Bedeutung der Piktogramm-Wut angelangt, die Liebhaber der klassischen Wissenschaftsterminologie vielleicht als Thesen bezeichnen würden – Thesen oder wissenschaftliche Ahnungen, welche sich aus den erwähnten Beispielen und Sachzusammenhängen als keineswegs allzu kühne (möchte ich sagen) Quintessenz ergeben:

Was ganz naheliegt zu erwähnen, ist erstens die unmittelbare *Aufgabe und Funktion* der Piktogramme: sie sollen uns den Alltag bewältigen helfen, sie sollen uns unsere Ziele geräuschlos und schnell finden lassen. Die *Bedeutung* der Piktogramme freilich ist etwas ganz anderes als die Aufgabe, die ihnen zugewiesen wird – sie liegt gewissermaßen *dahinter*; denn indem wir ihnen die Aufgabe des umstandslosen Zielfindens zuteilen,

²⁹ Horkheimer/Adorno 1947 (wie Anm. 16), 27.

³⁰ Horkheimer/Adorno 1947 (wie Anm. 16), 27.

geben wir zugleich zu erkennen, daß wir das Zögern, Verweilen, das Zielverfehlen, das Verirren fürchten; vielleicht gar steckt hinter dieser Furcht die Ahnung, daß wir mit dem Abgrund unseres Unbewußten alleingelassen sein könnten.

Die Piktographik ist aber, indem sie alles ordnen zu können vorgibt, zugleich und zweitens auch Symptom der Angst vor der Unordnung als dem Todfeind und Gegenpol des Fortschritts – ein Zusammenhang, den Bertolt Brecht in seinem 1930er Gedicht „Der Ozeanflug“ augenöffnend zum Ausdruck gebracht hat: „So auch herrscht immer noch / In den verbesserten Städten die Unordnung / Welche kommt von der Unwissenheit und Gott gleicht“; erst der Freund des Fortschritts (hier der Flieger – ist es zu weit hergeholt, wenn ich sage: auch der, der sich mit dem Pfeil bewegt; auch der, der der Pfeil *ist?*) ist der wirklich emanzipierte Mensch: „Wenn ich fliege, bin ich / Ein wirklicher Atheist.“³¹ Das Piktogramm ist Fingerzeig auf die Angst, in der Unordnung umzukommen und den Fortschritt zu verlieren.

Die Pfeile suggerieren, daß es immer weitergeht, und zwar geschwinde, kopflos sozusagen und selbstverständlich; die Bewegung hat sich samt ihrer Eile verselbständigt; die Frage nach dem Sinn von Bewegung und Eile, die Frage nach dem Ziel hat man vergessen. Insofern ist das Piktogramm (und insbesondere das Piktogramm Pfeil), drittens, unbewußter Ausdruck der Angst vor dem Ende des Fortschritts, der Angst vor dem Stillstand, der Angst vor dem verschlossenen (und zwar vor dem aus eigenem Verschulden verschlossenen!) Notausgang: „die Menschen erwarten“, lesen wir in der „Dialektik der Aufklärung“ aufs neue, „daß die Welt, die ohne Ausgang ist, von einer Allheit in Brand gesetzt wird, die sie selber sind und über die sie nichts vermögen.“³² Freud hatte kurz zuvor ähnliche Vermutungen geäußert.³³

Letztlich aber deutet die Piktographik und insbesondere ihr zentrales Zeichen Pfeil nicht nur auf die Befürchtung oder Ahnung eines allgemeinen Endes der Kultur hin, sondern auf das unbehagliche Wissen um den sehr konkreten eigenen Tod. Justinus Kerner hat schon sehr früh die Frage gestellt, ob nicht (so jedenfalls müssen wir heute seine Zeilen verstehen) die Euphorie der Fortschrittsbegeisterten und der die modernen Verkehrsmittel anhimmelnden Eiligen nur dazu diene, die Gewißheit des Todes zu vernebeln: „Fahr’ zu, o Mensch! Treib’s auf die Spitze, / Vom Dampfschiff bis zum

31 Brecht, Bertolt: Der Ozeanflug; zit. nach Krause, Markus (Hrsg.): Poesie und Maschine. Die Technik in der deutschsprachigen Literatur. Köln 1989, 238-240, 239.

32 Horkheimer/Adorno 1947 (wie Anm. 16), 42.

33 Vgl. Freud, Sigmund: Das Unbehagen in der Kultur (1930). In: Ders.: Das Unbehagen in der Kultur. Und andere kulturtheoretische Schriften. Frankfurt a. M. 1994, 29-108, 108.

Schiff der Luft! / Flieg' mit dem Aar, flieg' mit dem Blitze! / Kommst weiter nicht, als bis zur Gruft.³⁴ So lautet die Schlußstrophe des Gedichtes „Im Eisenbahnhofe“ von 1852, und es steht uns frei, bei der Vorstellung des Fluges mit dem Blitz nochmals an die Pfeilzeichen zu erinnern, mit deren Hilfe wir uns in Windeseile an irgend ein Ziel katapultieren wollen.

Piktographik ist also, wollte ich sagen, der Ausdruck eines ‚Unbehagens in der Kultur‘ (um Freuds vorsichtige Formulierung von 1930 heranzuziehen); oder sie ist gar, wenn ich dem Reiz der drastischeren Sprache folge, Symptom einer tiefen Krise der Kultur.

³⁴ Kerner, Justinus: Im Eisenbahnhofe. In: Krause 1989 (wie Anm. 31), 39 f., 40.

Autorinnen und Autoren

Aurelia Benedikt (geb. 1948) absolvierte nach dem Besuch der Kunstgewerbeschule in Graz neben einer Tagesarbeit in der Werbebranche die Reifeprüfung in Abendkursen; Studium der Geschichte, Philosophie und Romanistik an der Universität Wien, Abschluss 1979 mit einem Doktorat. Nach Werkverträgen und Forschungsaufträgen in Salzburg und Innsbruck, Engagement im kirchlichen Bereich, verbunden mit Ausstellungs- und Publikationstätigkeit. Nach der Pensionierung 2009 erneuter Studienbeginn an der Universität Innsbruck.

Alexandra Bröckl

Anny Franzelin (geb. in Bozen 1985), Studium der Europäischen Ethnologie und der Betriebswirtschaft in Innsbruck; 2006/07 Mitarbeit bei der Veröffentlichung „Verbrannte Visionen. Erinnerungsorte der Täufer in Tirol“, hrsg. von Astrid Schlachta u. a.; 2008/2009 Durchführung des Euromobilprojekts „Entwicklung eines Inszenierungskonzeptes zur Neuausrichtung einer touristischen Destination in Vorarlberg. Der Schlossberg (Altems) in Hohenems“; seit 2004 Tätigkeit im Vorstand des Landesverbandes der Tiroler Krippenfreunde; seit 2009 Geschäftsführerin des Verband der Krippenfreunde Österreichs.

Jenny Illing (geb. 1978); seit 2006 Studium der Europäischen Ethnologie an der Universität Innsbruck, vorläufiger Abschluss mit Bakk. phil.

Stefanie Kießling (geb. 1983), Studium der Europäischen Ethnologie, Geographie und Soziologie in Bamberg und Innsbruck; seit April 2010 studentische Hilfskraft am Lehrstuhl für Neuere und Neuste Geschichte der Universität Bamberg. Sie ist dort unter anderem in ein Forschungsprojekt zur Unternehmensgeschichte der Baumwollspinnerei Erlangen-Bamberg (ERBA) involviert.

Nikola Langreiter, Studium der Volkskunde/Europäischen Ethnologie und Publizistik und Kommunikationswissenschaften in Wien; Absolventin des Graduiertenkolleg Historische Anthropologie am Interuniversitären Institut für Forschung und Fortbildung ebendort; danach freiberufliche Forscherin, von 2000–2005 Redakteurin von „L'HOMME. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft“; 2002 Doktorat in Wien; seit 2010 Assistentin am Institut für Geschichtswissenschaften

ten und Europäische Ethnologie, Fach Europäische Ethnologie der Universität Innsbruck. Arbeitsschwerpunkte: Biografie- und Genderforschung, Tourismus im Alpenraum, Wissenschaftskulturen und methodische Fragen.

Klara Löffler, Erstberuf Tischlerin, dann Studium der Volkskunde, Soziologie und Kunstgeschichte in Würzburg und Regensburg. Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Volkskunde Universität Regensburg; Assistentin am Institut für Volkskunde/Europäische Ethnologie der Universität Wien. 1996 Doktorat in Tübingen; 2001 Habilitation, seither ao. Univ.-Prof. am Institut für Europäische Ethnologie in Wien. Arbeitsschwerpunkte: Biographie und alltägliches Erzählen, Methodik/Methodenkritik und deren Theorie, Demokratisierung und Popularisierung von Wissensordnungen, Tourismus- und Freizeitforschung, Stadtethnographie, Diskurse und Methoden materieller und visueller Kulturforschung.

Gerlinde Malli, Kulturwissenschaftlerin und Soziologin, promovierte 2009 zum Thema „Lebenswelten prekariisierter Jugendlicher“ als DOC-Team-Stipendiatin der Österreichischen Akademie der Wissenschaften am Institut für Kulturanthropologie der Universität Graz. Arbeitet derzeit in der Forschungsabteilung des Instituts für Gesundheitsförderung und als Lehrbeauftragte in Graz. Zusammen mit Diana Reines und Gilles Reckinger hat sie den Band „Bürgerschreck Punk. Lebenswelten einer unerwünschten Randgruppe“ (Wien 2006) verfasst; aktuell erschienen ist ihr Buch „Sie müssen nur wollen“. Gefährdete Jugendliche im institutionellen Setting“ (Konstanz 2010).

Thomas Northoff (geb. 1947) lebt als Volkskundler und Schriftsteller in Wien. Seit 1983 Aufbau des Österreichischen GraffitiArchiv für Literatur, Kunst und Forschung. Konzeption der mehrtägigen Symposien „Die Sprache an den Wänden“ (Wien 1992, 1993, 1998), bei denen erstmals in Österreich die Graffiti-forschung als Wissenschaftszweig einer breiteren Öffentlichkeit vorgestellt wurde. Dissertation zum Thema: „WortGraffiti: Texturen inoffizieller Botschaften im öffentlichen Raum. Identitätsreper-toires und Transportmittel der ethnischen Abgrenzung.“

Laurent Promme, > ergänzen laut Grenzgänge

Johanna Rolshoven studierte an der Universität Aix-Marseille I, an der Universität Marburg und habilitierte sich 2005 in Volkskunde an der Universität Zürich zum Thema „Volkskunde/Europäische Ethnologie als kritische Kulturwissenschaft. Methodologisch-epistemologische Beiträge zur Fachidentität“. Nach Forschung und Lehre

an den Universitäten Basel, Frankfurt a. M., Fribourg, Hamburg, Innsbruck, Joensuu, Marburg, Neuchâtel, Turku und Zürich ist sie seit 2009 Professorin für Kulturanthropologie an der Universität Graz. Im Rahmen der Alltagskulturforschung arbeitet sie zu den Bereichen Materielle Kultur und Technik, Biografie sowie Jugend- und Genderforschung; im Rahmen einer interdisziplinären Stadt-Raum-Kulturforschung vertritt sie eine kulturwissenschaftliche Mobilitätsforschung sowie die International Association for Cultural Studies in Architecture.

Sarah Sailer (geb. 1985), Studium der Europäischen Ethnologie an der Universität Innsbruck, vorläufiger Abschluss mit Bakk. phil.

Martin Scharfe (geb. 1936), Studium der Volkskunde, Kunstgeschichte und Soziologie in Tübingen; von 1965 bis 1968 wissenschaftlicher Angestellter bei der Württembergischen Landesstelle für Volkskunde in Stuttgart; 1968 Promotion, danach Assistent und Akademischer Rat am Ludwig-Uhland-Institut für empirische Kulturwissenschaft in Tübingen; 1980 Habilitation; seit 1985 Professor für Europäische Ethnologie und Kulturforschung an der Universität Marburg; 2002–2006 und 2008 Gastprofessor am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Innsbruck.

Alexandra Schwell studierte Europäische Ethnologie, Soziologie und Politikwissenschaft in Berlin und Poznań. Im Jahr 2007 promovierte sie an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt (Oder) im Fach Vergleichende Kultur- und Sozialanthropologie mit einer Arbeit über die deutsch-polnische Grenzschutzkooperation. Nach einem PostDoc-Stipendium der Fritz-Thyssen-Stiftung ist sie seit 2008 Universitäts-Assistentin am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien. Forschungsschwerpunkte: Osteuropa, Border Studies, Sicherheit und Europäische Integration.

Martin Steidl (geb. 1979), seit 2003 Studium der Europäischen Ethnologie/Volkskunde in Innsbruck; 2007–2009 Projektarbeit ebendort; 2009 Mag. phil.; seit 2009 Promotionsstudium der Philosophie in Innsbruck; 2009 Lehrauftrag am Institut für Populäre Kulturen/Abteilung Populäre Literaturen und Medien der Universität Zürich; 2010 Assistenzvertretung am Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie der Universität Innsbruck.

Anna Stoffregen (geboren 1981) studierte Europäische Ethnologie, Politik- und Rechtswissenschaften in Marburg und Wien, schloss 2007 ab und begann 2008 mit einer Dissertation zum Thema „Linz09 – Kulturhauptstadt Europas“; seit Anfang 2009 Stipendiatin der Österreichischen Akademie der Wissenschaften [DOC] und am

Institut für Europäische Ethnologie in Wien als Projektmitarbeiterin angestellt. Ihre Forschungsschwerpunkte und Interessen sind Stadtforschung, Ethnographie, Stadtplanung, Architektur und Kulturpolitik; Anna Stoffregen ist Redakteurin bei „Fensterplatz – Studentische Zeitschrift für Kulturforschung“.

Anselm Wagner (geb. 1965) studierte Kunstgeschichte und Philosophie in Salzburg und München, war als Galerieleiter und Kunstkritiker tätig und lehrte an verschiedenen Universitäten in Salzburg, Linz, Graz, Wien und Minneapolis. Er ist Herausgeber von: Heinrich Schwarz: Techniken des Sehens – vor und nach der Fotografie (Salzburg 2006); Abfallmoderne. Zu den Schmutzrändern der Kultur (Wien u. Berlin 2010). Seit 2010 ist er Professor für Architekturtheorie an der Technischen Universität Graz.

Jens Wietschorke, Studium der Empirischen Kulturwissenschaft/Volkskunde/Europäischen Ethnologie, Philosophie und der Neueren Deutschen Literatur in Tübingen, Wien und Berlin; Promotion 2009 an der Humboldt-Universität zu Berlin; seit Dezember 2009 Universitätsassistent am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien. Dort arbeitet er an einem Habilitationsprojekt zu „Berliner Tempo/Wiener Gemüt. Zur wechselseitigen Konstitution zweier Metropolenkulturen im 19. und 20. Jahrhundert“. Weitere Forschungsschwerpunkte: Stadtforschung und Stadtanthropologie, Symbolische Ökonomie des Bildungsbürgertums, Industrie- und Technikgeschichte, Industriekultur und Wissenschaftsgeschichte.

Thomas Rupert Winkler (geb. 1982 in München) Studium der Europäischen Ethnologie und der Geschichte an der LFU Innsbruck; seit WS 2009/10 Studienrichtungsvertreter der Europäischen Ethnologie an der LFU Innsbruck. 2009 Mitarbeit in der Redaktion von Publikationen des Stadtarchivs Rosenheim (Bayern) über den Rosenheimer Friedhof mit dem Titel „Hinaus zu den stillen Gräbern“, sowie zur Stadtgeschichte Rosenheims mit dem Titel „Rosenheim. Geschichte und Kultur“.

Fensterplatz – Zeitschrift für Kulturforschung

Für Studierende der Europäischen Ethnologie,
Empirischen Kulturwissenschaft, Volkskunde,
Kulturanthropologie usw.



Nach Heft 1 (2009) zur „Krise“ ist nun
Heft 2 (2010) zur „Straße“ erhältlich:

... über Highways und Kreuzungen,
durch Gärten und Vorstadtkämpfe ...

Leseproben, Einzelbestellungen, Abos
unter www.ringbuch-verlag.de.

Die freiwillig arbeitende Redaktion ist
immer für Mitstreiter_innen offen!
redaktion.fensterplatz@googlemail.com.